allg.
Gesch.

John Carter Brown
Library
Brown University

1005/10

VIII, 456 58.

G

Wilhelm Thomas Raynals

philosophische und politische

Geschichte

der

Besitzungen und Handlung

der Europäer

in beyden Indien.

Dritter Band.

Nach der neuesten Ausgabe übersezt, und mit Anmerkungen versehen.

Kempten, im Verlag der typographischen Gesellschaft

1785.

K. Württ. Landesbibliothek Stuttgart
Abgängige Dublette

1939
g
310

Verzeichnis
der
abgehandelten Materien.

Fünftes Buch.

Handlung von Dänemark, Ostende, Schweden, Preußen, Spanien, Rußland nach Ostindien. Wichtige Fragen über die Verbindungen Europas mit Indien.

Einleitung.

I. Veränderungen Dänemarks in den ältesten Zeiten . . . Seite 3.

II. Dänemark unternimmt den Handel nach Indien . . . 8.

III. Veränderungen, die der dänische Handel nach Indien erfahren hat . . . 12.

IV. Gegenwärtiger Zustand der Dänen in Indien . . . 20.

V. Errichtung einer ostindischen Gesellschaft zu Ostende . . . 31.

VI. Ursachen, durch die der Untergang der Gesellschaft zu Ostende bewerkstelliget worden ist . . . 35.

VII. Schwedische Gesellschaft. Staatsveränderungen in der Regierung dieser Nation 39.

VIII. Die Schweden nehmen an dem Handel nach Indien Antheil : : 45.

IX. Gegenwärtige Lage von Schweden : 50.

X. Der König von Preußen errichtet zu Emden eine Handlungsgesellschaft nach Ostindien. Schilderung dieses Fürsten. Schicksal seiner Niederlassung : 71.

XI. Niederlassungen der Spanier auf den Philippinen. Beschreibung dieser Inseln : 79.

XII. Die Spanier und Portugiesen bestreiten einander den Besitz der Philippinen : 82.

XIII. Spanien errichtet Niederlassungen auf den Philippinen. Ursachen, die ihren glücklichen Erfolg gehemmt haben : 85.

XIV. Gegenwärtiger Zustand der Philippinen 88.

XV. Welchen Gefahren die Philippinen ausgesetzt sind : : : 92.

XVI. Was die Philippinen werden könnten 96.

XVII. Allgemeine Vorstellung von der Tartarey 110.

XVIII. Streitigkeiten der Russen mit den Chinesern in der Tartarey : : 117.

XIX. Rußland erhält die Erlaubniß, Karavanen nach China zu senden, und bahnt sich andere Wege zu dem ostindischen Handel : : : 119.

XX. Rußlands Ausdehnung, Regierung, Bevölkerung, Einkünfte : 128.

XXI.

XXI. Rußlands allgemeiner Handel : 133.

XXII. Rußlands Kriegsmacht : 137.

XXIII. Hindernisse, die Rußlands Wohlstand sich entgegenstellen. Mittel, die man zu ihrer Uebersteigung anwenden könnte : : 143.

XXIV. Von Chinas Handel mit den benachbarten Gegenden : : 153.

XXV. Handlung der Europäer mit China 159.

XXVI. Welches sind die Kenntnisse, die man von dem Thee hat, den die Europäer in China kaufen ? : 161.

XXVII. Ursprung, Natur und Eigenschaften des Porzellans, welches die Europäer in China kaufen : 166.

XXVIII. Die Europäer kaufen Seide in China. Worinn sie von der unsern verschieden ist : : 181.

XXIX. Die Europäer kaufen lackirte Arbeiten und Papier in China. Ueber die Künste dieses Reichs : 187.

XXX. China liefert den Europäern Rhabarber, und einige andre Waaren : : 195.

XXXI. Welche europäische Völker mit China in Handelsverkehr getretten. Welche Summen ihre Käufe ausmachen 200

XXXII. Was aus dem Handel, den Europa mit China treibt, noch werden wird 205.

XXXIII. Soll Europa den Handel mit Indien fortsetzen? : : 209.

XXXIV. Braucht Europa grosse Besitzungen in Indien, um den Handel zu betreiben? : : 223.

XXXV. Soll Europa den Handel nach Indien frey lassen, oder ihn durch ausschliessende Gesellschaften betreiben? 244.

Sechstes Buch.

Entdeckung von Amerika. Eroberung von Meriko. Besitzungen der Spanier in diesem Theil der neuen Welt.

Seite.

I. Parallel zwischen der alten und neuen Geschichte. : : : 265.

II. Aeltere Staatsveränderungen Spaniens. 268.

III. Colombo faßt das Vorhaben, Amerika zu entdecken. : : : 275.

IV. Colombo segelt anfänglich gegen die canarischen Inseln zu. Beschreibung derselben 276.

V. Ankunft des Colombo in der neuen Welt 281.

VI. Zu S. Domingo errichten die Spanier ihre erste Niederlassung in Amerika. Sitten der Einwohner dieser Insel : 283.

VII. Grausamkeiten der Eroberer auf S. Domingo. Was sie bewirken. 289.

VIII. Seefahrt, welche die Spanier zu der Kenntniß von Mexiko führt 300.

IX. Die Spanier langen in Mexiko an. Ihre ersten Gefechte geschehen gegen die Republik von Tlaskala. 307.

X. Nach ihrer Einführung in Mexiko sind die Spanier genöthigt, solches Reich nach mehrern ausserordentlichen Zufällen wieder zu verlassen. 315.

XI. Die Spanier sinnen auf neue Mittel, um Mexiko zu unterjochen, und es gelingt ihnen 324.

XII. Vorstellung, die man sich von Mexiko, ehe es von den Spaniern unterjocht worden ist, machen muß 331.

XIII. Aeusserliche oder innerliche Unruhen, welche Mexiko, seit dem es eine spanische Besitzung geworden ist, betroffen haben 349.

XIV. Was ist Mexiko unter der spanischen Herrschaft geworden 366.

XV. Von dem Pflanzen der Jalappe 370.

XVI. Von dem Bau der Vanille 372.

XVII. Vom Indigobau 374.

XVIII. Von der Zucht der Cochenille 385.

XIX. Von den Bergwerken 390.

XX. Aus welchen Gründen Mexiko sich zu keinem grösern Wohlstand erhoben hat 398.

XXI. Mexikos Verkehr mit den Philippinen 407.

XXII. Beschreibung der marianischen Inseln. Die daselbst gefundene Sonderheiten 411.

XXIII. Californiens ehemaliger und gegenwärtiger Zustand : : : : 422.

XXIV. Verkehr von Mexiko mit Peru und Spanien über Guatimala : : 434.

XXV. Beschreibung von Honduras, Yucatan und Campesche. Was Spanien und England daselbst entzweyt : : 442.

XXVI. Veracruz ist es vorzüglich, durch das Mexiko mit Spanien Verkehr unterhält. Nach welchen Grundsätzen diese Handlung bisher geleitet worden ist. : 450.

Ende des Verzeichnisses.

Philosophische und politische

Geschichte der Besitzungen und der Handlung der Europäer in beyden Indien.

Fünftes Buch.

Handlung von Dänemark, Ostende, Schweden, Preußen, Spanien, Rußland nach Ostindien. Wichtige Fragen über die Verbindungen Europas mit Indien.

Die mächtigsten Nationen sind, so wie die grösten Flüße, bey ihrer Entstehung nichts gewesen. Man würde schwerlich seit der Schöpfung eine einzige anführen können, die sich während eines langen Zeitraums von Ruhe, blos durch die Fortschritte ihres Fleißes, blos durch die Hülfsquellen ihrer Bevölkerung von sich selbst ausgebreitet, oder bereichert hätte. Die Natur, welche

die Geyer und die Tauben schaft, rüstet auch die wilde Horde aus, welche eines Tags über die friedsame Gesellschaft, die sich in ihrer Nachbarschaft gebildet hat, oder die sie auch auf ihren herumstreifenden Zügen antreffen wird, sich hermachen wird. Die Reinigkeit des Geblüts unter den Nationen, wenn man sich so ausdrücken darf, so wie die Reinigkeit des Geblüts unter den Familien kann nur von kurzer Dauer seyn, wenn selbige nicht einige seltsame und religiöse Einrichtungen aufhalten. Die Vermischung ist eine nothwendige Wirkung einer unendlichen Menge von Ursachen; und überall entspringt von der Vermischung ein vervollkommneter oder verschlimmerter Stamm, nachdem entweder die Denkungsart und Sitten des Eroberers sich nach der Denkungsart und den Sitten des unterjochten Volks gemodelt, oder aber die Denkungsart und Sitten des unterjochten Volks der Denkungsart und Sitten des Eroberers sich gefügt haben. Unter den Beschleunigungsursachen der Verwirrung zeigt sich zuerst und vorzüglich die durch die schlechte Beschaffenheit des Bodens und die Undankbarkeit des Aufenthalts mehr oder weniger schnell beförderte Auswanderung. Wenn der Adler in den öden Klippen seines Ursprungs einen behaglichen Unterhalt fände, so würde ihn sein schneller Flug niemals mit halboffnem Schnabel und ausgestreckten Klauen auf die unschuldigen Heerden, die am Fuß seines steilen Aufenthalts weiden, hinführen. Aber was thut der kriegerische und gefräßige Vogel, wenn er sich seiner Beute bemächtigt hat? Er sucht wieder den Gipfel seiner Felsenspitze, und kömmt nicht

eher

eher zurück, bis er aufs neue von seinem Bedürfnis darzu aufgefordert wird. Auf die nemliche Art geht der Barbar mit seinem gesiteten Nachbar um; und diese Räuberey würde ewig fortdauern, wenn die Natur zwischen den Bewohner einer Gegend und den Bewohner einer andern Gegend, zwischen den Menschen im Gebirge und den Menschen auf der Ebene, oder in Morästen die nemlichen Schranken, welche die verschiedenen Arten der Thiere absondert, gesetzt haben würde.

I.

Veränderungen Dänemarks in den ältesten Zeiten.

Es ist eine ziemlich allgemein angenommene Meynung, daß die Cimbern in den ältesten Zeiten die am Ende Germaniens liegende cimbrische Halbinsel bewohnten, die heut zu Tage unter dem Namen Holstein, Schleswig und Jütland bekannt ist; und daß die Teutonen die benachbarten Inseln inne hatten. Es mögen nun diese beyden Völker einen gemeinschaftlichen Ursprung gehabt haben oder nicht, so zogen sie doch zusammen, und Nationenweise aus ihren Wäldern oder Morästen, um in Gallien Beute, Ehre und eine gelindere Himmelsgegend zu suchen. Sie nahmen sich sogar vor, über die Alpen zu setzen, als Rom urtheilte, es sey Zeit, einem Strom, der alles mit sich fortriß, Dämme entgegen zu setzen. Die Barbaren siegten über alle Feldherren,

die ihnen diese stolze Republik entgegen stellte, bis auf den merkwürdigen Zeitpunkt, da sie vom Marius ausgerottet wurden.

Ihr nach dieser schrecklichen Begebenheit fast ganz wüste gewordenes Land wurde von neuem durch Scythen, die Pompejus aus der weiten, zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meer eingeschlossenen Gegend vertrieben hatte, und die hierauf nach den nördlichen und westlichen Theilen Europas hinzogen, und sich die Nationen unterwarfen, auf die sie in ihrem Zug stießen, besetzt. Sie unterjochten Rußland, Sachsen, Westphalen, die cimbrische Halbinsel, und selbst Finnland, Norwegen und Schweden. Man giebt vor, Odin, ihr Anführer, habe so viele Gegenden nur darum durchwandert, und zu bezwingen gesucht, damit er alle Gemüther gegen die furchtbare, verhaßte und tyrannische Macht der Römer aufbringen möchte. Diese Gährung, die er bey seinem Tod in Norden zurückließ, wirkte insgeheim so wohl, daß einige Jahrhundert darnach alle Nationen einmüthig über dieses gegen alle Freyheit verschworne Reich herstürzten, und den Trost hatten, es über den Haufen zu werfen, nachdem sie es durch verschiedene wiederholten Erschütterungen geschwächt hatten.

Nach diesen ruhmvollen Heerzügen waren Dänemark und Norwegen unbewohnt. Aber sie erholten sich nach und nach im Stillen, und fiengen wieder an, ihren Namen gegen den Anfang des achten Jahrhunderts in Ruf zu bringen. Da war die Erde nicht mehr der Schauplatz ihrer Tapferkeit; das Weltmeer eröfnete ihnen eine andere Bahn. Von zwey Meeren unge-

umgeben, ergaben sie sich gänzlich der Seeräuberey, die immer für rohe Völker die erste Schule der Schiffahrt ist.

Sie versuchten ihr Glück anfänglich an den benachbarten Staaten, und bemächtigten sich der geringen Anzahl Kauffahrtheyfahrzeuge, die das baltische Meer durchschifften. Dieses erste Glück machte ihren unruhigen Geist kühner, und setzte sie in den Stand, beträchtlichere Unternehmungen auszuführen. Sie ängstigten mit ihren Räubereyen die Meere und Küsten von Schottland, Irrland, England, Flandern, Frankreich, ja selbst von Spanien, Italien und Griechenland. Oft drangen sie in das Innere dieser weitläufigen Gegenden, und eroberten sogar die Normandie und England. Ungeachtet der Dunkelheit, die in den Jahrbüchern dieser barbarischen Zeiten herrscht, lassen sich doch einige von den Ursachen so vieler seltsamen Begebenheiten entdecken.

Anfänglich hatten die Dänen und Norweger einen heftigen Hang zur Seeräuberey, den man immer bey Völkern bemerkt hat, die um das Meer herum wohnen, wenn sie nicht durch gute Sitten und gute Gesetze abgehalten werden. Die Gewohnheit mußte sie mit dem Ocean vertraut machen und an dessen Ungestüme gewöhnen. Abgang des Ackerbaus, wenige Viehzucht und schwache Hülfe von der Jagd, in einem mit Schnee und Eis bedeckten Land, heftete sie nicht an ihr Vaterland. Die Leichtigkeit, Flotten zu bauen, die weiter nichts waren, als schlecht zusammen gefügte Flöße, um längst dem Ufer zu schiffen, gab ihnen die Mittel in die Hände, überall hinzukommen, zu landen, zu

plündern und sich wieder einzuschiffen. Das Seeräuberhandwerk war für sie, was es für die ersten Helden Griechenlands gewesen war, die Laufbahn des Ruhms und des Glücks, das Handwerk der Ehre, die in der Verachtung aller Gefahren bestand. Dieses Vorurtheil flößte ihnen einen unüberwindlichen Muth bey ihren Unternehmungen ein, die bald durch verschiedene vereinte Anführer, bald in eben so viel Heere, als Völkerschaften getheilt waren, ausgeführt wurden. Diese plötzlichen, an hundert Orten auf einmal geschehenen Einfälle ließen den Bewohnern der schlecht regierten und deswegen schlecht vertheidigten Küsten eben nichts übrig, als die traurige Wahl, erwürget zu werden, oder aber alles hinzugeben, was sie hatten, um nur das Leben zu retten.

Obgleich diese verheerende Denkungsart eine Folge des wilden Lebens, das die Dänen und Norweger führten, und der groben und gänzlich kriegerischen Erziehung, die man ihnen gab, war, so war sie doch noch mehr das Werk der Religion des Odins. Dieser trugvolle Eroberer erhöhte, wenn man so sagen darf, durch seine blutgierigen Lehrsätze die natürliche Wildheit dieser Völker noch mehr. Er wollte, daß alles, was zum Krieg diente, Degen, Aexte, Lanzen vergöttert seyn sollte. Man bestätigte durch so theure Werkzeuge die heiligsten Verbindungen. Eine mitten im Feld aufgesteckte Lanze lockte zum Gebet und zum Opfern herbey. Der nach seinem Tod unter die Unsterblichen versetzte Odin selbst ward die erste Gottheit dieser abscheulichen Gegenden, wo die Felsen und die Wälder mit Menschenblut gefärbt und geweiht wurden.

Seine

Seine Anhänger glaubten ihn zu ehren, wenn sie ihn den Gott der Heere, den Vater des Metzelns, den Verwüster, den Versenger nannten. Die Krieger, die in den Streit zogen, gelobten ihm eine gewisse Anzahl Seelen zu schicken, die sie ihm weihten. Diese Seelen waren Odins Zoll. Man glaubte allgemein, dieser Gott zeigte sich in den Schlachten, bald um die zu beschützen, die sich muthig vertheidigten, bald die glücklichen Opfer zu schlagen, die er zum Tod bestimmt hatte. Sie folgten ihm in die himmlischen Wohnungen, die nur den Kriegern offen standen. Man lief in den Tod, in die Martern, um diese Belohnung zu verdienen. Sie erhob vollends die Neigung dieser Völker zum Krieg, bis zur Schwärmerey, bis zu einem Taumel nach Blut.

Das Christenthum stieß alle Begriffe, welche die Kette eines solchen Systems ausmachten, über den Haufen. Es war den Bekehrern desselben daran gelegen, daß ihre Proselyten ein ruhiges Leben führen möchten, um mit mehrerm Nutzen an ihrem Unterricht zu arbeiten; und es gelang ihnen, sie von dieser herumstreifenden Lebensart dadurch abzubringen, daß sie ihnen andere Mittel zu ihrem Lebensunterhalt angaben. Sie waren glücklich genug, ihnen Geschmack an dem Ackerbau und vor allem an der Fischerey beyzubringen. Die große Menge des Herings, den das Meer damals an die Küsten brachte, verschafte ein sehr leichtes Unterhaltungsmittel. Der Ueberfluß an diesem Fisch ward gar bald gegen das nöthige Salz, um damit die übrigen eßbar zu erhalten, vertauscht. Einerley Glauben, neue Verhältnisse, wechselseitige Bedürfnisse, eine große

Sicherheit, munterte diese neuentstehenden Verbindungen auf. Die Veränderung war so vollkommen, daß man seit der Bekehrung der Dänen und der Norweger nicht die mindeste Spur von ihren Unternehmungen und Räubereyen in der Geschichte findet.

Der neue Geist, der Norwegen und Dänemark zu beseelen schien, mußte täglich ihren Umgang mit den andern Völkern von Europa erweitern. Zum Unglück ward er durch das Uebergewicht, das die Hanseestädte bekamen, gehemmt. Selbst als dieser große und sonderbare Bund in Verfall gekommen war, behauptete Hamburg noch die Uebermacht, die es sich über alle unter dänischer Herrschaft stehenden Unterthanen erworben hatte. Sie fiengen an, die Bande zu zerreißen, durch die sie an diese Art von Alleinhandel gefesselt waren, als sie sich zum Handel nach Indien durch einen Umstand entschlossen, der sonderbar genug ist, um angemerkt zu werden.

II.

Dänemark unternimmt den Handel nach Indien.

Ein holländischer Faktor, mit Namen Boschower, der von seiner Nation den Auftrag hatte, mit dem König von Ceylan einen Handlungsvertrag zu schließen, machte sich bey diesem Monarchen so beliebt, daß er das Haupt seines Staatsraths, sein Admiral ward, und den Titel eines Prinzen von Mingone erhielt. Boschower, durch

diese

diese Ehrentitel berauscht, eilte nach Europa zu gehen, um damit vor den Augen seiner Landsleute zu prahlen. Die Gleichgültigkeit, mit der diese Republikaner den betitelten Sklaven eines asiatischen Hofs empfiengen, beleidigte ihn gewaltig. In seinem Unwillen reißte er zu Christian IV. König von Dänemark, um ihm seinen Dienst und das Ansehen, das er in Ceylan hatte, anzubieten. Seine Vorschläge wurden angenommen. Er segelte im Jahr 1618*) mit sechs Schiffen ab, deren drey der Regierung und drey der Gesellschaft gehörten, die entstanden war, um den Handel nach Indien zu unternehmen. Sein während der Seereise eingefallner Tod vernichtete alle Hoffnungen, die man gefaßt hatte. Die Dänen wurden zu Ceylan übel aufgenommen, und Owen Giedde von Tommerup, ihr Anführer, sah kein anderes Mittel, als sie nach Tanjaur, dem der Insel am nächsten liegenden festen Land zu bringen.

Tanjaur ist ein kleiner Staat, dessen gröste Länge hundert Meilen, dessen gröste Breite achtzig beträgt. Es ist auf dieser Küste die fruchtbarste Provinz an Reiß. Dieser natürliche Reichthum, viel grobe Manufakturen, viele zur Färberey schickliche Wurzeln, bringen ihre Staatseinkünfte fast auf 5,000000 Livres **) Ihren Flor hat sie dem Vortheil, von dem Kaveri gewässert zu werden, zu verdanken; ein Fluß, der in den gathischen Gebirgen entspringt. Sein Wasser zertheilt sich

*) Eigentlich den 30ten März 1619. Dieß ist auch nicht die allererste Reise, welche die Dänen nach Ostindien thaten, gewesen. 1612 war ihre Gesellschest entstanden, und hatte auch schon 1616 Schiffe nach Indien geschickt.

**) Oder 2,291666 fl. 39. kr.

sich, nachdem er eine Strecke von mehr als vierhundert Meilen durchgelaufen ist, beym Eintritt in Tanjaur in zwey Arme. Der östlichste nimmt den Namen Kolram an; der andere behält den Namen Kaveri bey, und theilt sich noch in vier Arme, die alle durch das Königreich fließen, und es vor der abscheulichen Dürre bewahren, welch während eines großen Theils des Jahrs die übrige koromandelische Küste versenget.

Diese glückliche Lage machte, daß die Dänen wünschten, eine Kolonie in Tanjaur zu errichten. Ihre Vorschläge wurden günstig aufgenommen. Man gab ihnen ein fruchtbares und bevölkertes Stück Landes, worauf sie anfangs Tranquebar und nachher die Festung Dansburg anlegten, die zur Vertheidigung der Rhede und der Stadt hinreichend ist. Ihrer Seits verpflichteten sie sich zu einem jährlichen Zins von zweytausend Pagoden oder 16800 Livres *), den sie noch bezahlen.

Der Zeitpunkt war günstig, einen großen Handel anzulegen. Die durch ein fremdes Joch unterdrückten Portugiesen kämpften nur schwach für die Erhaltung ihrer Besitzungen. Die Spanier schickten nur nach den molukischen und philippinischen Inseln Schiffe. Die Holländer arbeiteten allein daran, sich der Gewürze zu bemächtigen. Die Engländer empfanden die Unruhen ihres Vaterlandes sogar in Indien. Alle diese Mächte sahen einen neuen Nebenbuhler mit Verdruß, aber keine legte ihm etwas in den Weg **).

Daher

*) Oder 7700 fl.

**) In Schlegels Sammlungen zur dänischen Geschichte, die einen

Daher geschah es, daß die Dänen ungeachtet der Mäßigkeit ihres ersten Kapitals, das nicht über 853263 Livres ***) ausmachte, ziemlich ansehnliche Geschäfte in allen Gegenden Indiens trieben. Zum Unglück gewann die holländische Gesellschaft eine so entscheidende Ueberlegenheit, daß diese sie aus allen Märkten, wo sie mit dem grösten Vortheil gehandelt hatten, verdrängen konnte; und zum noch größern Unglück erlaubten die Zwistigkeiten, welche den Norden von Europa zerrütteten, dem Hauptland dieser neuen Kolonie nicht, sich mit so entfernten Angelegenheiten zu beschäftigen. Die Dänen zu Tranquebar verfielen unvermerkt in die Verachtung bey den Landeseingebohrnen, welche die Menschen nur nach Verhältniß ihrer Reichthümer ehren, und bey den wetteifernden Nationen, deren Mitwerbung sie nicht aushalten konnten. Dieser Stand der Unmacht machte sie muthlos. Die Gesellschaft gab ihr Privilegium wieder zurück, und trat ihre Besitzungen an die Regierung ab, um diese für die Summen, die man ihr schuldig war, schadlos zu halten.

III.

---

einen hieher gehörigen Aufsatz enthält, wird versichert, die Holländer hätten gewünscht, die Dänen zu Nachbarn und zur Verstärkung zu haben, und die Amsterdamer hätten deswegen Roelant Crape nach Koppenhagen geschickt, den König aufzumuntern, eine Pflanzstadt in Tanjaur anzulegen. Crape habe mit dänischen Kaufleuten hierauf eine Gesellschaft noch vor Boschowers Ankunft errichtet.

***) Eine falsche Angabe. Das Kapital war 250000 Rthl. in 250 Aktien getheilt.

III.

Veränderungen, die der dänische Handel nach Indien erfahren hat.

Eine neue Gesellschaft erhob sich im Jahr 1670 auf den Trümmern der alten. Christian V. machte ihr ein Geschenk an Schiffen oder andern Effekten, das auf 310828 Livres 10 Sols *) geschätzt wurde, und die Interessenten gaben 732600 Livres **) Geld her. Diese zweyte ohne hinreichende Kapitalien angefangene Unternehmung war noch unglücklicher, als die erste. Nach einigen wenigen Versendungen wurde die Faktorey zu Tranquebar sich selbst überlassen. Dieser Ort hatte zu seinem und seiner elenden Besatzung Unterhalt nichts als ein kleines Gebiet und zwey Fahrzeuge, die er für Handelsleute im Land befrachtete. Diese Mittel selbst mangelten ihm bisweilen, und er sahe sich gezwungen, um nicht für Hunger zu sterben, drey von den vier Bollwerken, die seine Festung ausmachten, zu verpfänden. Kaum setzte man ihn in den Stand, alle drey bis vier Jahre ein Schiff mit einer mäßigen Ladung nach Europa zu versenden.

Das Mitleiden schien die einzige Empfindung, die eine so verzweifelte Lage einflößen konnte. Indessen erweckten doch die Eifersucht, die niemals schläft, und der Geitz, dem alles Sorge macht, gegen die Dänen einen haßenswürdigen Krieg. Der Raja von Tanjaur, der ihnen verschiedenemale den Verkehr mit dem innern des Lands abge-

*) Oder 142463 fl. 3 kr. 6 hlr.
**) Oder 335775 fl.

abgeschnitten hatte, griff sie im Jahr 1689 in Tranquebar selbst auf Anstiften der Holländer an. Dieser Fürst war auf den Punkt, die Stadt nach einer sechsmonatlichen Belagerung einzunehmen, als die Engländer ihr zu Hülfe kamen, und sie entsetzten. Diese Begebenheit hatte keine, und konnte keine beträchtliche Folgen haben. Die dänische Gesellschaft fuhr in ihren schwachen Umständen fort. Ja ihre Abnahme ward täglich größer. Sie verschied im Jahr 1730, aber erst nachdem sie ihre Verbindlichkeiten unerfüllt gelassen hatte.

Aus ihrer Asche entstand zwey Jahre nachher eine neue Gesellschaft. Die Vorrechte, die man an sie verschwendete, um sie in den Stand zu setzen, mit Sparsamkeit und mit Freyheit zu handeln, sind der Beweis von der Wichtigkeit, welche die Regierung diesem Handel beylegte. Ihr ausschließendes Privilegium sollte vierzig Jahre dauern. Alles, was zur Ausrüstung ihrer Schiffe diente, wurde von allen Abgaben frey gelassen. Die inländischen Handwerksleute, die sie brauchte, diejenigen, die sie aus fremden Landen kommen ließ, wurden den Gesetzen der Zünfte, die in Dänemark, so wie im übrigen Europa, dem Arbeitstrieb Fesseln anlegen, nicht unterworfen. Man ließ ihr nach, sich nicht des gestempelten Papieres bey ihren Geschäften zu bedienen. Ihre Gerichtsbarkeit über ihre Bediente war uneingeschränkt, und die Urtheilsprüche ihrer Direktoren, wenn sie nicht Lebensstrafen auflegten, keiner Revision unterworfen. Um so gar den Schatten alles Zwanges zu entfernen, hat der Landsherr sich des Rechts, das er haben könnte, sich, als erster Interessent in die Verwaltung zu mischen,

begeben. Er entsagte allem Einfluß in die Wahl der Civil- und Kriegsbedienten, und behielt sich nur die Bestätigung des Gouverneurs von Tranquebar vor. Er machte sich so gar anheischig, alle Staatsverträge, die man mit den Mächten Asiens zu schließen für gut finden würde, zu begnehmigen.

Zur Vergeltung so vieler Begünstigungen verlangte die Regierung weiter nichts, als eins vom hundert für alle indischen und chinesischen Waaren, die aus dem Land geführt, und dritthalb von allen, die da im Königreich verbraucht werden würden.

Kaum war das Handlungsrecht unter den eben erzählten Bedingungen ertheilt, als man sich mit der Sorge beschäftigte, Interessenten zu finden. Dieses Geschäft war häcklicht. Die indische Handlung war bisher so unglücklich gewesen, daß die reichen Bürger einen unüberwindlichen Widerwillen bekommen mußten, ihr Vermögen dazu herzuschießen. Ein neuer Gedanke veränderte die Denkungsart der Köpfe. Man unterschied zweyerley Kapitalien. Das erste, das man das Beständige nennt, wurde zur Anschaffung aller Effekten bestimmt, welche die alte Gesellschaft in Europa und Asien hatte. Das andere nannte man das Rulirende, weil es alle Jahre nach der Zahl der Ladung und den Kosten der Schiffe, die man für gut fände, auszurüsten, eingerichtet wurde. Jeder Aktieninnhaber hatte die Freyheit, an diesen Rüstungen, die am Ende jeder Reise liquidirt wurden, Theil zu nehmen oder nicht. Vermöge dieser Einrichtung ward die Gesellschaft durch ihr beständiges Kapital eine ständige, und durch das rulirende Kapital eine jährliche Gesellschaft.

Es schien schwer zu bestimmen, was für Unkosten jedes dieser beyden Kapitalien tragen sollte. Alles ließ sich indessen leichter einrichten, als man geglaubt hatte. Es wurde festgesetzt, daß das Rulirende nichts als die für den Einkauf, die Rüstung und die Ladung der Schiffe nöthigen Kosten tragen sollte. Alles übrige sollte das Beständige angehen, welches, um sich schadloß zu halten, zehen vom hundert im Voraus von allen Waaren Asiens, die man in Europa verkaufen, und fünf von allem, was von Tranquebar abgehen würde, haben sollte.

Das Kapital der neuen Gesellschaft war 3240000 (a) Livres und in sechszehn hundert Actien, jede zu 2024 (b) Livres vertheilt.

Mit diesen immer umlaufenden Kapitalien versandten die Gesellschafter während den vierzig Jahren ihres Privilegiums hundert und acht Schiffe. Die Ladung dieser Schiffe betrug an Geld 87,333637 (c) Livres, 10 Sols, und an Waaren 10,580094 (d) Livres, im ganzen also 97,913731 Livres 10 Sols (e). Ihre Rückladungen wurden für 188,939673 (f) Livres verkauft. Dänemark verbrauchte davon nur um 35,450262 Livres (g). Man berechne es nach den Jahren, und es wird sich finden, daß die jährlichen Verkäufe auf die Summe von 4,723491 Livres 16 Sols, (h) sich belaufen haben; daß das

Land

---

a) 1,485000 fl.
b) 925 fl. 12 kr. 4 hl.
c) 40027917 fl. 11 kr. 6 hl.
d) 4,849207 fl. 45 kr.
e) 44,877124 fl. 56 kr. 4hl.
f) 86,597350 fl. 7 kr. 4 hl.
g) 16,248036 fl. 45 kr.
h) 2,164933 fl. 44 kr. 4 hl.

Land davon jährlich nur für 886250 Livres 10 Sols (i) verbraucht; daß hingegen die Fremden davon für 3,837235 Livres 10 Sols (k) geholt haben.

Die Austheilungen waren die ganze Zeit des Privilegiums hindurch sehr unregelmäßig. Sie würden beträchtlicher gewesen seyn, wenn nicht ein Theil des Gewinstes gewöhnlicherweise zur Vergrösserung des Handels auf die Seite gethan worden wäre. Durch dieses gescheute und überlegte Betragen brachten die glücklichen Gesellschafter ihr Kapital auf den dreyfachen Werth. Es würde sich noch um 2,000000 (l) Livres weiter vermehrt haben, wenn das dänische Ministerium nicht die Direktion anheischig gemacht hätte, dem König Fridrich V. eine Bildsäule zu errichten.

Wenn ich an solche öffentliche Denkmäler, welche einem Herrscher bey seinen Lebzeiten errichtet werden, denke, kann ich seine fehlende Schamhaftigkeit nicht mit Stillschweigen vorübergehen. Wenn der Fürst selbige selbst befiehlt, so scheint er zu seinen Unterthanen zu sagen. „Ich bin ein „ großer Mann, ich bin ein großer König. Ich „ kann nicht alle Tage mich euern Augen dar„ stellen und die glänzenden Zeugnisse eurer Be„ wunderung und eurer Liebe annehmen. Aber „ seht mein Bild an. Umringt es, sättigt euch „ daran. Wenn ich nicht mehr seyn werde, „ werdet ihr eure Kinder zu den Füssen meiner „ Bildsäule hinführen, und ihnen sagen. Halt

„ mein

---

i) 406289 fl. 35 kr.
k) 1,738732 fl. 28 kr. 6 hl.
l) 916666 fl. 40 kr.

„ mein Sohn, betrachte ihn wohl, er war es,
„ der die Feinde des Staats zurücktrieb; der
„ seine Heere in Person anführte; der die Schul-
„ den seiner Voreltern tilgte; der unsre Felder
„ fruchtbar machte; der unsre Ackersleute beschützte;
„ der unsere Gewissen nicht beschränkte; der uns
„ erlaubte, glücklich, frey und reich zu seyn; und
„ sein Name sey auf immer gesegnet. "

Welcher unerträgliche Hochmuth, wenn dieses auch wahr ist; welche Unverschämtheit aber wenn es nicht ist? Aber wie wenige solcher Denkmäler würden vorhanden seyn, wenn man sie nur den Fürsten errichten würde, die selbige verdienten? Wenn man dagegen alle übrigen vertilgte, wie wenige würden übrig bleiben? Wenn die Wahrheit die Aufschriften, mit denen sie umgeben sind, angegeben hätte, was würde man lesen? „ Dem Nero, nach
„ Ermordung seiner Mutter, Tödtung seiner
„ Gemahlin, Erwürgung seines Lehrmeisters,
„ Waschung seiner Hände im Blut der würdig-
„ sten Bürger. „ Ihr zittert vor Schrecken! Ach niedrigdenkende Nationen, daß es mir nicht erlaubt ist, die wahrhaften Aufschriften denen, mit welchen ihr diese Denkmäler verziert habt, zu unterschieben! Man würde zwar nicht die nemlichen Schandthaten lesen; aber man würde andere lesen, und ihr würdet auch zittern.

Ich würde hier schreiben, wie einst auf die Säule des Pompejus. Dem Pompejus nach Niedermetzelung drey Millionen Menschen. Ich würde dort schreiben . . . . Feige, befürchtet ihr also, daß eure Herren über ihre Boßheit errötheten? Wenn ihr ihnen dergleichen Ehrenbezeugungen anthut, wie können sie euer Unglück

glauben? Wie, werden sie sich nicht für die Götzen eurer Herzen halten, wenn ihr der Niederträchtigkeit der Höflinge durch euer Zurufen Beyfall schenket?

Aber die Nationen antworten mir. „Diese „Denkmäler sind nicht unser Werk. Niemals „würden wir daran gedacht haben, einem Tyran„nen das ehrenvolle Erz zu weihen, der uns „ins Elend gestürzt hat, und dem unser tiefes „Stillschweigen so oft den Unwillen, von dem „wir durchdrungen waren, zu erkennen gab, „wenn er durch unsre Stadt in eigner Person gieng. „Wir! wir wären einfältig genug gewesen, in „einem Modell unser übriges Geblüt zu hinter„legen, von dem er unseres Adern erschöpft hat? „Glaubet es nicht!“

Herrscher, wenn ihr gut seyd, bleibt ihr der Säule, die ihr euch selbst errichtet, versichert. Die Nation, deren Glückseligkeit ihr ausgemacht haben werdet, wird sie euch Jahrhunderte nach eurem Tod zugestehen, wenn euch die Geschichte gerichtet haben wird. Wenn ihr schlecht und lasterhaft seyd, verewiget ihr nichts, als eure Boßheit und eure Laster. Der Monarch, der einige Würdigkeit hat, wird es erwarten. Der, welcher eine wirklich große Seele hätte, würde vielleicht eine Gattung des in allen Jahrhunderten dem Laster, wie der Tugend ohne Unterschied verschwendeten Weihrauchs verachten. In dem Augenblick, wo man unter seine Bildsäule eingraben würde: dem Grösten, dem Gütigsten, dem Mächtigsten, dem Ruhmwürdigsten, dem Prächtigsten Fürsten, würde ein solcher sich erinnern, daß die nemlichen Titel

unter

unter einen Tiberius, einen Domitian, einen Caligula gesetzt worden sind, und er würde mit einem würdigen Römer ausrufen: „ Erspart mir „ eine zu verdächtige Huldigung! Weg von mir „ mit schmeichelnden Ehrenbezeugungen! Mein „ Tempel ist in euren Herzen. Da ist mein „ Bild schön, und da wird es auch dauern. „

Wirklich mag man den Denkmälern eine Dauerhaftigkeit geben, welche man auch will, so zerbricht und zerstöhrt sie bald früher, bald später die Zeit. Aber an den Blättern der Geschichte wird die Spitze ihrer Sichel stumpf. Sie vermag weder über das Herz der Menschen, noch sein Gedächtnis etwas. Die Ehrfurcht pflanzt sich von Menschenalter auf Menschenalter fort, und die nachfolgenden Jahrhunderte sind der Wiederhall derselben. Stolze Wogen der Seine erhebt euch, wenn ihr euch erkühnt, und ihr werdet sowohl unsre Brücken, als die Bildsäule Heinrichs wegführen: aber sein Name wird bleiben. Vor dieses guten Königs Bildsäule bleibt das gefühlvolle Volk, bleibt der Fremde stehen. Wenn man auch die euch, Herrscher, gewidmeten Bildsäulen besucht, so täuscht euch selbst nicht. Nicht die Personen sind es, die man ehren will; das Werk der Kunst zu bewundern, kömmt man hin: auch bedauert man, daß ein erhabnes Genie, das der Tugend sich weihen sollte, sich mit dem Laster niederträchtig verunehrt. Was ist die Denkungsart des Bürgers und des Fremdlings an dem Fußgestelle eurer Säule, wenn er sich von Unglücklichen umringt sieht, deren Anblick ihm das Elend weiset, und deren klagende Stimme einen mäßigen Beystand erfleht? Ist

es nicht, als wenn sie sagten: Sieh und erleichtere uns das Uebel, das uns dieser eherne Mann zugefügt hat! Errichtet den grossen Männern eurer Nation Bildsäulen, und man wird die eurige daselbst suchen. Aber in allen der Tyranney unterthänigen Gegenden giebt es nur einen Mann, und eine Bildsäule. Da redet das Erz, da sagt der Marmor: Völker, lernet, daß ich alles bin, und daß ihr nichts seyd. Man verzeihe mir diese Ausschweifung. Der Schriftsteller würde zu sehr zu beklagen seyn, wenn er sich nicht bisweilen dem Gefühl, das ihn auf dem Herzen drückt, überlassen dürfte.

IV.

Gegenwärtiger Zustand der Dänen in Indien.

Als das Privilegium der Gesellschaft den 12ten April 1772 erlosch, wurde ihr ein neues Octroy, aber nur auf zwanzig Jahre zugestanden. Man beschränkte selbst die Begünstigungen, die sie genossen hatte, einigermassen.

Mit Ausnahme des chinesischen Handels, welcher immer ausschließend ist, stehen alle indischen Meeren allen Unterthanen, und dem Fremdling, der an ihren Unternehmungen Antheil nehmen will, offen. Aber dieser Freyheit zu genießen, ist man schuldig, nur solche Schiffe, die in einem Hafen des Königreichs erbaut sind, dazu zu gebrauchen; muß man auf jedes Schiff zum wenigsten für 13500 Livres *) im Land verfertigte Waaren

*) 6187 fl. 30 kr.

Waaren laden; der Gesellschaft 67 Liv. 10 Sols a) für jede Last, oder zwey fürs hundert von dem Werth der Ladung bey der Abreise, und acht fürs hundert bey der Zurückkunft bezahlen. Einzelne Kaufleute können auch ebenmäßig den innern indischen Handel treiben, wenn sie eine Einfuhrsabgabe von vier fürs hundert von den asiatischen Erzeugnissen, und zwey fürs hundert von den europäischen auf allen dänischen Besitzungen bezahlen. Wenn, wie man gar nicht zweifeln kann, der Hof von Coppenhagen diese Einrichtungen nur deßwegen getroffen hat, um seinen Factoreyen Thätigkeit zu verschaffen, so hat ihn die Erfahrung überzeugen müssen, daß er getäuscht worden ist.

Die Gesellschaft war sonst von den Abgaben, die auf das, was zur Erbauung und Proviantirung des Schiffs gehörte, gelegt waren, frey. Allein man hat ihr eine Freyheit genommen, die zu viele Unbequemlichkeiten nach sich zog. Sie empfängt dafür zur Entschädigung 67 Livres, 10 Sols b) für jede Schiffslast, und 13 Livres 10 Sols c) für jede Person, die zur Equipage ihrer Fahrzeuge gehört. Hingegen verbindet man sie, auf jedem ihrer nach Indien gesandten Schiffe für 13500 Livres d) im Königreich verfertigte Waaren, und auf jedem nach China bestimmten Schiff für 18000 Livres e) auszuführen.

a) 30 fl. 56 kr. 2 hlr.
b) 30 fl. 56 kr. 2 hlr.
c) 5 fl. 57 kr. 4 hlr.
d) 6187 fl. 30 kr.
e) 8250 fl.

Die ältern verschiedenen Abgaben für die asiatischen Erzeugnisse, die in Dänemark verbraucht werden, oder die ins Ausland giengen, sind wirklich die nemlichen. Alle ohne Unterschied ihrer Bestimmung müssen zwey fürs hundert bezahlen. Die Regierung hat sich auch vorbehalten, nach Umständen die Zollgebühren, welche die für den Staat bestimmten Seidenwaaren zu bezahlen haben würden, zu bestimmen. Dieses Vorbehalts Absicht war die Begünstigung der amerikanischen Inseln und der Nationalmanufakturen.

Der König hat auf die Gewohnheit, nach welcher er alle Jahre in die Handlung der Gesellschaft ungefähr 100000 Livres a) einlegen konnte, und woraus er gemeiniglich einen Gewinnst von zwanzig fürs hnndert bezog, Verzicht gethan. Zur Entschädigung für dieses Opfer sollen seiner Chatulle bezahlt werden 22500 Livres b), wenn diese Gesellschaft nur ein Schiff versenden wird; 36000 Livres c), wenn sie zwey abgehen läßt; und 45000 Livres d), wenn es drey oder eine größere Anzahl seyn werden.

Nach der alten Verfassung war es hinlänglich, der Eigenthümer einer Actie zu seyn, um bey den Hauptversammlungen das Stimmrecht zu haben. Wegen drey Actien hatte man zwey Stimmen; drey wegen fünf, und so in dem gleichen Verhältniß bis auf zwölf Stimmen fort; eine Anzahl, über die man nicht mehrere erlangen konnte, so

---

a) 45833 fl. 20 kr.
b) 10312 fl. 30 kr.
c) 16500 fl.
d) 20625 fl.

so groß auch immer eines sein Antheil an den Kapitalien der Gesellschaft gewesen war. Es war erlaubt, für Abwesende oder Fremde zu stimmen, wenn man ihre Vollmacht vorzeigen konnte. Daher geschah es aber, daß eine kleine Anzahl Handelsleute, die zu Coppenhagen wohnten, alle Berathschlagungen nach ihrem Gefallen leiteten. Dieser Unordnung hat man dadurch abgeholfen, daß man die Zahl der Stimmen, die einer für sich, oder aber auftragsweise haben konnte, auf drey einschränkte.

Dieses sind die neuen Bestimmungen, welche das neue Octroi von den vorhergehenden unterscheiden. Das Beyspiel des Ministeriums hat auf das Betragen der Theilhaber Einfluß gehabt, indem auch selbige einige bemerkenswerthe Veränderungen in ihrer Verwaltung getroffen haben.

Der Unterschied des beständigen und des rulirenden Kapitals hat die Gesellschaft in eine unsichere Lage versetzt, nachdem es frey stand, nach jeder Reise das letzte Kapital, welches zum Grund der Unternehmungen diente, zurück zu nehmen. Um der Gesellschaft eine bessre Stätigkeit zu verschaffen, sind diese beyderley Arten von Kapitalien zusammen gezogen worden. Seitdem sollen die Actieneigenthümer bis auf Ablauf des Octroy keinen Theil ihres Kapitals zurücknehmen können. Diejenigen unter ihnen, welche aus was immer für einem Grund ihre Gefahr vermindern wollen, sollen genöthigt seyn, ihre Actien zu verkaufen, wie dieses sonst überall zu geschehen pflegt.

Bey der Erlöschung des letztern Octroi hatte die Gesellschaft ein Kapital von 11,906059 Livres

res (l) das in sechszehnhundert Actien, jede von ungefähr 7425 Livres (m) vertheilt war. Der Actienpreis war augenscheinlich für eine Gegend, wo die Reichthümer so eingeschränkt sind, zu stark. Man hat dieser Unbequemlichkeit durch Vertheilung einer Actie in drey abgeholfen; dergestalt, daß es gegenwärtig viertausend achthundert sind, deren Preis zu größerer Sicherheit auf die Bücher nur zu 2250 Livres (n) getragen worden ist. Diese Aenderung muß ihren Kauf und Verkauf erleichtern, ihren Umlauf und Werth vermehren.

Der Gedanke, die dänischen Besitzungen in Indien auf einen größern Wohlstand zu bringen, als sie bisher nicht gewesen, hat hierauf die Köpfe beschäftigt. Zu Erreichung dieser Absicht ist festgestellt worden, daß man darzu auf beständig 2,250000 Livres o) bestimmen sollte, worunter man ihren zu 900000 Livres p) angeschlagenen Werth mitbegriff. Die Gewinste, die man innerhalb zehen Jahre damit machen wird, sollen zur Vermehrung des Kapitals verbleiben, ohne daß man etwas davon sollte vertheilen können.

Bis auf diese gegenwärtigen Zeiten giengen allezeit auf den nach China versandten Schiffen die Factoren, denen ihre Ladung aufgetragen war, mit dahin. Man hat vernünftig geurtheilt, daß Agenten, die bey dieser berühmten Nation sich niedergelassen, die Gesinnungen besser ausforschen und

---

l) 5,456943 fl. 42 kr. 4 hl.
m) 3403 fl. 7 kr. 4 hl.
n) 1031 fl. 15 kr.
o) 1041250 fl.
p) 412500 fl.

und ihre Verkäufe, ihre Käufe mit mehrerer Leichtigkeit und besserm Erfolg verrichten könnten. In dieser Absicht sind vier Factoren nach Canton gesetzt worden, um daselbst die Geschäfte der Gesellschaft, die sie aufgestellt hat, zu besorgen.

Die Dänen hatten ehemals auf den Inseln von Nicobar eine kleine Besitzung angelegt. Sie kostete zwar nichts viel, trug aber auch nichts ein. Wegen dieser Nichtserträglichkeit hat man sie klugerweise verlassen.

Die Gesellschaft hatte die Gewohnheit angenommen, den Käufern auf Unterpfand auf mehrere Jahre zu borgen. Diese Nachgiebigkeit nöthigte sie selbst, öfters zu Amsterdam oder Coppenhagen ansehnliche Summen zu borgen. Man hat sich gegen ein solches den mitwerbenden Nationen unbekanntes Benehmen nachdrücklich gesetzt. Es war vielleicht gefährlich, darauf gänzlich Verzicht zu thun: aber man hat es in zimlich enge Gränzen eingeschränkt, um allem Mistrauen vorzubeugen.

Ausser diesen Handlungsgrundsätzen, welche vielen Vorzug vor den ehemaligen hatten, hat die Gesellschaft auch darinn ihre Vortheile wahrgenommen, eine besser geordnete, aufgeklärtere und besser zu übersehende Verwaltung herzustellen.

Wirklich war ein allgemeines Zutrauen die Frucht dieser gescheiden Veranstaltungen. Ob der Dividend gleich im Jahr 1773 nur acht vom hundert, nur zehen im Jahr 1774 und 1775 war, so hat man doch bemerkt, daß die Actien auf fünf und zwanzig und dreyßig vom hundert Gewinnst gestiegen sind. Ihr Preis würde sich wahrscheinlich noch mehr erhöht haben, wenn der innere Friede der Gesell-

sellschaft nicht seit weniger Zeit auf eine so ärgerliche Weise gestöhrt worden wäre.

Die ehemalige Gesellschaft beschränkte fast alle ihre Unternehmungen auf die chinesische Handlung. Unter allen Handlungszweigen, die sie wählen konnte, war dieser derjenige, wo man am wenigsten Gefahr zu laufen, und den grösten Gewinnst zu hoffen hatte. Ohne eben diese Quelle zu Reichthümern zu verlassen, hat man auch einige andere lange Zeit vernachläßigten aufgesucht.

Malabar, es ist wahr, hat die Aufmerksamkeit auf sich nur wenig erhalten. Sonst bezog man jährlich aus den Niederlagshäusern von Colschey und von Calikut nicht mehr als sechs hundert Centner Pfeffer. Diese Einkäufe haben sich selbst um nichts vermehrt; aber man hat dagegen mit Grund hoffen können, daß in Bengalen die Geschäfte eine größere Stätigkeit erhalten würden.

Kaum waren die Dänen in Indien erschienen, als sie sich zu Chinchurat an den Ufern des Ganges niederließen. Ihre Unglücksfälle entfernten sie von dieser reichen Gegend über hundert Jahre. Sie zeigten sich daselbst 1755 aufs neue, und wollten Bankibasar, das der Gesellschaft von Ostende zugehört hatte, besetzen. Allein die Handelseifersucht, welche die herrschende Leidenschaft unsers Jahrhunderts geworden ist, vereitelte ihre Absichten, und sie sahen sich genöthigt, in der Nachbarschaft Friederich Nagor zu bauen. Dieses Comtoir kostete alle Jahre 22500 Liv. q) mehr, als sein Gebiet und seine Zollhäuser ab-

war-

---

q) 10312 fl. 30 kr.

warfen. Dieser obgleich schwache Aufwand war beträchtlicher, als die Unternehmungen es litten. Die Aufmerksamkeit, die man hatte, nach der Erneuerung des Privilegiums dieser zu sehr vernachläßigten Besitzung Geld zu schicken, gab ihm wieder einen Anfang von Leben; aber bald trat sie in ihr Nichts zurück. Ihr Unglück rührte daher, daß sie in eine unumschränkte Abhängigkeit von Tranquebar gesetzt worden ist.

Diese erste unter den dänischen Colonien besitzt ein treffliches Gebiet, das ungeachtet seines kleinen Umfangs von zwey Meilen, ehemals eine Volksmenge von dreyßig tausend Seelen hatte. Zehen tausend wohnten in der Stadt selbst r). Etwas mehr zählte man in einer großen Dorfschaft (Aldee), die mit groben Manufacturen angefüllt war. Die übrigen beschäftigten sich auf eine nützliche Art in einigen andern minderbeträchtlichen Ortschaften. Drey hundert Arbeiter, Factoren, Kaufleute oder Soldaten waren alle in dieser Niederlassung befindlichen Europäer. Ihre Einkünfte betrugen ungefähr 100000 Livres s), und diese reichten zu allen ihren Ausgaben hin.

Mit der Zeit hat die Unordnung in der Colonie eingerissen. Sie trug weniger ein, und kostete das doppelte. Die Unternehmer entfernten sich, die Fabriken nahmen ab, die Käufe verminderten sich, und man gewann an dem, was man nach und nach bestellte, sehr wenig. Bey der Unmacht, in der man war, den Fabriken Vorschüße zu machen, mußte man die Waaren fünf und zwan-

---

r) Nach andern wohnen 15000 Menschen in Tranquebar und die Besatzung besteht meistens aus indischen Portugiesen.

s) 45833 fl. 20 kr.

zwanzig und dreyßig vom hundert höher bezahlen, als wenn man sich den in diesen Gegenden hergebrachten Gewohnheiten gefügtet hätte.

Seit 1772 hat Tranquebar seine Gestalt geändert. Ein wenig mehr Freyheit, einige Kapitalien, eine bessere Verwaltung, ein vergrößertes Gebiet, und noch andere Ursachen haben seine Lage verbessert. Allein niemals wird sein Schicksal, niemals wird das Schicksal der ihm gebietenden Gesellschaft glänzend seyn.

Die Lage von Dänemark, die Denkungsart seiner Unterthanen, sein Grad von verhältnißmäsiger Macht; alles entfernt selbiges von einer großen Handlung nach Ostindien. Sind seine Provinzen reich genug, um die zu grossen Unternehmungen erforderlichen Summen aufzubringen, oder werden die Ausländer ihre Kapitalien einer gesellschaftlichen Verbindung überlassen, die den Launen unterthan, die den Drückungen einer unumschränkten Gewalt ausgesetzt ist? Es liegt in der Natur der despotischen Regierung, die Bande, welche die Nationen vereinigen sollen, zu zerbrechen; und wenn sie diese Triebfeder zerbrochen hat, so kann sie solche nicht wieder herstellen. Das Zutrauen ist es, daß die Menschen einander nähert, daß die Absichten vereinigt, aber die willkührliche Gewalt kann neben dem Zutrauen nicht bestehen, weil sie alle Sicherheit zerstöhrt.

Das 1728 ausgedachte Vorhaben, den Sitz des asiatischen Handels von Coppenhagen nach Altona zu verlegen, konnte wohl einigen Vortheil gewähren; aber es hob doch keines von den eben erzählten Hindernissen. So wie England und Holland, wir wollen uns nicht scheuen es

zu sagen, eine vergebliche Tyranney ausübten, als sie sich dieser innern Anstalt einer freyen und unabhängigen Macht entgegen setzten.

Kann wohl der, welcher an dem Menschengeschlecht einigen Antheil nimmt, der nicht die eingeschränkte Seele eines Mönchs, für den die Mauer seines klösterlichen Kerkers alles, und das übrige Weltall nichts ist, in sich herumschleppt, sich wohl eine abgeschmacktere und gräulichere Sache vorstellen, als diese schändliche Eifersucht der großen Mächte; als diesen schröcklichen Mißbrauch ihrer Kräfte, die schwächern Staaten an der Verbesserung ihres Schicksals zu verhindern?

Der Einzelne, der sich mitten in seiner Nation vornehmen wollte, die Rolle zu spielen, die sie mitten unter andern Nationen spielen, würde der verwünschenswertheste Schurke seyn. Engländer, Franzosen, Holländer, Spanier, Teutsche, seht den saubern Beweggrund, wegen dem ihr die Waffen einer gegen den andern ergreift; wegen dem ihr einander die Hälse brecht; das ist, um zu wissen, wem unter euch das ausschließende Privilegium der Tyranney und der Alleinhandel des Glücks bleiben wird. Ich weis wohl, daß ihr diese schwarze Absicht mit dem Vorwand der Vorsorge für eure Sicherheit bemäntelt: aber wie kann man es euch glauben, wenn man sieht, daß ihr eurem Stolz keine Gränzen setzt, und daß je mächtiger ihr seyd, desto gebieterischer ihr werdet? Ihr verlangt nicht blos alles, was euch euer Eigennutz zu erhalten heischt: euer Hochmuth geht bisweilen soweit, dasjenige zu begehren, was schimpflich wäre, zuzugestehen. Ihr

denkt

denkt nicht, daß man kein Volk ohne ärgerliche Folgen herabsetzt. Seine Ehre kann einige Zeitlang einschlafen: aber bald oder spat wacht sie auf, und rächt sich: und wie unter allen Beschimpfungen die Erniedrigung die beleidigendste ist, so ist sie auch diejenige, die man aufs lebhafteste fühlt, und aufs grausamste rächt. t)

V.

---

t) Einige bey dem Verf. nicht vorgekommene bemerkenswerthe Thatsachen enthält folgende kurze Uebersicht des dänisch ostindischen Handels.

Die ostindische oder asiatische Gesellschaft ward 1616 gestiftet, die die Stadt und das Gebiet Tranquebar an sich brachte, aber nur bis 1634 bestand. 1670 ward eine neue errichtet, welche große Vorrechte bekam, und statt des Zolls nur von einer Schiffladung 150,000 Thlr. werth 8000 abgeben mußte. Verschiedene Kriege in Indien brachten sie so herunter, daß sie 1729 aufgehoben ward. 1730 entstand wieder eine neue Gesellschaft, welche bald nach ihrer Stiftung an Teutschland und Holland für 120,000 Thlr. dänische Waaren absetzte, und von 1731 bis 1745 für 8,000,000 Thlr. Waaren und 7,400,000 Thlr. Geld einführte, wovon die Hälfte in Dänemark blieb. Gebhardi S. 109. Herr von Schirach sagt S. 108 diese asiatische Gesellschaft habe während der 26 Jahre der alten Octroy 77 Schiffe abgeschickt, deren Befrachtung an Gelde in 15,692,940 Thalern, und an Waaren 2,092,194 Thaler betragen habe; die Summe des Werths der Rückfracht aber 34,515,833 Thlr. wovon im Lande nicht mehr als 6,573,507 Thlr. consummiret wurden. Die Gesellschaft erhielt 1772 den 23sten Jul. eine neue Octroy, welche in Dohms Materialien zur Statistik in der ersten Lieferung steht. Sie verkaufte 1777 den 15ten November ihre ostindischen Besitzthümer und Effecten dem Könige, und behielt sich blos den Handel dahin vor. Nach der darauf ergangenen neuesten Verordnung 1777 können nunmehr nicht nur alle dänische Unterthanen, sondern auch Fremde an diesem Handel Theil nehmen, gegen eine geringe Abgabe und nur aus dänischen, norwegischen und holsteinischen Häfen. Die Actien dieser Gesellschaft, welche 1772 auf 500 Thlr. gesetzt wurden, wurden 1778 zu 800 Thlr. gekauft; und stiegen im September 1781 sogar bis auf 2000 Thlr. Im Ausgang des Februars dieses Jahrs standen sie auf 1800 bis 1810 Thlr., ein deutlicher Beweis von dem großen Gewinn Dänemarks bey diesem Handel. Götting. Mag. III. Jahrg. 3 St. S. 367.

V.

Errichtung einer ostindischen Gesellschaft zu Ostende.

Die Einsichten über die Handlung und Staatsverwaltung, und die gesunde Philosophie, die unvermerkt sich von einem Ende von Europa bis zum andern ausbreiteten, hatten in einigen Monarchien unübersteigliche Mauern gefunden. Sie hatten nicht bis zum Wiener Hof hindringen können, der sich nur mit Kriegs- und Vergrößerungs-Entwürfen durch Eroberungen beschäftigte. Die Engländer und Holländer, die aufmerksam darauf waren, Frankreich zu verhindern, seinen Handel, seine Kolonien und sein Seewesen ansehnlicher zu machen, erweckten ihm Feinde auf dem festen Land, und verschwendeten unermeßliche Summen an das Haus Oesterreich, welche dieses dazu anwandte, Frankreich zu bekriegen: aber nach dem Frieden gab der Luxus eines Hofs dem andern mehr Reichthümer wieder, als er ihm durch den Krieg weggenommen hatte.

Staaten, die durch ihre Größe die österreichische Macht furchtbar machen, schränken ihr Vermögen durch ihre Lage ein. Der gröste Theil ihrer Provinzen ist von den Meeren entfernt. Der Boden ihrer Besitzungen bringt wenig Wein, wenig von andern Nationen geschätzte Früchte hervor. Er giebt weder Oel, noch Seide, noch schöne, gesuchte Wolle. Nichts erlaubte ihr, Reichthümer zu hoffen, und sie wußte doch nicht sparsam zu seyn. Bey der Pracht und dem

Prun-

Prunke, der großen Höfen natürlich ist, ermunterte sie den Arbeitstrieb und die Manufakturen nicht, die dieser Lust zum Aufwand das Nöthige hätten verschaffen können. Die Verachtung, die sie immer für die Wissenschaften gehegt hat, hemmten ihren Fortgang in allem. Die Künstler bleiben immer in den Ländern, wo sie nicht durch die Gelehrten erleuchtet werden, mittelmäßig. Die Wissenschaften und die Künste sind überall mit einander kraftlos, wo die Freyheit zu denken nicht eingeführet ist. Der Stolz und die Intoleranz des österreichischen Hauses unterhielt in seinen vielen Gebieten die Armuth, den Aberglauben und eine barbarische Pracht.

Selbst die ehedem wegen ihrer Thätigkeit und Geschicklichkeit so berühmten Niederlande hatten nichts mehr von ihrem ehemaligen Glanz behalten. Der Reisende, der nach Antwerpen kam, sah mit Erstaunen die Trümmer einer sonst so blühenden Stadt. Er verglich ihr Börse mit den stolzen Gebäuden des Heidenthums nach der Zerstöhrung des Götzendienstes. Da war die nemliche Einsamkeit, die nemliche Majestät. Man sah daselbst die bedürftigen und traurigen Einwohner eben so spatzieren gehen, wie man unter Constantin die zerlumpten Priester um ihre verlassene Tempel herumirren, oder zu den Füßen jener Altäre, wo man Hekatomben opferte, niedergestreckt und für ein Stückgen Kupfergeld wahrsagen sahe. Antwerpen, das zwey Jahrhunderte hindurch das Magazin des Nordens war, sah nicht ein einziges Schiff mehr in seinem Hafen. Weit gefehlt, daß Brüssel und Löwen andern Nationen ihre Kleidung liefern sollten, empfien-

gen

gen diese Städte die ihrige von den Engländern. Die so schätzbare Heeringsfischerey war von Brüggen nach Holland gekommen. Gent, Kordryck, und einige andere Städte sahen täglich ihre Leinwand und Spitzenmanufakturen abnehmen. Diese mitten unter den drey in Europa den Handel am stärksten treibenden Völkern liegenden Provinzen hatten, unerachtet ihrer natürlichen Vortheile diese Mitwerbung nicht aushalten können. Nachdem sie einige Zeit wider den Druck, wider die durch die Unwissenheit gehäuften Fesseln, wider die Privilegien, die ein gieriger Nachbar von den beständigen Bedürfnissen der Regierung erzwang, gerungen hatte, waren sie alle in den äussersten Verfall gerathen.

Der Prinz Eugen, ein eben so großer Staatsmann als Kriegsheld, der über alle Vorurtheile erhaben war, suchte seit langer Zeit die Mittel, die Reichthümer einer Macht zu vermehren, deren Gränzen er so sehr erweitert hatte, als man ihm vorschlug, zu Ostende eine ostindische Gesellschaft zu errichten. Die Absichten derer, die diesen Entwurf gemacht hatten, waren groß und von großem Umfang. Sie bewiesen, daß, wenn diese Unternehmung sich halten könnte, sie den Arbeitstrieb in allen Staaten des Hauses Oesterreich beleben; dieser Macht ein Seewesen verschaffen, wovon ein Theil in den Niederlanden, und der andere zu Fiume oder Triest seyn sollte; sie von der Abhängigkeit befreyen, worinn sie die Subsidien Englands und Hollands hielten, und sie in den Stand setzen würde, sich auf den türkischen Küsten und bis in Konstantinopel furchtbar zu machen.

Der geschickte Staatsminister, an den dieser Gedanke gelangte, fühlte gar bald den Werth der Aufschlüsse, die man ihm zeigte. Er wollte indessen nichts übereilen. Um die Gemüther an seinem Hof und in ganz Europa an diese Neuigkeit zu gewöhnen, wollte er, daß man im Jahr 1717 zwey Schiffe nach Indien, blos mit Päßen von ihm abschicken sollte. Der gute Erfolg ihrer Reise vermehrte die Versendungen im folgenden Jahr. Alle Versuche liefen glücklich ab, und der Wienerhof glaubte, er müsse im Jahr 1722 das Schicksal der Theilhaber, die meistentheils Engländer und Holländer waren, durch die ausgedehntesten Privilegien, die man jemals ertheilt hatte, auf sichern Fuß stellen.

Nur bedung er sich aus, daß man ihm bis ans Ende des Jahrs 1724 drey vom Hundert für alles, was aus oder eingeführt werden würde, und sechs vom Hundert nach dieser Zeit bezahlen sollte.

Die Gierigkeit der Regierungen ist unbegreiflich. In der ganzen Geschichte wird man vielleicht nicht ein einziges Beyspiel finden, wo die Auflagen nicht die Unternehmung begleitet hätten; nicht einen Herrscher, der sich nicht eines Theils der Erndte vor der geschehenen Einsammlung hätte versichern wollen, ohne zu begreifen, daß diese allzufrühen Abgaben die sichern Mittel zur ihrer Zerstöhrung sind. Woher entsteht diese Art von Schwindel? Von der Unwissenheit? Von der Dürftigkeit? Sollte dieses eine geheime Absonderung des eigenen Vortheils der Verwaltung vom allgemeinen Vortheil des Staats seyn?

Dem sey aber wie ihm wolle, so erschien die neue Gesellschaft, die ein Kapital von sechs Millio-

lionen Gulden, oder 10, 800000 Livres hatte, erschien mit Glanz auf allen Märkten Indiens. Sie errichtete zwey Faktoreyen; eine zu Koblom zwischen Madras und Sadraspatnam an der Küste von Koromandel, und eine zu Bankibasar an dem Ganges. Sie hatte so gar vor, sich einen Rasthafen für ihre Schiffe zu verschaffen, und ihr Absehen war auf Madagaskar gerichtet. Sie war glücklich genug, daß sie sich auf ihre Agenten in allen Dingen verlassen konnte, die standhaft genug waren, um alle Hindernisse, welche die Eifersucht ihnen entgegen gestellt hatte, zu übersteigen, und hatten Einsichten genug gehabt, sich von den Fallstricken los zu winden, die man ihnen gelegt hatte. Ihre reichen Rückfrachten, der Ruf ihrer Aktien, die fünfzehn vom Hundert gewonnen, vermehrten noch das Zutrauen zu ihr. Man kann glauben, daß der Erfolg es nicht würde getäuscht haben, wenn die Staatsklugheit denen Geschäften, die der Grund dieses Zutrauens waren, nicht Hindernisse in den Weg gelegt hätte. Um die Ursache dieser Streitfrage recht zu entwickeln, muß man die Sachen weiter herholen.

VI.

Ursachen, durch die der Untergang der Gesellschaft zu Ostende bewerkstelligt worden ist.

Als Isabelle Amerika hatte entdecken, und bis nach den Philippinen hindringen lassen, war Europa in eine solchen Unwissenheit versenkt, daß

man glaubte, man müsse die Schiffahrt nach beyden Indien allen Unterthanen Spaniens, die nicht aus Kastilien gebürtig wären, untersagen. Da der Theil der Niederlande, der die Unabhängigkeit nicht erlangt hatte, im Jahr 1598 der Infantin Isabelle, die den Erzherzog Albert heyrathete, gegeben wurde, so verlangte man von den beyden neuen Landsfürsten, daß sie diesem Handel förmlich entsagen sollten. Die im Jahr 1638 geschehene Wiedervereinigung ihrer Staaten mit der ganzen Monarchie änderte nichts an diesem verhaßten Vertrag. Die Flamländer, die es nicht ohne Grund verdroß, daß sie sich des Rechts beraubt sahen, welches die Natur allen Völkern giebt, überall zu handeln, wo andre Nationen nicht im rechtmäßigen Besitz eines ausschließenden Handels sind, brachen in Klagen aus. Sie wurden durch ihren Statthalter, den Kardinal Infant unterstützt, der es dahin brachte, daß man beschloß, sie sollten berechtigt seyn, nach Ostindien zu segeln. Die Akte, die diese Einrichtung bestätigen sollte, war noch nicht ausgefertigt, als Portugall das Joch, unter welchem es seit so langer Zeit seufzete, zerschlug. Die Furcht, das Misvergnügen der Portugiesen zu vermehren, wenn man ihnen einen neuen Nebenbuhler in Asien an die Seite setzte, machte, daß man den Schluß dieser wichtigen Angelegenheit verschob. Sie war noch nicht zu Ende, als im Jahr 1648 zu Münster ausgemacht wurde, daß die Unterthanen des Königs in Spanien ihren Handel in Indien nie weiter, als er sich in diesem Zeitpunkt befand, erstrecken sollten. Dieser Vertrag sollte eben so wohl den Kaiser, als den Hof zu Madrid ver-

verbinden, da jener die Niederlande nur unter eben den Bedingungen, mit eben den Verpflichtungen besitzt, unter denen die spanische Macht sie hatte.

So schlossen Holland und England, um die Abschaffung der neuen Gesellschaft zu erlangen, deren Glück ihnen die lebhafteste Unruhe verursachte. Diese beyden Bundsgenossen, deren Seemacht die Stadt Ostende und ihren Handel vernichten konnte, wollten eine Macht schonen, die sie selbst erhoben hatten, und deren sie gegen das Haus Bourbon benöthigt zu seyn glaubten. Ob sie also gleich entschlossen waren, das Haus Oesterreich nicht in der Quelle der Reichthümer schöpfen zu lassen, so begnügten sie sich doch damit, ihr über die Uebertretung der feyerlichsten Verpflichtungen, Vorstellungen thun zu lassen. Frankreich, welches eben den Vortheil dabey fand, und überdem den übertretnen Frieden garantirt hatte, unterstützte sie.

Der Kaiser gab diesen Vorstellungen nicht nach. Die Hartnäckigkeit seiner Gemüthsart, die ehrgeitzigen Hofnungen, die man ihm gemacht hatte, die großen Vorrechte, die einträglichen Vorzüge, die Spanien den österreichischen Handelsleuten ertheilte, erhielten ihn bey seiner Entschließung. Diese Krone schmeichelte sich damals, die Erbinn des Hauses Oesterreich für den Don Carlos zu bekommen, und glaubte nicht, daß es dieser Verbindung zu viel aufopfern könnte. Die Vereinigung der beyden Höfe, die man für unversöhnlich gehalten hatte, setzten ganz Europa in Unruhe. Alle Nationen glaubten in Gefahr zu seyn. Man schloß Vereinigung und Traktaten ohne Zahl,

um eine Eintracht zu zerstöhren, die gefährlicher schien, als sie nicht war. Unerachtet so vieler Bemühungen konnte man es doch nicht eher so weit bringen, bis der Rath zu Madrid, der keine Schätze mehr in Teutschland anszuschütten hatte, überzeugt wurde, daß er nach Hirngespenster lief. Der Abfall seines Bundsgenossen brachte Oesterreich nicht in Bestürzung. Es schien entschlossen, alle angestellten Ansprüche, besonders aber die Angelegenheiten seines Handels zu behaupten. Es mochte nun diese Beharrlichkeit den Seemächten bedenklich scheinen, oder, welches wahrscheinlicher ist, sie mochten nur die Grundsätze einer nützlichen Staatsklugheit zu Rathe ziehen, so beschlossen sie doch im Jahr 1727, die pragmatische Sanction zu garantiren. Der Wienerhof vergalt einen so wichtigen Dienst mit der Aufopferung der Handlungsgesellschaft von Ostende.

Obgleich die öffentlichen Verordnungen nur von einer siebenjährigen Unterbrechung redeten, so sahen die Gesellschafter wohl ein, daß ihr Untergang beschlossen sey, und daß diese Bedingung nur aus Schonung für die kaiserliche Ehre da stände. Sie hatten eine zu gute Meinung von demLondnerhof und von den Generalstaaten, um zu glauben, daß man die Unzertrennlichkeit der österreichischen Besitzungen für einen Vortheil sicher gestellt haben würde, der nur übergänglich gewesen wäre. Diese Ueberzeugung bewog sie, Ostende zu vergessen, und ihre Kapitalien anderswohin zu bringen. Sie versuchten zu verschiedenen malen, sich zu Hamburg, Triest, oder in Toscana niederzulassen. Die Natur, die Gewalt, oder die Staatskunst, hintrieben ihre Bemühungen. Am glücklichsten

unter

unter ihnen waren diejenigen, die ihre Augen auf Schweden richteten.

VII.

Schwedische Gesellschaft. Staatsveränderungen in der Regierung dieser Nation.

Das Studium der Nationen ist unter allen Studien das wichtigste. Der Beobachter findet Vergnügen darinn, den eigenen Zug, der jedes Volk auszeichnet, aufzusuchen, und ihn aus dem Hauffen seiner allgemeinen mitbegleitenden Züge herauszuheben. Umsonst hat dieser die Farbe der Ereignisse angenommen. Umsonst haben die natürlichen oder sittlichen Ursachen daran die Schattirungen geändert. Ein tiefblickendes Forscherauge verfolgt ihn mitten durch seine Scheingestalten, bestimmt ihn ungeachtet seiner Veränderungen. Je ausgedehnter das Feld der Beobachtung ist, je mehr es Jahrhunderte zum Ausmessen, je mehr es Zeiträume zu durchgehen darbeut, desto leichter läßt sich auch die Auflösung bestimmen. Jedes Jahrhundert, jeder Zeitraum giebt, wenn man so reden darf, seine Gleichung an handen, und man kann sie nicht alle auflösen, ohne die Wahrheit, die darunter gleichsam eingewickelt war, zu entdecken.

Allein die Begierde, eine Nation zu kennen, muß mit der Rolle, die sie auf der Schaubühne des Welttalls, mit dem Einfluß, den sie auf die majestätischen oder schröcklichen Auftritte, welche den Erdball in Bewegung gesetzt haben, ver-

hältnißmässig zunehmen. Die Grundursache und die Wirkungen dieses großen Glanzes ziehen die Blicke der Aufgeklärten und des großen Haufen gleich stark auf sich; und sehr selten ermüdet man, damit sich abzugeben. Müssen die Schweden auch unter diejenigen Völker gezählt werden, welche einen großen Namen sich erworben haben? Man wird darüber aus folgendem urtheilen können.

Schweden war nur wenig bekannt, ehe seine wilden Bewohner mit den übrigen nordischen Barbaren zum Umsturz des römischen Reichs geholfen haben. Nachdem es das Geräusch und die Verheerungen eines Stroms verursacht hatte, fiel es wieder in die Dunkelheit zurück. Eine unangebaute, verlassene Gegend, ohne Sitten, ohne Policey, ohne Regierung konnte die Aufmerksamkeit des damals nicht viel aufgeklärten Europa, das sich nicht bemühte, aus seiner Unwissenheit herauszukommen, nicht wohl auf sich ziehen. Die Räubereyen und die Meuchelmorde waren sehr häufig, wenn man einigen alten freylich nicht sehr zuverläsigen Chroniken glauben soll. Bisweilen beherrschte ein einziges Oberhaupt das ganze Land, bisweilen aber war es unter mehrere Herren getheilt. Diese Nebenbuhler, die herrschsüchtig waren, nahmen ihre Zuflucht zu den schimpflichsten oder gewaltthätigsten Mitteln, um sich über die andern zu schwingen; und daher giengen täglich Veränderungen vor. Vorzüglich blutig aber waren diese Kriege zwischen Eltern und Kindern. Das Christenthum, das diese Gegend am Ende des achten oder Anfang des neunten Jahrhunderts annahm, änderte die Lage der Völker nichts. Immer waren es der

neun-

nemliche Haß, die nemlichen Gefechte, die nemlichen unglücklichen Zeiten. Ein so abscheuliches Schicksal hatte sich nur wenig verbessert, als unglückliche Ereignisse Ursachen wurden, daß Schweden unter die dänische Herrschaft, oder in eine Verbündung kam, die statt der Knechtschaft galt. Diese schimpflichen Fesseln wurden durch Gustav Wasa, der im Jahr 1521 zum Staatsverwalter und zwey Jahre nachher zu seinem Monarchen erwählt worden, zerbrochen.

Das Reich befand sich damals in der Anarchie. Die Priester besassen die vorzüglichste Gewalt; der Fiscus bekam jährlich nur 24000 Mark Silber, ob sich gleich die Staatsausgaben auf 60000 beliefen. Durch die Vereinigung der zerstreuten Zweige der höchsten Gewalt, durch die für seine Familie erblich gemachte Krone, durch den der Geistlichkeit entzogenen Theil ihrer Anmassungen, durch die Einführung des Lutherthums statt des bisherigen Gottesdienstes, durch die weise Anordnung der Art und Verwendung der Auflagen zeigte sich der König des erstiegenen Rangs würdig: aber da er seine Verbesserung zu weit trieb, stürzte er seine Unterthanen in Unglücksfällen, die man hätte können, die man hätte sollen voraussehen.

Schweden, welches die Natur seiner Erzeugnisse, seiner Bedürfnisse und die Größe seiner Küsten zur Schiffahrt einlud, hatte sie, seitdem es den Geschmack an die Seeräuberey verloren, verlassen. Lübeck war im Besitz, den Schweden ihre Erzeugniße weg zu holen, und ihnen das Salz, die Zeuge, und alle Waaren, die sie von Fremden erhielten, zu verschaffen. Man sah in ihren Rheden blos die Schiffe dieser Republik, und

keine

keine andere Waarenlager in ihren Städten, als die diese da errichtet hatte.

Diese Abhängigkeit verdroß die stolze Seele Gustav Wasas. Er wollte die Fesseln, die seinen Unterthanen angelegt waren, zerbrechen, aber er wollte es mit zu vieler Uebereilung. Ehe er noch Schiffe gebaut, Handelsleute gebildet hatte, verschloß er den Lübeckern schon seine Häfen. Von dem Augenblick an war kein Umgang mehr zwischen seinem Volk und den andern Völkern. Der ganze Staat fiel in eine Erschlaffung, von der man sich kaum den rechten Begriff machen kann. Einige englische und holländische Fahrzeuge, die sich von einer Zeit zur andern sehen ließen, hatten den alten Eifer noch nicht wieder ermuntert, als Gustav Adolph den Thron bestieg.

Nützliche Veränderungen bezeichneten die ersten Jahre seiner Regierung. Die ländlichen Arbeiten bekamen wieder Leben. Man bearbeitete die Bergwerke besser. Es traten Gesellschaften zusammen, um nach Persien und Westindien zu handeln. Die Küsten des mitternächtlichen Amerikas sahen den Grund einer neuen Kolonie entwerfen. Die schwedische Flagge zeigte sich in allen Gewässern Europas.

Diese neue Denkart dauerte nur einen Augenblick. Das Kriegsglück des großen Gustav lenkten den Geschmack der Nation auf die Seite der Waffen. Alles entflammte vor Begierde, sich nach dem Muster dieses Helden und seiner Zöglinge Ruhm zu erwerben. Die Hofnung der Beute vereinigte sich mit der Liebe des Ruhms. Jeder wollte den Feind plündern, und sich von seiner Beute bereichern. Die Nationnalerziehung ward ganz kriegerisch, und die Rauchfänge schie-

nen

nen in Feldlager verwandelt zu seyn. Unzählige Siegeszeichen zierten die Tempel, die Schlösser, die geringsten Dächer. In die Stelle eines soldatischen Menschenalters trat ein ähnliches, oder noch verwegeneres. Diese Schwärmerey hatte die untersten, wie die vornehmern Volksklassen angesteckt. Die edlern Beschäftigungen wurden mit den geringsten Arbeiten gleich stark verachtet; und ein Schwede glaubte sich zu nichts anderm gebohren, als zu siegen und das Schicksal der Reiche zu entscheiden. Diese kriegerische Raserey hatte unter Carl XII. alle Schranken überschritten: allein sie erlosch nach dem traurigen Tod dieses ausserordentlichen Mannes.

Es ward ein anders Volk. Die Entkräftung des Staats; der Verlust der alten Eroberungen; die Emporschwingung Rußlands: alles verursachte, daß auch den Herzhaftesten vor einer Laufbahn eckelte, die man mit einigem glücklichen Erfolg zu verfolgen nicht mehr hoffen konnte, ohne den Umsturz eines durch heftige und wiederholte Erschütterungen wankend gewordenen Gebäudes vollends zu befördern. Der Friede war der Wunsch sowohl derer, die unter den Zelten gewacht hatten, als auch derer, den ihr Alter noch nicht gestattet hatte, die Waffen zu ergreifen. Das Geschrey der ganzen Nation gieng auf ihre Freyheit, die nach und nach auf eine schlaue Art untergraben, von Carl XI. zerstört, und davon selbst der Schatten noch durch den unglücklichen Monarchen, der ohne Nachkommenschaft ins Grab gieng, weggenommen worden war. Alle Stände des Staats versammelten sich; und ohne die königliche Würde abzuschaffen,

schaffen, stellten sie eine republikanische Regierung auf, und gaben ihr einen größern Umfang, als sie vorher nicht gehabt hatte.

Gar keine Zuckung gieng voran, gar keine Uneinigkeit folgte dieser Staatsveränderung nach. Alle Veränderungen wurden mit reifer Ueberlegung vorgenommen. Die nothwendigsten Handwerke, die man bis dahin nicht gekannt, oder verachtet hatte, zogen die ersten Blicke auf sich. Man wurde bald mit den Künsten der Bequemlichkeit und des Vergnügens bekannt. Der junge Adel gieng auf Reisen, und bildete sich in allen europäischen Staaten, in denen man Unterricht fand. Diejenigen Bürger, welche sich von einem seit langer Zeit verdorbenen und verwüsteten Land entfernt hatten, brachten ihre erworbenen Kenntnisse mit sich zurück. Die Ordnung, die Staatswirthschaft, die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung wurden der Gegenstand einer jeden Unterhaltung. Alles, was die Republik betraf, wurde in den Reichsversammlungen reiflich überlegt, und freymüthig begnehmigt, aber auch in öffentlichen Schriften freymüthig beurtheilt. Ueber die höhern Wissenschaften erschienen lichtverbreitende Werke, welche auch von den aufgeklärtesten Nationen angenommen zu werden verdienten. Eine bis daher rohe Sprache bekam nun auch Regeln, und erhielt mit der Zeit Bestimmtheit und Schönheit. Das Betragen und die Sitten der Leute erfuhren Veränderungen, die noch nothwendiger und beglückender waren. Die Feinheit, die Leutseligkeit, die sich mittheilende offene Denkungsart traten an die Stelle jener wilden Gemüthsart und jener Rohheit des Charakters,

welche

welche die beständigen Kriege hinter sich gelassen hatten. Man suchte auf allen Seiten Aufklärung. Die Fremden, die einige Erfindungen, einige nützliche Kenntnisse mitbrachten, waren willkommen; und in diesen nützlichen Umständen zeigten sich auch die Agenten der Handelsgesellschaft von Ostende.

VIII.

Die Schweden nehmen an dem Handel nach Indien Antheil. Wie sie sich dabey betragen.

Ein reicher Handelsmann zu Stockholm, mit Namen Heinrich Koning gab ihrem Entwurf Beyfall, und machte, daß er von dem Reichstag im Jahr 1731 gutgeheißen wurde. Man errichtete eine ostindische Gesellschaft, der man das ausschliessende Privilegium ertheilte, jenseits des Vorgebirgs der guten Hoffnung zu handeln. Ihr Octroi wurde auf fünfzehen Jahre beschränkt. Man hielt dafür, man müsse ihr keine längere Dauer geben; theils um bald den Unvollkommenheiten, die sich bey den neuen Unternehmungen befinden, abhelfen zu können; theils um den Verdruß einer grosen Menge Bürger zu lindern, die sich wider eine Unternehmung auflehnten, welche die Natur und die ganze Gewalt des Klima gegen sich zu haben schien. Die Begierde, so viel wie möglich, die Vortheile eines freyen Handels mit den Vortheilen einer privilegirten Gesellschaft zu vereinigen, machte, daß man festsetzte, daß die Kapitalien nicht beschränkt seyn sollten, und daß jeder Aktien-

innhaber die seinigen am Ende jeder Reise wieder zurückfordern könnte. Da die Interessenten fast alle Fremde, vorzüglich Flamländer waren, so schien es billig, der Nation einen Profit dadurch zu versichern, daß man ihnen fünfzehen hundert Thaler Silber, oder 3390 Livres *) für die Last eines jeden Fahrzeugs an die Regierung zu zahlen auferlegte.

Diese Bedingung hinderte jedoch die Gesellschaft nicht, während der Dauer ihres Privilegiums fünf und zwanzig Schiffe zu versenden; nemlich drey nach Bengalen, und zwey und zwanzig nach China. Eines dieser Schiffe litt mit seiner ganzen Ladung Schiffbruch, drey andere aber giengen ohne Ladung zu Grund. Ungeachtet dieses Unglücksfalls bezogen die Theilhaber über ihr Kapital acht hundert, siebenzehn und ein halbes fürs hundert, welches sich im Durchschnitt genommen, jedes Jahr auf vier und fünfzig ein halbes vom hundert belief: ein unendlich beträchtlicher Gewinnst, obgleich jeder der Actienbesitzer für diesen Ertrag seine Assecuranz besorgen und bezahlen müssen.

Im Jahr 1746 erhielt die Gesellschaft ein neues Privilegium auf zwanzig Jahre. Sie versandte nach und nach drey Schiffe nach Surate, und drey und dreyßig nach Canton, von welchen eines mit allen seinen Kapitalien nahe an dem Ort seiner Bestimmung Schiffbruch litt. Der Gewinnst der Theilhaber war acht hundert, ein und siebenzig und ein viertel fürs hundert, oder jedes Jahr drey und vierzig. Ein bemerkenswerthes Ereignis zeichnete das zweyte Octroi vor dem ersten aus. Seit 1753 thaten die Gesellschafter auf die

*) 1513 fl. 45 kr.

die vorhin beständig genossene Freyheit, ihre Kapitalien nach Gefallen zurückzunehmen, Verzicht, und entschlossen sich, eine beständige Gesellschaft zu stiften. Der Staat ließ diese neue Ordnung gelten, und begnügte sich mit einer Abgabe von zwanzig fürs hundert von allen Waaren, die im Königreich verbraucht würden, statt der 75000 Livres a), die er seit sieben Jahre für jede Reise empfangen hatte. Die Absicht dieses Opfers war, die schwedische Gesellschaft in Stand zu setzen, die Mitwerbung der Handelsgesellschaft, welche zu Emden entstanden war, auszuhalten: aber die Staatsbedürfnisse verursachten, daß man es im Jahr 1765 wiederruf. Man trieb sogar das Wortbrechen so weit, alle Rückstände nachzufordern.

Der Alleinhandel wurde im Jahr 1766 noch auf zwanzig Jahre erneuert. Er borgte der Nation 1, 250000 Livres b) ohne Zinse, und eine noch so große Summe für einen Zins von sechs vom Hundert. Die Gesellschaft, welche diese Vorschüße machte, sollte in Ansehung des erstern durch die Zurückbehaltung der 93750 Livres c), die sie für jedes zu versendende Schiff zu bezahlen sich anheischig machte, nach und nach; in Ansehung des andern aber in vier verstandenen Fristen bezahlt werden. Vor dem ersten Jenner 1778 waren ein und zwanzig Schiffe, und zwar alle nach China gesegelt, von denen vier noch erwartet wurden. Die siebenzehen angelangten hatten, ohne einen widrigen Zufall erfahren zu

haben,

---

a) 34375 fl.
b) 582023 fl. 20 kr.
c) 42974 fl. 15 kr.

haben, zwey und zwanzig Millionen sechs hundert Pfund Thee und einige andre Artikel von viel geringerer Wichtigkeit zurückgebracht. Man kann nicht bestimmt genug sagen, welchen Gewinst diese Versendungen abgeworfen haben: aber man muß vermuthen, daß er beträchtlich gewesen ist, weil die Actien bis auf zwey und vierzig fürs Hundert gewonnen haben. Was allgemein bekannt geworden, ist, daß der Dividend im Jahr 1770 zwölf fürs Hundert war, daß er alle andere Jahre sechs gewesen war, und daß die Gesellschaft seit 1753 mit Versicherung beladen ist.

Dieses Korps hat den Sitz seiner Angelegenheiten nach Gothenburg verlegt, dessen Lage für die Versendung der Schiffe, für den Verkauf der Waaren Bequemlichkeiten darbot, welche die andern Häfen des Königreichs nicht besassen. Ein so nützlicher Vorzug hat die Thätigkeit dieser Rhede und die Geschäftigkeit seines Bezirks um viel vermehrt.

Nach der ursprünglichen Einrichtung der Gesellschaft nahmen ihre Kapitalien von einer Reise zur andern zu und ab. Es sollen selbige im Jahr 1753 auf sechs Millionen, bey der letztern Uebereinkunft aber nur fünf gewesen seyn. Leute von den grösten Einsichten können über diesen wichtigen Punkt nichts als blose Muthmassungen an handen geben. Niemals ist er dem Publikum vor Augen gelegt worden. Da die Schweden anfänglich einen viel geringern Antheil an diesem Kapital hatten, als sie nachher bekommen, so hielt die Regierung für zuträglich, es zu verheelen. Um dies zu bewerkstelligen, ward ausgemacht, daß jeder Direktor, der die Namen

der

der Gesellschafter, oder die Summen, für die sie sich unterschrieben hätten, bekannt machte, suspendirt, ja sogar abgesetzt werden, und unwiderruflich alles Geld, was er bey der Unternehmung hätte, verlieren sollte. Dieser in einem freyen Land unbegreifliche Geist des Geheimnisses hat sich fünf- und dreyßig Jahre lang fortgepflanzt. Zwar mußten zwölf der vornehmsten Aktieninhaber alle vier Jahre ordentlich die Rechnungen der Verwaltung abnehmen: allein die Verwaltung ernannte diese Revisoren. Seit 1767 wählen die Theilhaber selbst die Commissarien, und lassen sich in einer Generalversammlung Bericht von ihnen erstatten. Diese neugetroffene Anordnung wird ohne Zweifel die Bestechung vermindert haben. Das Geheimniß in der Staatskunst ist wie die Lüge: es kann die Staaten auf einen Augenblick retten, aber mit der Zeit muß es sie ins Verderben stürzen. Das eine und das andere hilft nur dem Schurken.

Der Betrag der Verkäufe ist nicht immer der nemliche gewesen. Er war mehr oder weniger beträchtlich, nach der Zahl und Größe der zu diesem Handel gebrauchten Schiffe, nach der Theure der Waaren an dem Ort ihrer Verfertigung, und nach ihrer Seltenheit in Europa. Inzwischen kann man doch behaupten, daß er sich auf weniger als 2000000 Livres *) nie belaufen, aber auch nie über 5000000 Livres **) gestiegen ist. Der Thee hat jederzeit mehr als vier Fünftel davon ausgemacht.

*) oder 916669. fl. 25. kr.
**) oder 3217500. fl.

Diese Unternehmungen sind mit Piaster, zu Kadix gekauft, ausgeführt worden. Das wenige, das anderswoher darzu kam, verdient kaum, daß man desselben erwähnt.

Der Verbrauch von Schweden war Anfangs ein wenig beträchtlicher, als in der Folge, weil ursprünglich die asiatischen Erzeugnisse dem Staat nichts bezahlten. Der gröste Theil davon aber ist seitdem einer Auflage von zwanzig oder fünf und zwanzig fürs Hundert, einige, wie die Seidenwaaren, sogar einzuführen verboten. Diese Zölle haben den jährlichen Verbrauch des Königreichs auf 300000 Livres *) heruntergebracht. Der Ueberrest wird ausgeführt, und bezahlt dem Staat ein Achtel fürs Hundert vom Verkaufspreis. Schweden, das die Schwäche seines baaren Gelds, und die Geringfügigkeit seiner innern Zuflüsse eingesehen hat, kann sich keinen gröszern Luxus erlauben. Man wird bald den Beweis davon einsehen.

IX.

Gegenwärtige Lage von Schweden.

Schweden, mit Inbegriff des Theils von Finnland und Lapland, die ihm zugehören, ist von einem erstaunlichen Umfang. Seine Küsten, die fast überall einen beschwerlichen Zugang haben, sind mit einer unendlichen Menge von Klippen und vielen kleinen Inseln, auf denen einige halbwilde Leute von der Fischerey leben, umfangen. Das Innere des Landes ist sehr bergigt. Man findet inzwischen doch Ebenen, deren Boden, ob er gleich san-

*) Oder 137500 fl.

sandigt, morastig, voll eisenhaltiger Materie ist, dennoch besonders in den mittäglichen Provinzen nicht unfruchtbar ist. Gegen die nordlichen Gegenden des Reichs hin hat das Bedürfnis die Leute gelehrt, daß man von einem aus Birkenrinde, einigen Wurzeln und ein Bisgen Rocken verfertigten Brod leben könnte. Um sich eine gesündere und angenehmere Leibesnahrung zu verschaffen, haben sie versucht, auf den Höhen die Bäume umzuhauen, zu verbrennen, und nachher solche anzusäen. Allein die gescheidesten unter ihnen haben dieses aufgegeben, nachdem sie bemerkten, daß das Holz und der Wasen auf einem steinigten und magern Boden, der durch zwey oder drey ziemlich wohlausgefallene Erndten ausgemergelt worden ist, nicht mehr wachse. Größere und kleinere Seen bedecken große Erdstrecken. Man hat sich dieser sonst unnützen Wassermassen dazu mit Vortheil bedient, mit Hülfe mehrerer Bäche, mehrerer Kanäle, mehrerer Schleussen eine von Stockholm bis Gothenburg nirgends unterbrochene Schiffahrt herzustellen.

Dieser Umriß der natürlichen Beschaffenheit von Schweden könnte einen auf den Gedanken bringen, daß diese Gegend wohl niemals sehr bevölkert gewesen, ob man es gleich einigemal die Werkstätte des Menschengeschlechts genannt hat. Es ist wahrscheinlich, daß die zahlreichen Haufen, welche davon wegzogen, und unter dem so gefürchteten Namen der Gothen und Vandalen so viele Gegenden von Europa verheerten und sich unterwarfen, nichts anders als Schwärme von Scythen und Sarmaten waren, die durch das nördliche Asien dahin kamen, und sich nach und nach

vertrieben und wieder ersetzten. Inzwischen wäre es doch vielleicht Irrthum zu glauben, daß diese große Gegend zu allen Zeiten so verlassen gewesen sey, als sie jetzt ist. Nach aller Wahrscheinlichkeit hatte sie vor dreyhundert Jahren mehr Unterthanen, obgleich die katholische Religion, zu der sie sich damals bekannte, die Klöster gestattete, und der Geistlichkeit das eheloſe Leben gebot.

Bey der Zählung von 1751 stieg die Volksmenge nicht höher, als auf zwey Millionen, zweyhundert, neun und zwanzig tausend, sechshundert, ein und sechszig Seelen. Sie vermehrte sich im Jahr 1769 mit dreymalhundert, drey und vierzig tausend. Man glaubt insgemein, daß seit diesem Zeitpunct die Bevölkerung, davon nur der dreyzehente Theil in den Städten wohnt, nicht angewachsen, ja daß sie wieder abnimmt; und dieses Unglück muß man dem Elend, den ansteckenden Krankheiten zuschreiben.

Die Zahl der Einwohner würde in Schweden größer seyn, wenn es nicht beständig von einer großen Menge Landseingebohrnen und zwar oft ohne Hoffnung der Wiederkehr entvölkert würde. In allen Ländern sieht man Leute, die aus Neugierde, aus natürlicher Unruhe und ohne bestimmte Absicht von einer Gegend in die andere ziehen: allein dieses ist blos eine Krankheit, welche einige Einzelne befällt, und nicht als die allgemeine Ursache einer beständigen Auswanderung angesehen werden kann. Alle Menschen haben einen Hang, ihr Vaterland zu lieben, welches sich mehr aus sittlichen, als natürlichen Grundursachen herleitet. Der natürliche Geschmack an der Gesellschaft;

Ver-

Verwand = und Freundschaftsbande; Gewohnheit des Himmelsstrichs und der Sprache; diese Vorliebe, die man so leicht für den Ort, die Sitten, die gewöhnte Lebensart bekömmt: alle diese Bande fesseln ein vernünftiges Wesen an Gegenden, wo es das Leben und die Erziehung erhalten hat. Es müssen mächtige Beweggründe seyn, welche es vermögen, so viele Knoten auf einmal zu zerreissen und ein anderes Land vorzuziehen, wo für ihn alles fremd und neu seyn wird.

In Schweden, wo die ganze Macht in den Händen der aus den verschiednen Ständen des Reichs, selbst den Bauern bestehenden Reichsstände sich befand, sollte man noch mehr seinem Vaterland anhängen. Inzwischen wanderte man doch häufig aus; nnd man muß sich darüber nicht wundern.

Die angebauten Ländereyen waren ehemals in vier und zwanzig tausend, zwey und fünfzig Hemanns oder Bauerngüter abgetheilt, die man nicht zerstückeln durfte. Durch noch einen gröbern Irrthum hatten die Gesetze die Anzahl der Personen, welche jede dieser Besitzungen bewohnen konnten, festgesetzt. War diese voll, so sahe sich der Hausvater genöthigt, seine nachgebohrnen Kinder selbst auszutreiben, so sehr er ihrer auch benöthiget war, um die Maße seiner Erzeugnisse zu vermehren. Man hatte die Hoffnung, durch diese Einrichtung die Umreissung der ungebauten Ländereyen, und die Errichtung neuer Hemanns zu bewirken. Man hat aber vorausseben müssen, daß Leute unter einem solchen Druck weder Willen noch

Kräfte haben würden, sich anzubauen, und daß der meiste Theil davon in fremden Gegenden eine Ruhe suchen würde, deren sie ihr Vaterland so ungerechterweise beraubte. Erst 1748 giengen der Regierung die Augen auf. Zu dieser Zeit sahe man endlich ein, daß das Wohl des Staats verlange, daß die Ackersleute nur soviel Boden haben sollten, als sie bequem zu bauen vermöchten, und der Reichstag erlaubte ihnen, ihre Erbschaft in so viele Theile zu theilen, als sie für gut fänden. Diese neue Anordnung hat bereits die Auswanderung vermindert, und muß mit der Zeit die Verbesserung des Ackerbaues nach sich ziehen.

Er ist schon, sagt man, ziemlich blühend gewesen, als Gustav Wasa den Thron bestieg. Diese Meynung ist augenscheinlich von Wahrscheinlichkeit entblößt, nachdem vor diesem Zeitpunkt das Reich den schröcklichen Zustand der Anarchie nur deßwegen verließ, um sich unter das Joch einer auswärtigen Tyranney zu begeben. Wenigstens ist es gewiß, daß seitdem die erste der Künste immer in einem schlechten Zustand sich befunden hat. Die Nation hat sich beständig genöthiget gesehen, einen großen Theil ihrer Bedürfnisse, und zwar bisweilen für sechs bis sieben Millionen Livres *) zu beziehen. Verschiedene Ursachen haben zu diesem Unglück beygetragen. Unter die vorzüglichsten könnte man die Zerstreuung einer geringen Volksmenge über einen zu großen Raum setzen. Die Entfernung des einen von dem

*) 3208333 fl. 20 kr.

dem andern zwang jeden derselben, für die meisten seiner Bedürfnisse selbst zu sorgen, und hat sie alle verhindert, sich mit Ernst auf irgend eine Profession, oder nur die Bearbeitung der Erde zu legen.

Die Unzulänglichkeit der Erndten versetzte den Staat in beständige Unruhen.

Die von Zeit zu Zeit ausgedachten wirthschaftlichen Einrichtungen brachten den erwünschten Endzweck, daraus zu kommen, nicht hervor. Im Jahr 1772 hatte man endlich das Herz, zur vorzüglichen Ursache der Verwirrung hinauf zu gehen, und das Brandweinbrennen aus Getraid ward verbotten. Unglücklicher Weise aber waren die Gesetze gegen die Leidenschaft, welche die Leute für diesen Brandwein hatten, zu schwach, und man mußte ihre Strenge mildern. Die Nachgiebigkeit wurde aber wirklich nicht soweit getrieben, die Unterthanen zu berechtigen, dieses Getränk selbst zu verfertigen, wie sie es vorhin gewohnt waren, sondern die Regierung übernahm es, ihnen dergleichen von ungefähr dreymal hundert tausend Tonnen Getraid zu verschaffen, anstatt daß man sonst eine Million Tonnen dazu verbrauchte.

Seit dieser Zeit hat Schweden viel weniger Getraid von auswärtigen Märkten bezogen. Einige seiner ökonomischen Schriftsteller haben sogar behauptet, es könnte diese Zufuhr entbehren, wenn die Nation aus ihrer Verwirrung herauskäme. Allein diese Meynung wird wenig Anhänger finden, denn es ist erwiesen, daß es an dem Boden, an dem Klima und dem Himmelsstrich, oder am Fleiß gelegen seyn muß, daß die gleiche Zahl Menschen, Arbeitstage und Kapitalien in dieser

Gegend nicht den dritten Theil von Erzeugnissen hervorbringen, als man in glücklichern Gegenden gewinnt.

Die Bergwerke sollen diesen Abgang des Ackerbaues ersetzen. Ehemals gehörten sie grösstentheils den Priestern. Aus den Händen der Geistlichkeit kamen sie 1480 in die Hände der Regierung. Eine noch glücklichere Veränderung hat solche seitdem in Eigenthum der Einzelnen umgeschaffen.

Nur die 1738 entdeckte Goldmine soll der Kammer verblieben seyn; da sie jährlich nicht mehr als sieben oder acht hundert Dukaten abwirft, dieser Ertrag aber zu den Gewinnungskosten unzulänglich ist, so hat bisher kein Unterthan oder Auswärtiger, der sich damit abgäbe, sich gefunden.

Die Silbermine von Sala war schon seit dem eilften Jahrhundert bekannt. Während des vierzehnten gab sie eine Ausbeute von vier und zwanzig tausend Mark Silbers, in dem fünfzehnten aber nur ein und zwanzig tausend, zwey hundert, achzig Mark. Man sahe sie immer mehr und mehr bis zum Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts abnehmen. Gegenwärtig trägt sie jedes Jahr siebenzehen bis achtzehen hundert Mark. Das ist fünfzehen oder sechszehenmal mehr, als alle andere zusammen genommen.

Der Alaun, Schwefel, Kobalt, Vitriol sind ergiebiger. Inzwischen bedeuten sie doch nichts oder wenig gegen das Kupfer, und besonders gegen das Eisen. Seit 1754 bis 1768 wurden jedes Jahr neun hundert fünf und neunzig Zentner des letztern Metalls ausgeführt. Allein damals (1768) fieng es an, weniger gesucht zu werden, weil Rußland dergleichen von der nemlichen Beschaf-

schaffenheit zwanzig am hundert wohlfeiler anbot. Die Schweden sahen sich daher genöthiget, ihre Preise herunter zu setzen; und sie werden damit noch weiter herunter müssen, wenn sie den wichtigsten Zweig ihrer Handlung nicht gar verlieren wollen. Die gescheidesten unter ihnen haben sich daher entschlossen, ihr Eisen selbst zu verarbeiten, und es in Stahl, in Drat, in Nägel, in Kanonen, in Anker, und zu anderm nothwendigsten Gebrauch für die andern Völker umzuschaffen; und die Regierung hat vernünftigerweise diese Gewerbsamkeit durch Belohnungen aufgemuntert. Diese Begünstigungen fanden allgemeinen Beyfall. In Ansehung der den andern Manufacturen zugestandenen Belohnungen aber war man getheilter Meynung.

In jenem berühmten Zeitpunkt, der dem Reich seine Freyheit wieder verschafte, gab es eigentlich gar keine. Zwey Partien säumten sich nicht, darüber sich zu entzweyen. Eine Faction zeigte eine unmäßige Leidenschaft für die Fabriken; und ohne einen Unterschied zwischen denen, die für den Staat nützlich werden konnten, und denen, die ihm schaden mußten, verschwendete der Staat an alle die ausschweifendsten Aufmunterungen. Dieses ward eine große Verwirrung. Man kam aus selbiger blos deswegen zurück, um in ein eben so ärgerliche Ausschweifung zu verfallen. Die Gegenpartie, welche das Uebergewicht erlangt, zeigte eben soviel Entfernung für die nothwendigsten Manufakturen, als für die, welche blos den Luxus beförderten, und sie nahm den einen, wie den andern die Vorrechte und Belohnungen, womit

man

man sie gleichsam überladen hatte. Ungeachtet der Verschwendungen der Kammer hatten sie doch keinen festen Grund bekommen können. Ihr gänzlicher Sturz folgte auf diese übergroßen Geschenke. Die Künstler, ja selbst die Einheimischen verschwanden. Man sahe den schönen Traum einer großen Gewerbsamkeit vereitelt, und die Nation fand sich fast auf dem nemlichen Punkt, auf dem sie vor 1720 gestanden war.

Die Fischereyen dieses Lands hatten nicht das nemliche Schicksal, als die Künste. Die einzige, die verdient, unter einem politischen Gesichtspunkt betrachtet zu werden, ist die Heringsfischerey. Sie ist nicht älter, als das Jahr 1740. Vor dieser Zeit floh dieser Fisch die schwedischen Küsten. Aber damals zog er sich nach der von Gothenburg, und er ist seitdem nicht wieder davon abgezogen. Die Nation verbraucht davon jährlich vierzig tausend Tonnen; und hundert sechszig tausend Tonnen führt man aus, die, jede Tonne auf 13 Livres 16 Sols a) berechnet, für den Staat ein Einkommen von 2,200000 Livres b) ausmachen.

Man genoß dieses Vortheils noch nicht, als die Regierung verordnete, daß die fremden Schiffe in ihre Häfen keine andere Waaren, als die ihre Länder selbst hervorbrächten, einführen, und auch nicht diese Waaren von einem Hafen des Königreichs nach dem andern bringen sollten. Dieses berühmte Gesetz, das unter dem Namen des Produktenplakats bekannt, und vom Jahr 1724 ist

a) 6 fl. 27 kr. 6 hl.
b) 1008333 fl. 20 kr.

ist, belebte wieder die Schiffahrt, die seit langer Zeit durch das Unglück der Kriege vernichtet war. Eine überall unbekannte Flagge zeigte sich in allen Gewässern. Diejenigen, die sie aufsteckten, erwarben sich bald Geschicklichkeit und Erfahrung. Ihr Fortgang hierinn schien erleuchteten Staatskundigen so gar für ein entvölkertes Land zu groß. Sie meynten, man müsse es bey der Ausfuhr der Erzeugnisse des Staats, und bey der Einfuhr der benöthigten Waaren bewenden, den bloßen Frachthandel aber unterlassen. Dieses System ist lebhaft bestritten worden. Grosse Männer haben geglaubt, daß man diesen Gewerbsamkeitszweig ja nicht hindern, sondern ihn vielmehr durch Abschaffung aller Verordnungen, die ihm entgegen stehen, aufmuntern müßte. Das ausschließende Recht, durch den Sund zu segeln, ward vor Alters einer kleinen Anzahl Städte, die Stapelstädte genannt wurden, zugestanden. Aber sogar die über Stockholm oder Abo nach Norden hin liegenden Häfen wurden dem Zwang unterworfen, ihre Waaren nach einer von diesen Niederlagen zu bringen, und sich da mit den Waaren aus dem balthischen Meere zu versehen, die sie sich aus der ersten Hand wohlfeiler hätten verschaffen können. Diese verhaßten, in barbarischen Zeiten ersonnenen Vorzüge bestehen noch. Die weisesten Forscher in Dingen, welche die Staatsverwaltung betreffen, wünschen, daß sie abgeschaft werden möchten, damit eine allgemeinere Mitwerbung eine größere Thätigkeit hervorbrächte.

Wenn man den schwedischen Handel nach der Anzahl der Schiffe, die er beschäftiget, beurtheilen wollte, würde man ihn für sehr beträchtlich halten.

halten. Wenn man aber dagegen in Erwägung zieht, daß dieses Land nichts verkauft, als Pech, Theer, Potasche, Bretter, Fische und grob verarbeitetes Mettall, so wird man ohne Erstaunen vernehmen, daß desselben jährliche Ausfuhr nicht 15000000 Millionen c) übersteigt. Die Rückfrachten wären noch um ein Viertel schwächer, wenn man sich auf das Ansehen der Zollhäuser verlassen müßte. Allein es ist bekannt, daß wenn sie bey dem, was hinausgeht, um fünf vom hundert betrogen werden, sie gewiß um fünf und zwanzig vom Eingehenden hintergangen werden. Nach dieser Voraussetzung würde zwischen dem Verkauften und Eingekauften ein beynahe vollkommenes Gleichgewicht vorhanden seyn; und das Königreich würde durch seine auswärtigen Verbindungen nichts gewinnen, und nichts verlieren. Personen, die in diesen Materien ganz genau bewandert sind, behaupten aber, daß die Billanz ihm nicht zum Vortheil gereiche, und daß es die Leere, welche dieser Verlust ihm in seinem baaren Geld verursachen müßte, nur durch die Subsidien, welche ihm von fremden Mächten zugestanden worden, wieder gefüllt habe. Der Nation liegt also ob, ihre Kräfte zu verdoppeln, um aus einem so schlimmen Zustand herauszukommen. Wir wollen sehen, ob ihre Truppen in einer bessern Ordnung sich befinden.

Vor Gustav Wasas Zeiten war jeder Schwed ein Soldat. Auf den Ruf des allgemeinen Bedarfs verließ der Landmann seinen Pflug, und ergrief einen Bogen. Die ganze Nation war durch

---

c) 6,875000 fl.

durch bürgerliche Unruhen, die zum Unglück nicht aufhörten, kriegerisch geworden. Der Staat besoldete nur fünf hundert Mann. Im Jahr 1542 ward diß schwache Corps bis auf sechs tausend Mann vermehrt. Um ihres Unterhalts überhoben zu seyn, verlangte die Nation, daß man ihnen einen Theil der Krondomainen anweisen sollte. Dieser lange Zeit durch Nebenabsichten aufgehaltene Vorschlag wurde endlich doch noch ausgeführt. Carl XI. zog die königlichen Ländereyen, welche seine Vorfahren, besonders die Königin Christina an ihre Günstlinge verschwendet hatten, an sich zurück, und verlegte in selbige den kostbarsten Theil seiner Armee.

Diese besteht wirklich aus einem Korps von zwölftausend achthundert Mann, ist immer beysammen, ohne Unterschied aus Fremden und Landskindern geworben, hat einen ordentlichen Sold und dient allen Reichsfestungen zur Besatzung.

Ein andres, noch mehr hervorgezogenes und in Ansehen stehendes Korps, das die Unterthanen als die Schutzmauer des Reichs ansehen, ist das unter dem Namen der Nationaltruppen bekannte. Es besteht aus vier und dreyßig tausend zwey hundert sechs und sechszig Mann, die sich im Jahr nur ein und zwanzig Tage versammeln. Man giebt ihnen keinen Sold; allein sie haben dafür von der Regierung unter dem Namen Bostel Besitzungen erhalten, die zu ihrem Unterhalt hinreichen. Von dem Soldaten an bis auf den General haben alle eine Wohnung, alle Felder, die sie bearbeiten sollen. Die Bequemlich-

lichkeiten der Wohnung, die Größe und der Werth des Bodens stehen mit dem militärischen Rang im Verhältnis.

Diese Einrichtung ist von ganz Europa belobt worden. Denjenigen aber, welche ihre Wirkungen in der Nähe betrachtet, haben solche weniger gefallen. Sie haben beobachtet, daß diese Ländereyen, welche schnell aus einer Hand in die andre kommen, immer in der grösten Verwirrung sich befinden; daß die Denkungsart des Ackermanns der kriegrischen gerade entgegen stehe: daß der Mann, welcher das Land baue, daran durch die Mühe, die er damit gehabt, gefesselt wird, und sich davon nur verzweiflungsvoll entfernt, während daß der Soldat vermöge seines Stands von einer Provinz eines Königreichs in eine andere Provinz, von einem Reich mitten in das Herz eines entfernten Reichs geführt, jederzeit bereit seyn müsse, auf den ersten Trommelschlag, auf den ersten Trompetenstoß munter fort zu gehen; daß die Feldarbeiten in Verfall kommen würden, wenn sie nicht durch eine zahlreiche Familie unterstützt würden; und daß folglich der Landmann sich verheyrathen müsse, dagegen der Aufenthalt unter Zelten, das Wohnen im Lager, die Zufälle des Kriegshandwerks einen Unverheyratheten erfordern, dessen Muth keine Bande verzärtelten, und der überall ohne irgend eine Vorliebe für einen Ort leben, und sein Leben jeden Augenblick unbedauert der Gefahr aussetzen könnte; daß die Vollkommenheit der Kriegszucht sich ohne beständige Uebungen verlieren würde, unterdessen, da die Felder keine Ruhe zulassen, und kein Aufhören der Arbeit erdulden, als nur

in

in der strengen Jahrszeit, welche die Heere trennt, und welche den Erdboden verhärtet, die nemlichen Hände wenig geschickt wären, zugleich den Degen zu führen, und das Pflugeisen zu regieren; daß die beyden Stände, einer wie der andere eine große Erfahrung voraus setzen, und daß, wenn man beyde in einer Person vereinigte, es das sicherste Mittel werden würde, blos mittelmäßige Ackersleute, und schlechte Soldaten zu haben; daß diese Ländereyen, die man unter sie vertheilte, entweder erblich werden, oder aber an den Staat zurückfallen würden; daß wenn sie erblich würden, bald den übrigen Besitzern nichts davon übrig bleiben würde; wenn sie aber dem Staat heimfielen, wäre dieses nichts anders, als von einem Augenblick zum andern eine Menge Kinder beyderley Geschlechts in die Bettelarmuth stürzen, und ein Reich am Ende von fünf oder sechs Feldzügen mit unglücklichen Waisen bevölkern. Mit einem Wort, es schien ihnen die Einrichtung der Bostel so verderblich, daß sie nicht anstanden, sie unter die Zahl der Ursachen, welche in Schweden so häufige Fruchttheurungen nach sich ziehen, zu setzen.

Seine Lage hat es bestimmt, zwey sehr verschiedene Korps der Seemacht aufzustellen: eines von einer großen Anzahl Galeeren und einigen Bramen zur Vertheidigung seiner klippenvollen Küsten: das andre von vier und zwanzig Linienschiffen, und drey und zwanzig Fregatten für die entferntern Gewässer. Alle beyde waren 1772 in einem über allen Ausdruck schlechten Zustand. Seit dieser Zeit hat man sich mit der Ausbesserung dieser Schiffe, die meistens aus Tannen-

holz gebaut sind, weil das Land nur wenig Eichenholz liefert, und die fast alle vor Alter zusammenfielen, beschäftigt. Schweden hat vielleicht alle seine Galeeren unumgänglich nothwendig, aber in Ansehung seiner Schiffe wird dasselbe sich wohl zu ihrer Verminderung entschliessen müssen. Seine Kräfte werden ihm niemals erlauben, davon nur die Hälfte auszurüsten.

Die Staatseinkünfte dieser Macht betragen nicht über sechszehn oder siebenzehn Millionen Livres. Sie werden erhoben von einer Auflage auf die Ländereyen, aus dem Ertrag der Zölle, aus den Abgaben von Kupfer, Eisen und Stempelpapier, aus einer Kopfsteuer, aus einem freywilligen Geschenk, und einigen andern minderbeträchtlichen Quellen. Allein alles dieses ist wirklich in Ansehung der Bedürfnisse sehr wenig. Auch soll man noch suchen, mit dieser schwachen Summe die Schulden zu bezahlen.

Diese stiegen auf 7500000 Livres, a) als Carl XI. auf den Thron kam. Dieser Fürst, der so haushälterisch war, als es den Herrschern zu seyn zukömmt, bezahlte sie. Er that mehr. Er brachte verschiedene in Teutschland eroberten Domainen, die man benachbarten Mächten versetzt hatte, wieder an sich. Er lößte die Krondiamanten, auf welche man in Holland beträchtliche Summen geborgt hatte, wieder ein. Er befestigte die Gränzplätze. Er unterstützte seine Bundsgenossen, und rüstete oft Geschwader aus, um seine Oberherrschaft im balthischen Meer zu behaupten. Die Ereignisse, die sich nach seinem Tod

---

a) 3,437500 fl.

Tod zutrugen, stürzten die Finanzen in das Cahos, aus dem er sie gerissen hatte, zurück. Die Verwirrung nahm ungeachtet der von Frankreich verschwendeten Subsidien und einiger kleinern Unterstützungen immer mehr überhand. Im Jahr 1772 war der Staat sechs hundert drey Tonnen Golds, oder 90,450000 Livres, a) welche vier und ein halbes fürs hundert gerechnet den Einheimischen oder Fremden 4,070250 Livres b) verzinset wurden. Zu dieser Zeit waren in dem Königreich nicht mehr als zwey Millionen Geld im Umlauf. Die Staats und andre Geschäfte wurden mit dem Papier einer dem Staat zugehörigen und durch die drey erstern Klassen der Stände des Reichs garantirten Bank betrieben. Diese Einrichtung hatte Tadler und Lobredner gehabt. Ist sie der Nation nützlich, ist sie ihr schädlich gewesen? Das Räthsel ist noch nicht aufgelößt.

Die Armuth war nicht immer die gefährlichste Krankheit, an der Schweden darnieder lag. Noch größere Unglücksfälle haben es umgestürzt. Der Geist der Uneinigkeit setzte alles in Gährung. Der Haß und die Rache waren die Hauptriebfedern der Ereignisse. Jeder sahe den Staat für eine Beute seines Stolzes oder seines Geitzes an. Nicht mehr für den Dienst des Staats wurden die Aemter geschaffen: nein für den besondern Vortheil derer, die solche erlangt hatten; die Tugend und Fähigkeiten waren eher eine Hindernis, als ein Mittel zur Emporsteigung. Die Nationalversammlun-

a) 41,455700 fl.
b) 1,66531 fl. 15 kr.

gen stellten nichts als schändliche oder gewaltsame Auftritte vor. Das Laster blieb ungestraft und zeigte sich mit Verwegenheit. Der Hof, der Senat, alle Stände der Republik waren mit einem allgemeinen Mistrauen angefüllt. Man suchte sich wechselweise mit der hartnäckigsten Wuth wechselweise zu stürzen. Als hierzu schleunige und nahe gelegene Mittel abgiengen, suchte man sie in der Ferne; und man erröthete nicht, sich mit Auswärtigen gegen sein Vaterland zu verschwören.

Diese Unordnungen hatten ihre Quelle in der 1720 aufgestellten Verfassung. Einem unleidentlichen Despotismus hatte man eine übel zusammenpassende Freyheit unterstellt. Die Zweige der höchsten Gewalt, die bestimmt waren, sich das Gleichgewicht, einander in Schranken zu halten, waren weder deutlich bemerkt, noch vernünftig ausgetheilt. Daher fiengen sie sechs Jahre nach ihrer Entstehung an, an einander sich zu stossen. Nichts konnte diesen Stoß verhindern. Das war ein beständiger Streit zwischen dem Haupt des Staats, das sich unaufhörlich bestrebte, auf die Gesetzgebung Einfluß zu erlangen, und der auf die Erhaltung der völligen Ausübung eifersüchtigen Nation. Die verschiedenen Stände der Republik zankten sich mit gleicher Erbitterung über den Umfang ihrer Vorrechte.

Diese Händel, bey denen man bald siegte, bald wieder unterlag, stürzten die Staatsentschlüsse in eine große Unthätigkeit. Was auf einem Reichstag verordnet war, wurde auf dem nachfolgenden verboten, um aufs neue hergestellt, und abermals abgeändert werden zu können. In dem Sturm der Leidenschaften wurde das allgemeine Beste vergessen,

gessen, mißkannt, oder gar verrathen. Die Quellen der Glückseeligkeit der Bürger vertrockneten mehr und mehr; und alle Zweige der Staatsverwaltung trugen das Gepräge der Unwissenheit, des Eigennutzes oder der Anarchie an sich. Ein Verderben, vielleicht das schändlichste, mit dem jemals eine Gesellschaft angesteckt worden war, machte das Maas so vieles Unglücks voll.

Zwey Factionen, in welche alle andre zusammen geschmolzen waren, theilten den Staat. Die der Hüte schien mit dem Vorhaben beschäftigt zu seyn, Schweden seine ehemalige Stärke durch Wiederherbeyschaffung der reichen Besitzungen, welche das Kriegsunglück davon weggerissen hatte, zu verschaffen. Sie hatte Frankreich, welchem daran gelegen seyn konnte, diesen Stolz zu begünstigen, sich ergeben. Die Parthie der Mützen hatte sich für die Ruhe erklärt. Ihre Mäßigung hatte sie bey Rußland, das in seinen Unternehmungen nicht aufgehalten werden wollte, beliebt gemacht. Beide Höfe, besonders der von Versailles hatten diesen niederträchtigen Partheygängern ihre Schätze aufgethan. Ihre Häupter behielten den besten Theil dieser blinden Verschwendungen für sich selbst. Mit dem übrigen kauften sie Stimmen. Diese waren immer um einen schlechten Preis feil: aber eben daher hatten sie auch selten eine Stätigkeit. Nichts war gewöhnlicher, als ein Glied des Reichstag seine Stimme, die er schon verkauft hatte, abermals zu verkaufen. Es war sogar nichts ausserordentliches, daß man sich zu gleicher Zeit von beyden Seiten bezahlen ließ.

Die unglückliche Lage, in der sich ein Staat befand, der frey zu seyn schien, nährte den Geist der Knechtschaft, welcher die meisten Gegenden Europas herabwürdigte. Sie prahlten mit ihren Fesseln, indem sie die Uebel vor Augen sahen, die eine Nation erduldete, welche ihre Ketten zerbrochen hatte. Niemand wollte einsehen, daß Schweden von einem Aeußersten aufs andere übergegangen war, daß um der Unbequemlichkeit der willkührlichen Willensmeinungen auszuweichen, man in Unordnungen der Anarchie verfallen war. Die Gesetze hatten nicht gewußt, die besondern Rechte der Einzelnen mit Gerechtsamen der Gesellschaft, mit den Vorrechten, die sie wegen der gemeinschaftlichen Sicherheit aller der, aus denen sie besteht, besitzt, zu vereinbaren.

In dieser gefährlichen Lage war es für Schweden rathsam, dem Schattenbild des von ihm aufgestellten Königs eine hinreichende Gewalt anzuvertrauen, um die Wunden des Staats zu untersuchen, und die angemessenen Hülfsmittel dafür zu gebrauchen. Dieses ist die gröste Souverainetätshandlung, die ein Volk vornehmen kann; und dabey verliert man seine Freyheit nicht anders, als daß man die Leitung derselben einem zutrauungswürdigen Bewahrer überläßt, zugleich aber über den Gebrauch wacht, den er von dieser ihm anvertrauten Gewalt macht.

Dieser Entschluß würde die Schweden mit Ruhm überhäuft, und ihr Glück bewürkt haben. Er würde die Köpfe mit der Meinung ihrer Einsichten und ihrer Weisheit angefüllt haben. Durch die ausgeschlagene Ergreifung dieser

ser Partie haben sie das Oberhaupt des Staats genöthigt, sich der Gewalt zu bemächtigen. Er regiert nach denen Bedingungen, die er hat vorschreiben wollen, und seinen Unterthanen ist von Gerechtsamen nur soviel übrig geblieben, als seine Mäßigung sie derselben nicht zu berauben zugelassen hat. *)

Der Zeit kömmt es zu, zu entschleyern, was dem Geschichtschreiber zu wissen nöthig ist, um mit Genauigkeit davon zu reden. Wie soll man diejenigen, welche die Absichten des Herrschers aus edeln Beweggründen unterstützt haben, von denen, die sich darzu aus verwerflichen Absichten haben gebrauchen lassen, unterscheiden? Er selbst kennt sie: allein das Herz der Könige ist ein undurchdringliches Heiligthum, aus dem die Hochachtung und die Verachtung während ihres Lebens selten entwischen, und davon der Schlüssel bey ihrem Tod nur zu oft verloren geht. Sind sie ausserdem nicht auch eben sowohl, als wir dem Zauberspiel der Leidenschaft blosgestellt, und sind sie bessre Austheiler des Lobs und des Tadels? Die Urtheile ihrer Unterthanen sind gleichmäßig verdächtig. Wer wird unter verworrenen und widersprechenden Stimmen, die sich zu gleicher Zeit erheben, das Geschrey der Wahrheit vom dumpfen und heimlichen Murmeln der Lästerung, oder das dumpfe und stille Murmeln der Wahrheit vom Geschrey der Lästerung ausscheiden? Man muß abwarten, bis der Eigennutz und die Schmeichelsucht aufgehört haben,

*) Wir stehen nicht in der gehörigen Entfernung, um unsre Leser mit dieser Staatsveränderung zu unterhalten.

zu sprechen, und der Schröcken, Stillschweigen aufzuerlegen. Dann erst wird es Zeit seyn, die Feder zu ergreifen, ohne daß man in Verdacht kömmt, das Wohlwollen des mächtigen Manns niederträchtig erhaschen, oder seine rächende Gewalt gröblich herunterseßen zu wollen. Wenn wir gleich schweigen, so wird doch die Nachkommenschaft reden. Er weis es. Glücklich wenn er ihren Beyfall erhalten kann. Unglück aber für ihn, Unglück für seine Unterthanen, wenn er diesen Richterstuhl verachtet!

Nun wollen wir auf die durch den König von Preußen in Ostindien angelegten Handelsverbindungen übergehen.

X.

Der König von Preußen errichtet zu Embden eine Handlungsgesellschaft nach Ostindien. Schilderung dieses Fürsten. Schicksal seiner Niederlassung.

Dieser Fürst hatte in den Jahren des Vergnügens den Muth, dem weichlichen Müssiggang der Höfe den Vortheil sich zu unterrichten vorzuziehen. Der Umgang mit den ersten Männern dieses Jahrhunderts und seine Betrachtungen reiften in der Stille seinen von Natur thätigen und begierigen Geist. Weder die Schmeicheley noch der Widerspruch konnten ihn jemals von seinen tiefen Betrachtungen abbringen. Er machte frühzeitig den Entwurf seines Lebens und seiner Regierung. Man wagte es bey seiner Thronbesteigung zu prophezeyhen, daß bey ihm die Staatsminister

blos Sekretär, die Finanzverwalter blos Einnehmer, und die Generale nur Adjudanten seyn würden. Glückliche Umstände setzten ihn in den Stand, die in der Einsamkeit erlangten Fähigkeiten vor den Augen der Völker zu entwickeln. Friedrich faßte mit einer ihm allein eignen Geschwindigkeit den entscheidenden Punkt seines Vortheils, und grif eine Macht an, von der seine Vorfahren in der Unterwürfigkeit gehalten worden waren. Er gewann ihr fünf Schlachten ab, nahm ihr die beste ihrer Provinzen weg, und schloß eben so zur rechten Zeit Frieden, als er zur rechten Zeit Krieg angefangen hatte.

Da er aufhörte zu streiten, hörte er deswegen nicht auf thätig zu seyn. Man sah ihn nach der Bewunderung eben der Völker trachten, deren Schröcken er gewesen war. Er rief alle Künste zu sich, und machte sie zu Genossen seines Ruhms. Er verbesserte die Misbräuche der Gerechtigkeitspflege, und gab selbst weißheitsvolle Gesetze. Eine einfache unabänderliche Ordnung ward in allen Theilen der Verwaltung eingeführt. In der Ueberzeugung, daß die Gewalt des Landsherrn ein allen Unterthanen gemeinschaftlich zuständiges Gut ein Schutz ist, dessen sich alle gleichmäßig zu erfreuen haben müssen, befahl er, daß jeder die Freyheit haben sollte, mit ihm zu sprechen und an ihn zu schreiben. Alle Augenblicke seines Lebens waren dem Wohl seiner Völker gewiedmet. Selbst seine Erholungen waren ihnen nützlich. Seine Werke über die Geschichte, Moral, Staatskunst waren voll praktischer Wahrheiten. Man sah sogar in seinen Gedichten tiefe Gedanken herrschen, die

geschickt waren, Einsichten zu verbreiten. Er beschäftigte sich mit der Sorge seine Staaten zu bereichern, als glückliche Begebenheiten ihn im Jahr 1744 in den Besitz von Ostfriesland setzten.

Embden, die Hauptstadt dieser kleinen Provinz, ward vor zweyhundert Jahren für einen der besten Häfen in Europa gehalten. Die Engländer machten ihn zum Mittelpunkt ihrer Geschäfte mit dem festen Lande, als sie gezwungen wurden, Antwerpen zu verlassen. Die Holländer hatten sich erst lange Zeit vergebens bemüht, sich desselben zu bemächtigen, und wurden hernach so neidisch darauf, daß sie suchten ihn auszufüllen. Alles zeigte, daß es ein gelegener Ort wäre, um die Niederlage eines großen Handels zu werden. Die Entfernung, in der dieses schwache Land von der Masse der preußischen Macht lag, konnte einige Ungelegenheiten hervorbringen, aber Friedrich hoffte, daß der Schrecken seines Namens den Neid der Seemächte im Zaum halten würde. In dieser Ueberzeugung befahl er im Jahr 1750, daß zu Embden eine Handlungsgesellschaft nach Ostindien errichtet werden sollte.

Das Kapital der neuen Gesellschaft war in zwey tausend Actien vertheilt, und bestand aus 3,956000 Livres *). Es wurde hauptsächlich durch Engländer und Holländer, trotz der Strenge der Gesetze, die ihre Regierung gemacht hatte, um es zu verhindern, zusammen gebracht. Zu diesen Spekulationen war man durch die unbe-
schränzte Freyheit, die man haben sollte, wenn
man

*) Oder 1,831500 fl.

man dem Landesherrn drey pro Cent von allem, was verkauft werden würde, bezahlte, aufgemuntert. Der Ausgang entsprach den Hoffnungen nicht. Sechs nach einander nach China gesegelte Schiffe brachten den Interessenten nichts ein, als ihr Kapital und einen Gewinst von einem halben vom Hundert. Eine Handelsgesellschaft nach Bengalen, die kurz nachher an demselben Ort entstand, nahm ihre Maßregeln noch schlechter. Ein Prozeß, dessen Ende man wahrscheinlicher Weise niemals erleben wird, ist alles, was ihr von den beyden einzigen Versendungen, die sie gethan hat, übrig bleibt. Die ersten Feindseligkeiten von 1756 unterbrachen die Unternehmungen der einen und der andern Gesellschaft; ihre Aufhebung aber wurde erst 1763 entschieden.

Das ist der einzige Stoß, den des Königs in Preußen Größe bekommen hat. Wir wissen wohl, daß es schwer ist, seine Zeitgenossen zu schätzen: man sieht sie zu sehr in der Nähe. Am allerwenigsten kann man sich schmeicheln, die Fürsten richtig zu kennen. Der Ruf spricht selten unpartheyisch von ihnen. Gemeiniglich werden sie nach den niederträchtigen Reden der Schmeicheley, oder nach den ungerechten Urtheilen des Neides beurtheilt. Das verwirrte Geschrey aller Partheyen, aller Gesinnungen, die um die Fürsten herum in beständiger Gährung und Veränderung sind, macht die Weisen selbst in ihrem Urtheil verwirrt oder ungewiß.

Indessen, wenn es erlaubt ist, nach einer Menge unter einander verbundener Thatsätze einen Ausspruch zu thun, so würden wir sagen, Friedrich

habe die Komplote des ganzen gegen ihn verschwornen Europas zunichte gemacht; er habe bey der Größe und Kühnheit in den Unternehmungen mit einem undurchdringlichen Geheimniß bedeckte Mittel zu gebrauchen gewußt; die Art, Krieg zu führen, sey durch ihn verändert worden, da man sie schon vor seiner Zeit als zur Vollkommenheit gebracht angesehen hat; er habe so viel aus Klugheit entspringenden Muth gezeigt, daß in der Geschichte kein gleicher vielleicht zu finden ist; aus seinen Fehlern selbst habe er verstanden mehr Vortheil zu ziehen, als andre sonst aus ihrem Glück zu thun wissen; er habe gemacht, daß die ganze Welt vor Erstaunen über ihn verstummet sey, oder voll Verwunderung von ihm gesprochen habe; und endlich habe er seinem Volk so viel Glanz verschaft, als andre Fürsten von ihrer Nation erhalten.

Dieser Herr bietet eine immer drohende Verfassung entgegen. Die Meinung von seinen Fähigkeiten, das immer gegenwärtige Andenken seiner Thaten, ein jährliches Einkommen von siebenzig Millionen Livres *), eine Schatzkammer von mehr, als zwey hundert Millionen **), eine Armee von hundert und achtzig tausend Mann ***), alles setzt seine Ruhe in Sicherheit. Zum Unglück ist sie seinen Unterthanen nicht so ersprießlich, wie ehedem. Dieser Monarch fährt fort, sein Münzwesen in den Händen der Juden zu lassen, die darinn eine sehr große Unordnung verursacht haben. Er ist den

*) Oder über 32 Millionen.
**) Oder über 90 Millionen.
***) Wirklich über 215000 Mann.

den reichsten Handelsleuten seiner Provinzen nicht beygesprungen, die seine Einrichtung um ihr Vermögen gebracht hatten. Er hat die ansehnlichsten Manufakturen in seinem Land an sich gerissen. Seine Staaten sind voll Monopolien, die allen Arbeitstrieb darinn vernichten. Völker, deren Abgott er war, sind der Gierigkeit einer Menge fremder Räuber übergeben worden. Dieses Betragen hat sowohl in, als ausserhalb den preußischen Landen ein so allgemeines Mißtrauen erregt, daß gar keine Dreistigkeit dazu gehört, um zu versichern, die Bemühungen, die man anstellt, der embdenschen Gesellschaft wieder auf die Beine zu helfen, werden fruchtlos seyn.

O Friedrich! Friedrich! du empfiengst von der Natur eine lebhafte und kühne Einbildungskraft, eine gränzenlose Wißbegierde, Lust zur Arbeit, Kräfte um sie zu ertragen. Das Studium der Regierungskunst, der Staatsklugheit, der Gesetzgebung, war die Beschäftigung deiner Jugend. Die überall in Fesseln gezwungne, zu Boden geschlagene Menschheit trocknete beym Anblick deiner ersten Thaten ihre Thränen ab, und schien sich über ihr eignes Unglück zu trösten, in der Hoffnung, an Dir einen Rächer zu finden. Sie prophezeyte und segnete im voraus dein Glück. Europa gab Dir den Namen des gekrönten Weltweisen.

Als Du auf dem Schauplatz des Kriegs erschienst, setzte die Geschwindigkeit deiner Märsche, die Kunst deiner Lager, die Ordnung deiner Schlachten alle Nationen in Erstaunen. Man konnte sich nicht satt loben, an dieser unabänderlichen Kriegszucht,

zucht, die deinen Truppen den Sieg gab, an dieser mechanischen Mannszucht, die aus verschiedenen Heeren nur einen Körper macht, dessen durch einen einzigen Stoß gelenkte Bewegungen auf einmal in dasselbe Ziel treffen. Die Weltweisen selbst, welche die Hoffnung, womit du sie erfüllt hattest, einnahm, gaben in ihrem Stolz, einen Freund der Künste und der Menschen unter den Königen zu sehen, deinem blutigen Glück Beyfall. Du wurdest als das Muster der kriegerischen Könige angesehen.

Es giebt aber einen noch rühmlichern Titel; das ist der: eines Königs, der ein Bürger seines Staats ist. Man ertheilt ihn den Fürsten nicht, die Wahrheiten, Irrthümer, Vorurtheile, Gesetze, die Quellen des Guten und Bösen, mit einander vermengen, und daher die Grundsätze der Sittenlehre als metaphysische Hypothesen, und die Vernunft als einen durch den Eigennutz besoldeten Advokaten ansehen. O wäre die Ruhmbegierde in deinem Herzen erstickt! Hätte da deine durch deine große Thaten erschöpfte Seele ihre Schwungkraft und ihr inneres Vermögen verloren! Wollten die schwachen Leidenschaften des Alters dich in den gemeinen Haufen der Könige wieder versetzen, was würde aus deinem Andenken werden, was würde aus den Lobeserhebungen werden, die dir alle Zungen des Rufes, die dir die unsterbliche Stimme der Wissenschaften und Künste bis zum Uebermaaß ertheilt haben? Aber nein: deine Regierung und dein Leben werden in der Geschichte kein Räthsel abgeben. Eröfne dein Herz den edlen und tugendhaften Empfindungen

wieder,

wieder, die deine erste Wonne ausmachten. Beschäftige deine letzten Tagen mit dem Wohl deines Volks. Bereite die Glückseligkeit künftiger Geschlechter durch die Glückseligkeit des gegenwärtigen Geschlechts. Preußens Macht gehört deinem Geist. Du hast sie geschaffen, Du erhältst sie. Du must sie dem Staat eigen machen, der dir seinen Ruhm zu verdanken hat.

Laß diese unermeßlichen Summen, die in deinen Kassen liegen, wieder in den Umlauf kommen, daß sie dem politischen Körper ein neues Leben verschaffen; laß die einzige Grundlage deiner persönlichen Reichthümer, die ein Unfall vernichten kann, von nun an in den Nationalreichthümern bestehen, die nie versiegen; laß deine unter dem unausstehlichen Joch einer gewaltthätigen und willkührlichen Staatsverfassung gebeugten Unterthanen, die Zärtlichkeit eines Vaters statt der Drückungen eines Despoten wieder finden; mache, daß ungeheure Auflagen auf die Personen und Dinge, die den Ackerbau und den Arbeitstrieb gleichstark unterdrücken, aufhören; mache, daß die von der Sklaverey befreyten Bewohner der Dörfer, die wahrhaftig frey gewordnen Einwohner der Städte, sich nach ihren Neigungen und nach dem Maas ihres Fleißes vermehren können. Und dann wird es dir gelingen, dem Reich, das deine glänzenden Eigenschaften berühmt gemacht und erweitert hat, Stätigkeit zu verschaffen; dann wirst du in die verehrungswürdige und nicht zahlreiche Liste der Könige, die ihr Land geliebt haben, gesetzt werden.

Wage noch mehr zu thun: schenke dem Erdboden Frieden. Das Ansehen deiner Vermittelung,

lung, die Macht deiner Waffen zwinge unruhige Nationen zum Frieden. Die ganze Welt ist das Vaterland eines großen Mannes; sie ist der Schauplatz, der deinen Fähigkeiten angemessen ist; werde der Wohlthäter aller Nationen.

So war meine Anrede an dich im Schoos der Ruhe, in der Du Dir schmeicheltest, eine ehrenvolle Laufbahn zu endigen, ähnlich, wenn man so sagen darf, dem Ewigen, zu dem der Lobgesang aller Gegenden der Erde sich erhebt, als eine große Begebenheit Dich deinen Donner wieder ergreiffen hieß. Eine Macht, die niemals andere Beweggründe für Krieg oder Frieden zu Rath zog, als ihre Vergrößerung; ohne Rücksicht auf die teutsche Reichsverfassung, noch die zu ihrer Grundstütze zielenden Verträge; ohne Achtung für das Völker- und Familienrecht; zur Verachtung des gewöhnlichen und allgemeinen Erbfolgsrechts. Diese Macht stellt Ansprüche auf, versammelt die Heere, reißt in seinem Sinn die Beute von Fürsten an sich, die zu schwach sind, ihr zu widerstehen, und bedroht die Freyheit des Reichs. Du hast es vorausgesehen.

Der alte Löwe hat seine Mähne geschüttelt. Er ist aus seinem Aufenthalt brüllend herausgekommen, und sein junger Nebenbuhler hat darüber gezittert. Friedrich hat sich bis auf diesen Augenblick tapfer bewiesen. Die rechte Gelegenheit, sich zu zeigen, hat sich dargeboten, und er hat sie verfolgt. Europa hat von den für seine Bemühungen gemachten Wünschen wiederhallt, weil er diesesmal weder ein ehrgeitziger Eroberer, noch ein gieriger Handelsmann, noch ein politischer Usurpator war. Man hat ihn bewundert,

und

und er wird gesegnet werden. Ich hatte unter seine Bildsäule eingegraben: die furchtbarsten Mächte von Europa haben sich gegen ihn vereinigt, und sind vor ihm verschwunden. Ich will aber nun eine weniger prächtige, aber unterrichtendere und edlere eingraben: Völker! er zerbrach die Ketten, die man für euch zubereitete. Fürsten des teutschen Reichs, er wird nicht immer seyn. Denkt auf euch *).

XI.

Niederlassungen der Spanier auf den Philippinen.

Beschreibung dieser Inseln.

In den Monarchien ist ohne den Einfluß des Herrn, der sie regiert, nichts groß, nichts glücklich: aber es hängt auch nicht immer von einem Monarchen ab, alles was das Wohl seiner Nation erfordert, zu thun. Er findet oft in den Meynungen, in der Gemüthsart, und in den Gesinnungen seiner Unterthanen mächtige Hindernisse. Diese Meynungen, diese Gemüthsart, diese Gesinnungen, können freylich gebessert werden: aber die Entwickelung läßt sich oft lang erwarten; und für die Philippinen ist sie noch nicht gekommen.

Die philippinischen Inseln, die man ehedem die Manillen nannte, machen einen unermeßlichen Archipelagus, Asien nach Osten zuliegend, aus.

*) Diesen Ausfall hätte ich wegen seiner beleidigenden Wendung gern weggelassen. Allein Verstümmelung konnte ich nicht übers Herz bringen. Der Verf. wollte vielleicht seinen Tadel gut machen. Anm. d. H.

aus. Sie erstrecken sich vom sechsten bis zum fünf und zwanzigsten nördlichen Grad, in einer ungleichen Breite von vierzig bis zweyhundert Meilen. Aus ihrer sehr großen Anzahl unterscheidet man dreyzehen oder vierzehn ansehnlichere.

Diese Inseln bieten den aufmerksamen Augen ein fürchterliches und majestätisches Schauspiel dar. Sie sind mit Basalt, Lava, Schlacken, schwarzem Glas, zerschmolzenem Eisen, grauen und lockern Steinen, welche Trümmer des Thiers- und Pflanzenreichs enthalten, Schwefel, der durch die beständige Bewegung des unterirrdischen Feuers immer im Fluß ist, siedenden Wassern, welche mit verborgenen Flammen Gemeinschaft haben, bedeckt. Alle diese großen Zufälle der Natur sind das Werk der erloschenen Vulkane, der Vulkane, die noch brennen, und derer, die sich in diesen tiefen Werkstätten, wo brennbare Materien in beständiger Gährung sind, bilden. Kecklich darf man muthmassen, daß diese grossen Gegenden, welche man unter die ältesten der Erde zählen kann, auch eher als die andern ihrer Zerstöhrung sich nähern.

Die Asche, mit der seit Jahrhunderten die unermeßlich grossen Oefen die Oberfläche eines tiefen Bodens bedecken, das durch unaufhörliche Erderschütterungen fortgesetzte Bewegen der Felder, die den unter dem heissen Erdgürtel gelegenen Gegenden gewöhnliche Hitze, die Feuchtigkeit, welche die Nachbarschaft des Meers, die hohen Gebirge, Waldungen, die eben so alt sind, als die Welt, in diesen Gegenden gewöhnlich unterhalten, sind wahrscheinlich die Ursache der fast unglaublichen Fruchtbarkeit der Philippinen.

pinen. Die Vögel, die vierfüssigen Thiere, Pflanzen, Früchte, Bäume, die man im übrigen Asien sieht, finden sich auch grösstentheils in diesem Archipelagus, und beynahe alles ist von besserer Beschaffenheit. Man entdeckt daselbst sogar einige Pflanzen, die sonst nirgends gefunden worden sind. Würde ein verständiger Naturforscher diese Inseln mit Freyheit und den erforderlichen Unterstützungen durchgehen, so würde er sicher die Wissenschaften mit einer Menge merkwürdiger, nützlicher und anziehender Kenntnisse bereichern.

Zum Unglück ist auf den Philippinen das Klima nicht eben so angenehm, als der Boden fruchtbar ist. Denn unterhalten gleich die Land- und Seewinde daselbst während sechs Monaten eine gemäßigtere Luft, als ihre Lage nicht versprechen sollte, so ist doch das übrige Jahr der Himmel, wie vom Feuer des Donners angezündet, und die Felder durch beständige Regengüsse überschwemmt. Inzwischen ist die Luft doch nicht ungesund. Wirklich wird die Leibesbeschaffenheit der Fremdlinge durch eine allzu große Ausdünstung in etwas geschwächt: die Landeingebohrnen aber bringen ihr Leben sehr hoch, ohne einer andern Schwachheit ausgesetzt zu seyn, als jenen, denen der Mensch überall unterworfen ist.

Den innern Theil dieser gebirgigten Inseln bewohnen Wilde, welche die ältesten Einwohner derselben zu seyn scheinen. Ihr Ursprung mag aber seyn, welcher er will, so sind sie schwarz und haben meistens krause Haare. Sie sind nicht von großer Gestalt, aber stark und nervigt. Hin und wieder stellt eine ganze Familie

eine kleine Gesellschaft vor; meistens aber lebt jeder Einzelne mit seiner Gehülfin für sich allein. Niemals legen sie ihren Bogen und Pfeile weg. Da sie an die Stille der Wälder gewöhnt sind, so scheint sie der geringste Lärmen aufzubringen. Ihre Lebensart ist ganz thierisch. Sie haben keine beständige Wohnung. Die Früchte und Wurzeln, die sie in den Wäldern finden, machen ihre ganze Nahrung aus, und wenn sie eine Gegend erschöpft haben, so gehen sie nach einer andern. Die Bemühungen, die man angewendet hat, sie zu bezwingen, sind immer fruchtlos gewesen, weil nichts so schwer ist, als Völker, die in unzugänglichen Orten herum irren, zu bändigen.

Die Ebnen, woraus man sie verjagt hat, sind hinter einander durch Kolonien aus Malakka, Siam, Makassar, Sumatra, Borneo, aus den Molukken und Arabien besetzt worden. Die Sitten dieser fremden Kolonisten, ihre Religion, ihre Regierungsform, machen es unmöglich, sich in Ansehung ihres ursprünglichen Stammorts zu irren.

XII.

Die Spanier und Portugiesen bestreiten einander den Besitz der Philippinen.

Magellan war der erste Europäer, der diese Inseln besuchte. Aus Unzufriedenheit gegen Portugall, sein Vaterland, war er in die Dienste Karls des Fünften getretten, und durch die Meer-

enge,

enge, die nachher seinen Namen geführt hat, gelangte er im Jahr 1521 nach den Manillen, von wo aus nach desselben Tod seine Lieutenante sich nach den zehen oder eilf Jahre vorher durch die Portugiesen entdeckten Molukken begaben. Diese Reise würde wahrscheinlich merkwürdige Folgen gehabt haben, wenn sie nicht durch den Zusammenfluß der Umstände, die wir jetzt erzählen wollen, wären gehemmt worden.

Während daß im fünfzehnten Jahrhundert sich die Portugiesen den Weg nach Ostindien bahnten, und der Gewürtze und Manufacturen, die von jeher die Lust der gesitteten Nationen gewesen waren, bemächtigten, so versicherten sich die Spanier durch die Entdeckung von Amerika des Besitzes größerer Schätze, als die Einbildungskraft der Menschen bis dahin sich gewünscht hatte. Obgleich die beyden Nationen ihren Erweiterungsabsichten in sehr entfernten Gegenden nachgiengen, so schien es doch möglich, daß man einander anträfe. Ihr Haß gegen einander würde diesen Vorfall gefährlich gemacht haben. Um diesem zuvor zu kommen, bestimmte der Pabst Alexander VI. im Jahr 1493 die beyderseitigen Ansprüche, durch eine Folge jener allgemeinen und lächerlichen Gewalt, der sich die Päbste seit mehrern Jahrhunderten angemaßt hatten, und welche die abgöttische Unwissenheit zwey gleich abergläubischer Völker noch fortpflanzte, um den Himmel mit ihrem Geitz zu vergesellschaften. Er schenkte an Spanien alle die Länder, die man nach Westen hin entdecken würde, von einer hundert Meilen von den Azoren bestimmten Mit-

tagslinie an gerechnet; und an Portugall alles, was es von eben diesem Meridian nach Osten hin erobern würde.

Im folgenden Jahr beschlossen die befangenen Mächte diese Gränzlinie dreyhundert und siebenzig Meilen von den Inseln des grünen Vorgebirgs zu rücken. Dieses war in den Augen der Aufgeklärtesten eine überflüssige Vorsorge. Allein zu dieser Zeit verstand niemand die Theorie der Erde genug, um voraus zusehen, daß die Seefahrer einer Krone, die ihre Endeckung westlich betrieb, und daß die Seefahrer der andern Krone, die das nemliche ostwärts thaten, frühe oder spat an die nemliche Gränze kommen würden. Die Seereise des Magellans bewies diese Wahrheit.

Der Hof von Lißabon verbarg die Unruhe, welche ihm diese Begebenheit verursachte, nicht. Er war entschlossen, lieber alles zu wagen, als zu leiden, daß ein ohnehin durch das Glück sehr begünstigter Nebenbuhler ihm die Herrschaft des asiatischen Meers sollte streitig machen können. Inzwischen glaubte er, vorher noch den Weg der Güte versuchen zu müssen, ehe er sich mit dem einzigen Volk, dessen Seemacht damals furchtbar war, messen sollte. Dieses Mittel schlug besser an, als man mit Grund hoffen konnte.

Karl der Fünfte, den allzu grosse und zu gehäufte Unternehmungen öfters in Noth versetzten, ließ im Jahr 1529 für 350000 Dukaten oder 2598750 Livres *) alle Ansprüche, die er auf die in seinem Namen im indischen Meer entdeckten Länder haben konnte, auf immer und unwi-

der-

*) Oder 1,189718 fl. 45 kr.

derruflich fahren; er erstreckte selbst die portugiesische Gränzlinie bis an die Diebsinseln. So sagen wenigstens die portugiesischen Geschichtschreiber. Denn die castilianischen Schriftsteller behaupten, daß ihr Monarch sich vorbehalten habe, die Untersuchung seiner Gerechtsame wieder vornehmen, und sie geltend machen zu dürfen, wenn die Entscheidung für ihn günstig ausfallen sollte: aber freylich immer dann erst, wenn er das empfangene Geld zurück bezahlt haben würde.

Der Vertrag von Sarragossa hatte das allen Staatsverträgen gewöhnliche Schicksal.

XIII.

Spanien errichtet Niederlassungen auf den Philippinen. Ursachen, die ihren glücklichen Erfolg gehemmt haben.

Philipp suchte im Jahr 1564 das Vorhaben, sich die Manillen zu unterwerfen, auszuführen. Spanien war durch die amerikanischen Eroberungen zu sehr geschwächt, als daß es sich einbilden konnte, an dem äußersten Ende von Ostindien ein neues Reich durch Gewalt zu stiften. Der gelindere Weg der Ueberredung kam zum erstenmal in seinen Vergrößerungsplan. Er trug einigen Bekehrern auf, ihm Unterthanen zu werben, und sie täuschten seine Hoffnung nicht gänzlich.

Die Leute auf den Küsten, die sonst Götzendiener oder Muhametaner waren, welche aber die christliche Religion Spanien unterwarf, waren nicht ganz wild, wie die im Innern des Landes.

Sie hatten Häupter, Gesetze, Häuser, einige unvollkommenen Künste. Mehrere verstanden sich ein wenig auf den Feldbau. Des Eigenthums der von ihnen angesäeten Feldern waren sie versichert; und der Wohlstand, in dem sie sich befanden, machte in ihnen das Verlangen nach weitern Besitzungen rege. Die Mönche, denen die Austheilung zu machen oblag, behielten für sich die grösten, gelegensten und fruchtbarsten dieses unermeßlichen Bodens; und die Regierung tratt ihnen solche förmlich ab.

Man versprach sich von diesen Einrichtungen, so unvollkommen sie auch waren, vieles. Mehrere Ursachen trafen zusammen, und hinderten den guten Erfolg derselben.

Anfangs haben die in der Unwissenheit und dem Müßiggang der Klöster erzogenen Bekehrer grösstentheils, nicht, wie es doch hätte seyn sollen, die unter ihrer Leitung gestandenen Indianer zur Arbeit aufgemuntert. Ja man kann sogar behaupten, daß sie selbige davon abgehalten und unaufhörlich mit gottesdienstlichen Ceremonien, Versammlungen und Feyerlichkeiten unterhalten haben. Ein solches allem vernünftigen Gottesdienst eben so sehr, als der gesunden Staatskunst widersprechendes System hat die unter die unterthänig gemachten Völker vertheilten Ländereyen in ihrem Nichts belassen. Selbst die, welche ihren blinden Leitern gehörten, wurden wenig und schlecht gebaut, vielleicht weil die Regierung unter diese Ordensleute jährlich 525000 Livres *) austheilen ließ.

Die

*) Oder 240625 fl.

Die Auffuhrung der Spanier hat diese traurige Unthätigkeit noch immer mehr unterstützt. Der Hang zum Müßiggang, den diese stolzen Leute aus ihrem Vaterland mitgebracht hatten, wurde durch die Erlaubniß, welche ihnen der Hof zugestand, alle Jahre nach Amerika ein mit asiatischen Erzeugnissen beladenes Schiff zu senden, noch mehr gestärkt. Die Schätze, welche dieses ausserordentlich große Fahrzeug zurück brachte, machte, daß sie auch die ehrbarsten und am wenigsten lästigen Geschäfte als schimpflich und unerträglich ansahen. Niemals kannte ihre Weichlichkeit andere Hülfsquellen, um wollüstig zu leben. Sobald daher die Unglücksfälle des Kriegs ein oder zwey Jahre die Versendung der Gallione verhindert, verfielen sie meistens in einen abscheuliches Elend. Sie wurden Bettler, Diebe oder Meuchelmörder. Die Truppen machten sich dieser Schandthaten theilhaftig, und die Gerichtshöfe waren gegen so viele Laster unmächtig.

Die Chineser boten sich natürlicher Weise an, den Künsten und dem Feldbau die Thätigkeit zu geben, welche die Trägheit der Indianer und der Hochmuth der Spanier verweigerten. Die Seefahrer dieser berühmten Nation holten seit unfürdenklicher Zeit auf den Manillen die diesen Inseln eigenthümlichen Erzeugnisse. Sie fuhren damit fort, als sie unter ein fremdes Joch kamen. Ihre Anzahl wuchs sogar noch an, als die Reichthümer von Mexiko und Peru, die daselbst in Umlauf kamen, Anlaß gaben, auf grössere Geschäftsunternehmungen zu denken. Bald kamen auf ihren Schiffen eine große Anzahl Handwerksleute, aber noch mehr Feldarbeiter, die sich in

diesem blühenden Reich zu sehr vermehrt hatten, an. Diese arbeitsamen, sparsamen und verständigen Leute wollten die Felder aufreissen, Manufacturen errichten, alle Arten von Gewerbsamkeit einführen, wenn man ihnen das Eigenthum einiger Antheile eines unermeßlichen Erdstichs, der keinen Herrn hatte, überlassen, und wenn man von ihnen nur gemäßigte Abgaben verlangen wollte. Dieses war ein untrügliches Mittel, am äußersten Ende Asiens, ohne Verlust an Menschen, ohne Geldaufopferung eine blühende Pflanzstadt zu gründen. Das Unglück der Philippinen aber hat gewollt, daß man diese Wahrheit nicht genug gefühlt hat, und doch war das wenige Gute, das auf diesen Inseln geschehen ist, hauptsächlich das Werk der Chineser.

XIV.

Gegenwärtiger Zustand der Philippinen.

Spanien hat in diesem Archipelagus einige Antheile der neun grossen Inseln seiner Herrschaft unterworfen. Die von Lucon, welches die beträchtlichste ist, hat hundert zwanzig Meilen in der Länge, und über dreyßig und vierzig in der Breite. Die Usurpatoren landen daselbst durch eine große zirkelrunde Bay, die durch zwey Vorgebirge, die zwey Meilen von einander entfernt sind, gebildet wird. In diesem kleinen Raum liegt die kleine Insel Marivelles. Sie hat zwey Zugänge. Der östliche ist der gelegenste und sicherste.

Gegen Südosten der Bay liegt Cavite. Dieser Hafen wird durch ein kleines Fort und einer Besatzung von dreyhundert Mann beschützt und

hat

hat die Gestalt eines Hufeisens. Daselbst baut man die zum Dienst der Colonie nöthigen Schiffe.

In der nemlichen Bay drey Meilen von Cavite, und unweit eines schiffbaren Flußes erhebt sich die berüchtigte Stadt Manilla. Egaspe, der sie den Indianern im Jahr 1571 wegnahm, hielt sie für gelegen, der Mittelpunkt des zu stiftenden Staats zu werden, und er verlegte also die Regierung und die Handlung dahin. Los Marignas umgab sie 1590 mit Mauern, und erbaute die Citadelle Sant Jago. Sie ist seitdem vergrößert und verschönert worden. Der Fluß, der durch sie fließt, kommt aus einem See von zwanzig Meilen im Umfang. Er wird durch vierzig Bäche gebildet, an deren jedem eine indianische Völkerschaft von Feldarbeitern sich niedergelassen hat. Von daher erhält die Hauptstadt des Reichs ihre Lebensbedürfnisse. Ihr Unglück besteht in ihrer Lage zwischen zwey unter sich zusammenhängenden Vulkanen, deren immer dauernde Feuerschlünde ihren Umsturz zu bereiten scheinen.

Im ganzen Archipelagus rechnet man nach der 1752 vorgenommenen Abzählung nur eine Million, dreymalhundert fünfzig tausend Indianer, die unter das spanische Joch gerathen sind. Sie sind meistens Christen, und alle bezahlen vom sechszehnten bis zum fünfzigsten Jahr eine Kopfsteuer von vier Realen, oder zwey Livres, vierzehn Sols *). Man hat sie in zwey und zwanzig Provinzen abgetheilt, davon die Insel Lucon allein zwölf enthält, ob sie gleich nicht ganz unterjocht worden ist.

Die

*) Oder 1 fl. 14 kr. 2 hl.

Die Colonie hat zum Oberhaupt einen Statthalter, dessen Gewalt unter dem Vicekönig von Mexico steht, und acht Jahre dauern soll. Die Soldaten stehen unter seinem Befehl. Er hat den Vorsitz bey allen Gerichtshöfen. Er ertheilt alle kriegerische und bürgerliche Bedienungen. Er kann den Soldaten Ländereyen geben, und sie sogar zu Lehen erheben. Diese Macht, wenn ihr gleich die Clerisey durch ihren Einfluß ein wenig die Waage hält, ist so gefährlich befunden worden, daß man verschiedene Mittel ersonnen hat, um dem Uebermaß derselben Einhalt zu thun. Das nützlichste ist dasjenige gewesen, wodurch festgesetzt worden ist, daß man gegen einen in seinem Amt verstorbenen Statthalter Untersuchung anstellen würde, und daß ein zurückberufener Statthalter nicht eher sollte abreisen können, bis seine Verwaltung untersucht worden wäre. Jedermann darf seine Klagen anbringen. Wenn ihm eine Ungerechtigkeit angethan worden ist, muß er auf Unkosten des Schuldigen schadlos gehalten werden, den man oft noch zu einer Geldbuße gegen den Landesherrn verurtheilt, weil er diesen verhaßt gemacht hat. In den ersten Zeiten dieser Einrichtung ward die Strenge soweit getrieben, daß, wenn schwere und zahlreiche Klagen einkamen, der Schuldige gefangen gesetzt wurde. Verschiedene starben vor Schrecken im Gefängniß, und andere kamen blos heraus, um strenge Strafen zu erdulden. Dieses fürchterliche Schröckenbild ist nach und nach zum Nichts herabgesunken. Das Haupt der Colonie giebt seinem Nachfolger die Summe, seine Stelle zu bezahlen, allein er hat die nemliche Summe von seinem Vorgänger gleichfalls empfangen.

Diese

Diese Kollusion hat ein an einander hängendes System von Unterdrückung hervorgebracht. Man hat nach Willkühr Abgaben verlangt. Das öffentliche Einkommen ist in den zu Einsammlung desselben bestimmten Händen verschwunden. Ein Eingangszoll von sieben vom Hundert auf alle Waaren hat den Handel in einen Schleichhandel verwandelt. Der Ackersmannn ist gezwungen worden, seine Erndte in die Vorrathskammern des Statthalters abzuliefern. Man hat die Abscheulichkeit so weit getrieben, daß man sogar die Menge des Getreids bestimmt hat, die sein Land tragen sollte; daß man ihn gezwungen, diese Menge dem Fiskus zu schaffen, ohne dafür anders bezahlt zu werden, als auf die den unterdrückenden Herren gefällige Zeit und Art. Die Bemühungen, die einige redliche Befehlshaber in einer Zeit von zwey Jahrhunderten angewandt haben, um den Fortgang so vieler Grausamkeiten zu hemmen, sind unnütz gewesen, weil Mißbräuche zu sehr eingewurzelt sind, um einer untergeordneten und übergänglichen Gewalt zu weichen. Es hätte dem Strom der allgemeinen Habsucht durch nichts geringeres ein Damm entgegen gesetzt werden können, als durch die höchste Gewalt des Madriterhofs; aber dieses einzige Mittel ist nie gebraucht worden. Diese schändliche Gleichgültigkeit ist Schuld daran, daß die Philippinen noch keinen Fortgang gehabt haben. Ohne die Verbindungen, die sie mit Mexiko unterhalten, würde man kaum ihren Namen wissen.

Diese Verbindungen, die so alt sind, als die Niederlassung der Spanier in beyden Indien, schränken sich darauf ein, die Produkte und Waa-

ren Asiens nach Amerika durch das Südmeer zu bringen. Keiner von den Artikeln, die diese reichen Ladungen ausmachen, wird durch den Boden oder die Manufakturen auf diesen Inseln hervorgebracht. Den Zimmet bekommen sie von Batavia. Seidenwerk bringen ihnen die Chineser; und die Engländer oder Franzosen die weise und die gemahlte Leinwand von Bengalen und Koromandel. Aus welchem Hafen die Waaren auch gesandt seyn mögen, müssen sie vor der Abreise der Gallone anlangen. Welche nachher kämen, würden entweder gar nicht, oder mit Schaden an Kaufleute verkauft werden, die sie in ihrem Waarenlager bis zur einer andern Reise liegen lassen müßten. Die Zahlung geschieht mit Koschenille und mit Piastern, welche von der neuen Welt kommen. Es kommen auch einige andre Lebensmittel und Kauris mit dazu, die zwar keinen Absatz in Afrika finden, aber an den Ufern des Ganges allgemein verbraucht werden.

XV.

Welchen Gefahren die Philippinen ausgesetzt sind.

Eine Besitzung, die keinen bessern Grund hat, kann leichtlich zu Grund gerichtet werden. Daher scheut man nicht sich vorauszusagen, daß die Philippinen ein wenig früher oder spater von ihren Besitzern wegkommen werden. Nur wenige Bemerkungen sind erforderlich, um diesen Muthmassungen die Stärke der Evidenz zu verschaffen.

Auf-

Aufgeklärte Seefahrer haben uns belehret, daß die spanischen Besitzungen, welche in diesen entfernten Gegenden immer unthätig gewesen waren, es seit 1768 und der damals geschehenen Verbannung der Jesuiten auffallend noch mehr geworden sind. Ausser dem, daß die unermeßlichen Besitzungen dieser Bekehrer plötzlich jene Fruchtbarkeit, die sie zu wege gebracht hatten, verloren, sind die Ländereyen der Indianer, die sie regierten, die einzigen, die noch erträglich angebaut waren, und wo man einige nützliche Künste fand, in das Nichts, aus denen man sie gezogen, zurückgefallen. Ja es ist geschehen, daß diese Inselbewohner, die in der Colonie am wenigsten träge waren, haben den gegründeten oder ungegründeten Haß, welcher ihre Führer verfolgte, mittragen müssen.

Ein noch größeres Unglück traf diesen Archipelagus im folgenden Jahr. Alle Chineser ohne Ausnahme wurden daraus vertrieben; und diese Verbannung schlug eine Wunde, die wahrscheinlich niemals heilen wird. Diese Leute, deren herrschende Leidenschaft der Geitz ist, kamen alle Jahre mit 25 oder 30 kleinen Fahrzeugen nach den Philippinen, und beförderten durch den Preis, den sie allein geben konnten, einige kleinere Manufacturen, dieß war aber noch nicht alles. Eine beträchtliche Anzahl ihrer daselbst sich niedergelassenen Landsleute waren gewöhnlich das Muster eines immer beschäftigten Lebens. Ja selbst verschiedene derselben begaben sich unter die indischen Völkerschaften, und durch wohl eingetheilte Vorschüße machten sie in ihnen das Verlangen und das Vermögen rege, ihren Zustand zu verbessern. Es

ist

ist ärgerlich, daß diese Mittel zum Wohlstand durch die Unmöglichkeit, in der sich vielleicht die Spanier befanden, ein zum Unterstützen geneigtes Volk zu erhalten, vernichtet hat.

Vor diesen zerstörenden Ereignissen hatten die Völker einen ausgezeichneten Kaltsinn gegen ihre Tyrannen geäußert. Oft machte die Bedrückung, daß sie aus den Schranken des Gehorsams heraustraten, und ohne die Vermittelung ihrer Pfarrer würden sie unmächtige Bemühungen einer ausgearteten Militz nicht in den Fesseln erhalten haben. Seitdem die Austreibung der Bekehrer, welche die gröste Gewalt über die Gemüther hatten, die spanische Regierung ihrer vorzüglichsten Stärke beraubt hat, müssen die weniger zurückgehaltenen Indianer die Neigung haben, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen, müssen sie vielleicht Schwungkraft genug haben, in ihre ursprünglichen Gerechtsame wieder einzutretten.

Zu diesen eigentlich häuslichen Gefahren gesellen sich noch weit mehr zu fürchtende äußerliche. Barbaren, die von den malayischen Inseln herkommen, machen sich wirklich über die philippinischen Küsten her, verheeren solche, und führen tausende der Christen in die Sklaverey mit sich fort. Diese Seeräuberey wird selten gezüchtiget, weil die Spanier, die in vier unter dem Namen der Castillianer, Galicier, Montagnarden und Biscayer bekannten Secten getrennt und allein mit einem wechselweisen quälenden Haß beschäftigt sind, alles, was ihre Parthien nicht angeht, mit gleichgültigem Auge ansehen. Eine so schlimme Denkungsart hat die Malayen immer kühner gemacht. Schon haben sie den gemeinschaftlichen Feind von verschiedenen Inseln ver-

vertrieben. Täglich schliessen sie ihn mehr aus, und bald werden sie sich Meister von seiner Besitzung gemacht haben, wenn ihnen nicht eine mächtigere oder thätigere europäische Macht, als die, welche sie bekriegen, zuvorkömmt.

Im Jahr 1762 bemächtigten sich die Engländer der Philippinen mit einer nie gehofften Leichtigkeit. Haben ihnen gleich die Friedensartickel ihre Beute wieder entrissen, so geschahe es vielleicht ohne den stolzen Gedanken zu ersticken, sie einst wieder zu nehmen, sobald sich die Gelegenheit darbieten würde. Andere Nationen können gleichfalls auf diese Eroberung denken, um daraus den Mittelpunkt ihrer Herrschaft auf den Gewässern und dem festen Land von Asien zu machen.

Wahrscheinlich werden also die Spanier aus den Philippinen vertrieben werden. Es giebt Staatskündige, die denken, es würde kein großes Uebel seyn, und diese Meynung ist sehr alt. Kaum hatten die Philippinen ihren Verkehr mit Amerika angefangen, als man davon sprach, sie zu verlassen, weil sie den Vortheilen des Hauptlandes schädlich wären. Philipp II. und seine Nachfolger haben den Vorschlag, der zu verschiedenenmalen wieder gethan worden ist, beständig verworffen. Die Stadt Sevilien hat im Jahr 1731, und Cadix im Jahr 1733 vernünftigere Gedanken gehabt. Alle beyde sind darauf verfallen, und es ist sehr zu verwundern, daß man das nicht eher eingesehen hat, daß es für Spanien zuträglicher wäre, geradezu Theil an dem Handel Asiens zu nehmen, und daß die Besitzungen, die es in diesem Theil der Welt hat, der Mittelpunkt der Geschäfte seyn müßte, welche

es dort treiben wollte. Umsonst hat man ihnen entgegen gestellt, daß, da Indien seidene und baumwollene Zeuge liefert, welche die europäischen an vollkommener Verarbeitung, an Farben, und zumal an niedern Preisen weit übertreffen, würden die Nationalmanufacturen die Mitwerbung derselben nicht aushalten können, und unfehlbar zu Grund gerichtet werden. Dieser Einwurf, der bey gewissen Völkern einiges Gewicht haben konnte, hat ihnen in der Lage, worinn sich ihr Vaterland befand, gänzlich unbedeutend geschienen.

XVI.

Was die Philippinen werden könnten.

In der That kleiden und meubliren sich die Spanier mit fremden Zeugen und Tüchern. Diese unaufhörlichen Bedürfnisse vermehren nothwendig die Geschicklichkeit, die Reichthümer, die Bevölkerung und die Macht der benachbarten Völker. Sie mißbrauchten diese Vortheile, um die Nation, die sie ihnen verschaft, in dieser Abhängigkeit zu erhalten. Verführe sie nicht mit mehr Weisheit und Anstand, wenn sie die indischen Manufakturen annähme? Ausser der Sparsamkeit und Annehmlichkeit, die sie dabey finden würde, brächte sie es auch noch dahin, ein Uebergewicht zu verringern, das noch einmal ihr Unglück seyn wird.

Die von neuen Unternehmungen fast unzertrennlichen Ungelegenheiten sind schon im voraus gehoben. Die Inseln, die Spanien besitzt, lie-

gen

gen zwischen Japon, China, Kochinchina, Siam, Borneo, Celebes, den Molukken, und können wenn sie wollen, Verkehr mit allen diesen Staaten anfangen. Ihre Entfernung von Malabar, Koromandel und Bengalen hindert sie nicht, die Factoreyen, die man auf diesen emsigen Küsten mit Vortheil anzulegen glaubte, würksam zu vertheidigen. Zudem schützen sie die großen Meere vor den Verheerungen, davon das feste Land heimgesucht wird, und entziehen sie der kützlichten Versuchung, Antheil an dessen Fehden zu nehmen.

Ihr Lebensunterhalt bleibt dieser Entfernung ungeachtet immer gesichert. Es ist in ganz Asien keine Gegend, die einen größern Ueberfluß an Obst, Sagu, Kokosbäumen und an nahrhaften Pflanzen hätte.

Der Reis, den man in den meisten Gegenden Indiens mit Hülfe der Arme, bis sich sein Korn ziemlich gebildet hat, täglich zweymal wässern muß, wird auf den philippinischen Inseln viel leichter gebaut. Den an den Ufern der Flüsse oder auf den Ebenen gesäeten Reis wässert man nach Gefallen, und er wird zweymal des Jahrs eingeerndtet, ohne daß man sich damit eher abzugeben hat, ehe er wirklich eingesammelt wird.

Alle europäischen Getraidarten gerathen auf diesen Inseln. Diese würden, so sehr auch ihre Bevölkerung zunähmen, doch noch den Seefahrern davon abgeben können, wenn die Nachläßigkeit und die Tyranney der Regierung nicht den grösten Theil der Ländereyen zu einer schändlichen Unfruchtbarkeit verdammt hätten.

Die Menge der Heerden ist ein erstaunensvoller Gegenstand für alle Reisende. Jede Ordensgemeinheit hat Wiesen von 25 bis 30 Meilen, die mit 40 bis 50000 Ochsen überdeckt sind. Ob sie gleich nicht gehütet werden, so überschreiten sie doch selten die Flüsse und Gebirge, die diesen Besitzungen zu Gränzen dienen. Verlieren sich auch welche, so werden sie an dem mit einem glühenden Eisen aufgebranten Zeichen der verschiednen Orden leichtlich erkannt, und man giebt sie jederzeit ihren rechtmäßigen Herren zurück. Seit dem Ueberfall der Engländer und den dadurch verursachten Verheerungen ist das Hornvieh etwas seltener, allein es vermehrt sich wieder sehr stark.

Vor 1744 sahen die Philippinen in ihrem fruchtbaren Boden keines unsrer Gemüße wachsen. Damals aber brachte Mahe de Villebague Samen davon hin. Alle diese nützlichen Pflanzen waren gut fortgekommen, nachdem der Pflanzer, den die Geschäfte seines Handels sonst wohin riefen, nach acht Monaten seinen Garten einem auf diesen Inseln wohnhaften Franzosen überließ. Die Spanier, welche nicht ohne Eifersucht sehen konnten, daß ein Fremder ihnen den Weg zeigte, den sie seit zwey Jahrhunderten hätten einschlagen sollen, wurden mit einer solchen Heftigkeit gegen den Erben seiner Bemühungen aufgebracht, daß um die Ruhe wieder herzustellen, die Regierung sich verbunden erachtete, diese heilsamen Wurzeln wieder ausreissen zu lassen. Glücklicherweise hatten solche die Chineser, welche auf alles, was ihr Wohl befördern kann, unermüdet bedacht sind, beyseits erhalten. Nach und nach hat man sich an eine so vortheilhafte Neuerung mehr und mehr gewöhnt; und

gegen-

gegenwärtig macht sie eine der besten Nahrungsquellen der Colonie aus.

Dieses ist also eine der Wirkungen des Nationalhasses gewesen. Man entzieht sich lieber etwas gutes, als daß man es Fremdlingen, vorzüglich aber den Franzosen, die ungeachtet der Verbindungen beyder Regierungen weit mehr, als die andern gehaßt werden, zu verdanken haben sollte. Woher entspringt diese Antipathie?

Man reise viel, und man wird kein so sanftes, so leutseeliges, so freymüthiges, so feines, so geistvolles, so galantes Volk finden, als der Franzos ist. Er ist es bisweilen zu sehr, aber ist dann das ein so gar großer Fehler? Er nimmt lebhaften und schnellen Antheil und bisweilen an unbedeutenden Dingen, indessen ihn wichtige Gegenstände nicht bekümmern, oder nur seinen Scherz erregen. Lächerlichmachen macht seine Lieblingswaffen aus, die aber eben so oft für andere, wie für ihn furchtbar werden. Vom Vergnügen geht er plötzlich zum Verdruß und vom Verdruß zum Vergnügen über. Das gleiche Gute ermüdet ihn. Tiefeindringende Empfindungen fühlt es fast gar nicht, Er überspannt, allein er ist weder Fantast, noch unduldsam, noch Schwärmer. Er bekümmert sich um die Religion sehr wenig. Er läßt dem Priesterthum Achtung widerfahren, ohne es zu schätzen, oder zu verehren. Er mischt sich niemals in Staatssachen, als um über die Minister zu singen, oder sein Sinngedicht hersagen zu können. Diese Leichtsinnigkeit ist die Quelle einer Art von Gleichheit, von der sonst nirgends eine Spur vorhanden ist. Sie versetzt von Zeit zu Zeit den gemeinen Mann, der Kopf hat, auf den Stand-

ort eines großen Herrn. Es ist in gewisser Art ein Weibervolk; denn unter den Weibern entdeckt man, hört man, vernimmt man an der Seite des Fehlschlusses, der Thorheit und des Eigensinns zugleich eine starke und erhabene Bewegung Worte, Handlung. Er hat auserlesenes Gefühl, sehr feinen Geschmack, welches in ihm seine Anhänglichkeit, das Gefühl der Ehre, dessen Schattirung sich über alle Umstände und über alle Gegenstände verbreitet, hervorbringt. Er ist rechtschaffen. Er ist eher unbesonnen, als vertraut, eher ausgelassen, als wollüstig. Die Geselligkeit, die ihn in zahlreiche Zirkel versammelt, und die ihn in einem Tag in zwanzig verschiedene Gesellschaften führt, nützt für ihn in einem Augenblick alles ab, Arbeiten, Neuigkeiten, Moden, Laster, Tugenden. Jede Woche hat für ihn ihren guten, wie ihren schlechten Helden. Dieses ist das Land, in dem es am leichtesten ist, von sich reden zu machen, und wo es am schwersten ist, davon lange Zeit reden zu machen. Er liebt die Fähigkeit jeder Art, und nicht sowohl wegen der Belohnungen der Regierung, als der Nationaldenkungsart erhält er sich in seinem Land. Er ehrt das Genie. Er macht sich sehr leicht gemein, das aber für ihn selbst, und für die, welche sich ehren lassen wollen, nicht ohne Unbequemlichkeit seyn kann. Der Franzos ist mit jedem, was man will, daß er seyn soll, aber man muß sich mit ihm in acht nehmen. Er vervollkommnet alles, was andere erfinden. Dieses sind die Züge, deren mehr oder weniger ausgezeichnetes Gepräge er in die Gegenden mitbringt, die er besucht, mehr um seiner Neugierde zu sättigen,

tigen, als sich zu belehren. Daher bringt er auch daraus nichts anders mit, als Einbildungen. Er ist eher für die Unterhaltung, als für die Freundschaft gemacht. Er hat Bekanntschaften ohne Zahl, und doch stirbt er oft sich allein überlassen. Das ist das Weesen auf Erden, das die meisten Freuden und den wenigsten Verdruß hat. Da er sich an nichts stark anhängt, so hat er das Verlorne bald vergessen. Er besitzt in hohem Grade die Kunst, es sich wieder zu ersetzen, und er wird in dieser Kunst durch alles, was ihn umgiebt, unterstützt. Wenn man jene beleidigende Vorliebe, die er für seine Nation hat, und die er nicht verbergen kann, ausnimmt, so scheint es mir, der muntere, leichtsinnige, gefällige und liederliche junge Franzos sey der liebenswürdige Mann seiner Nation, der gesetzte, erfahrne und gescheide Franzos, der das Muntre seiner Jugend beybehalten hat, aber der liebenswürdigste und schätzbarste Mann aller Länder.

Inzwischen haben die andern Völker grösstentheils Abneigung gegen den Franzosen, aber an den Spaniern ist solches unerträglich, an ihnen vorzüglich, die aus den Schranken ihrer Herrschaft nicht durch Tugenden, Laster, eine Denkungsart, Sitten, die mit ihren Tugenden, mit ihren Lastern, mit ihrer Denkungsart, mit ihren Sitten vollkommen abstechen, herausgetretten sind. Diese Abneigung scheint sogar seit dem Anfang des itzigen Jahrhunderts noch mehr Schwungkraft zu bekommen. Man sollte wähnen, daß Frankreich von der Nation, der es einen König gegeben hat, mit der Verachtung, mit welche ein Mann

vom Stand, der eine Misheyrath gethan hat, seiner Frauen Familie behandelt, angesehen wird. Ist es dem wirklich also, so wird das Vorurtheil nicht eher unterdrückt werden können, als bis die Bourbone durch eine lange Reihe blühender Regierungen einheimisch gemacht worden seyn werden.

Doch wir wollen wieder zu den Philippinen zurückgehen!

Ausserdem, was zur Nahrung der Landseingebohrnen und der Eroberer dient, enthalten diese Inseln eine große Menge Artikel, die für den innern Handel Indiens tauglich sind; Taback, Reis, Rottin, Wachs, Oehle, Kauris, Ebenholz, getrocknete Fische, Harze, Sapanholz; aber vorzüglicher noch Vogelnester, Hirschsehnen, Seehunde, welche alle asiatischen Völker, besonders aber die Chineser so begierig suchen.

Bis daher hat man nur soviel Zucker gebaut, als die Kolonie verbrauchte; die Furcht, seinen Preis etwas erhöht zu sehen, ward Ursache, daß man seine Ausfuhr bey schwerer Strafe verboten hat. Diese Blindheit kann nicht lange dauern. Bald wird es erlaubt seyn, dem grösten Theil Asiens ein Erzeugnis zu liefern, dem die Philippinen so günstig sind.

Man wird es mit dem Eisen eben so machen. Es findet sich in dem ganzen Archipelagus in Menge und von einer vorzüglichern Beschaffenheit. Inzwischen hat man nicht eher ein Bergwerk auf-

aufgethan, als bis Simon des Anda im Jahr 1768 es glücklicherweise unternahm, Schmelzöfen anzulegen. Der Erfolg würde besser gewesen seyn, wenn dieser thätige Gouverneur wenigere Werke auf einmal angefangen, wenn er seine Entwürfe ein wenig reifer hätte werden lassen, wenn er zu Durchsetzung seiner Unternehmungen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit angemessenere Mittel angewandt hätte.

Das auf verschiedenen Philippinen vorfindliche herrliche Kupfer verdient nicht weniger der Regierung Aufmerksamkeit. Dieses Metall wird in Ostindien zu gottesdienstlichen Gefässen, zu Hausgeräthschaften und zu Münzen verbraucht, die man unaufhörlich fortschlagen muß, weil das gemeine Volk keine geringere Neigung zeigt, solche zu vergraben, als die reichen Leute mit kostbarern Schätzen thun. Die Holländer beziehen es von Japon, und versehen damit alle diese Bedürfnisse. Sie werden diesen Zweig ihrer Handlung nothwendigerweise verlieren müssen, sobald Spanien aus seinem Schlummer erwacht und es wagt, in diesen Unternehmungen ihnen die Vorhand streitig zu machen.

Die Philippinen haben vor andern europäischen Pflanzungen den Vortheil, Gold zu besitzen. Die Indier finden einiges in dem Sand oder auch im Bett der Flüsse, die solches führen. Was sie davon sammeln, kann jährlich auf 5 oder 600000 Livres*) steigen. Sie überlassen

*) Oder 229166 — 274999. fl.

es in der Stille an fremde Seefahrer, die ihnen dafür einige andern Waaren liefern. Sonst sandte man es nach Amerika, so fand Cawendish für 658800 *) Livres auf der Gallione, die gegen Mexico hinsegelte. Würde wohl Spanien, wenn es seine alten Maximen ablegte und diese Arbeit dadurch aufmunterte, daß es denen, die sich damit abgäben, den völlig freyen Gebrauch ihrer dadurch erlangten Reichthümer überließ, sich nicht ein Mittel mehr verschaffen, mit Vortheil auf den indischen Meeren zu handeln?

Es würde dann nicht zu wünschen genöthigt seyn, daß fremde Seefahrer hinkämen und seine Erzeugnisse abholten. Da die Philippinen die Materialien zu einem wohl eingerichteten Seewesen in Ueberfluß liefern, so könnten spanische Unterthanen alle Märkte besuchen und mit den übrigen Vortheilen auch den der Fracht verbinden.

Diese Thätigkeit würde nähere Verbindungen der Colonie mit dem Mutterland stiften. In dem Cahos, in welches die Philippinen gestürzt worden sind, kann man nicht wohl ganz übersehen, was sie einstens Spanien liefern könnten. Gegenwärtig haben sie für selbiges Alaun, Büffelhäute, Cassia, Farbhölzer, Salpeter, Schildkrotenschaalen, Perlenmutter, welche die Chineser bisher daselbst gesucht haben, um sie zu Canton den Europäern um den dreyfach höhern Preis des Einkaufs wieder zu verkaufen; Cacao, der, ob er gleich von Meriko gekommen, nicht ausgeartet ist; Indigo, den die wilde Natur ganz freygebig hervorbringt. Ein Mann von Einsichten wollte es im Jahr 1750 versuchen, dieser

*) Oder 283613. fl.

ser ergiebigen Pflanze alle durch das Anbauen mögliche Vervollkommnerung zu verschaffen. Allein allgemein und mit Heftigkeit lehnte man sich gegegen diese Neuerung auf. Der dermalige Gouverneur, Marquis von Obando mußte daher diesen Mann unter seinen Schutz nehmen. Er wies ihm darauf ein Stück Land an, wo er seine Unternehmungen mit mehrerer Sicherheit fortsetzen konnte. Die Versuche fielen alle sehr glücklich aus; und seit dieser Zeit beschäftiget man sich, allein mit gar zu wenig Lebhaftigkeit, mit dieser so kostbaren Farbe.

Wenn nicht eine Spanien eigene Trägheit überall den Fortgang seines Glücks aufgehalten hätte, so würde es schon vor zweyhundert Jahren auf seinem den Molukken so nahe gelegenen Gebiet die Gewürze einheimisch gemacht haben. Vielleicht würde es dann mit den Holländern die Quelle der Reichthümer getheilt haben. Neuer Fehler wäre es, länger einen Versuch zu verschieben, dessen gröste Unbequemlichkeit ist, ohne Nutzen zu bleiben.

Diese Krone könnte durch die vortreffliche Beschaffenheit der auf den Philippinen gepflanzten Baumwolle aufgemuntert werden, daselbst mit Hülfe der Leute vom festen Land schöne und zahlreiche Manufacturen anzulegen. Der Spanier könnte auch indessen, bis der bey allen neuen und auch den bestangelegten Unternehmungen langsame Erfolg seinen Absichten entspräche, auf den fremden Märkten die seinem Vaterland zuträglichen Seidenwaaren, Tücher und die andern asiatischen Erzeugnisse einkaufen, und er würde wohlfeiler einkauffen, als seine Mitwerber. Denn mit dem aus Amerika gezogenen Silber handeln alle

europäischen Völker. Ehe aber dieses kostbare Metall an dem Ort seiner Bestimmung anlangt, hat es schon grosse Abgaben zu bezahlen, ungeheure Umwege zu machen, und grosse Gefahren ausstehen müssen. Würden es hingegen die Spanier aus der neuen Welt geradezu nach den Philippinen senden, so würden sie an den Auflagen, an der Zeit und an den Assecuranzen gewinnen, so daß sie nur dem Anschein nach zwar eben soviel, als ihre Mitwerber, in der That aber weniger bezahlen würden.

Wenn der ganz einfache Plan, den man sich vorzuzeichnen die Freyheit genommen hat, jemals ausgeführt werden sollte, so müssen die in Asien sich niedergelassenen Spanier nothwendiger Dingen und auf immer aus der unthätigen Unordnung, in der sie seit zwey Jahrhunderten still standen, herauskommen. Die unterwürfigen Völker würden eine gerecht gewordene Regierung segnen, und jene, welche noch für ihre Unabhängigkeit streiten, sich in Menge unter den Schutz so weiser Gesetze begeben. Die benachbarten Völker, welche der Hochmuth und die Ungerechtigkeit von den Häfen verdrungen, welche ihre Väter besucht hatten, würden ihre Segel gegen Rheden zuwenden, wo sich Emsigkeit und Eintracht vereinigten. Die europäischen Kaufleute, die in den Fesseln des Alleinhandels auf den indischen Meeren seufzen, würden sich mit ihrer Thätigkeit, mit ihren Einsichten, und mit ihren Kapitalien in einen glückliche und unumschränkte Freystatt begeben. Die Colonie, deren Einkünfte auf 2,728000 Livres *) steigen, würde künftig nicht

*) Oder 1,250333 fl. 20 kr.

nicht mehr alle Jahre Spanien 527500 Liv. **) kosten, und eine der schönsten Besitzungen von der Welt werden.

Diese Veränderung kann aber nicht das Werk einer ausschliessenden Gesellschaft seyn. Seit mehr als zwey Jahrhunderten, da die Europäer die Meere Asiens befahren, sind sie niemals von einer wirklich lobenswerthen Denkungsart beseelt worden. Umsonst sind das gesellschaftliche Band, die Sittenlehre, die Staatskunst, unter uns vollkommener ausgebildet worden; diese entfernten Länder haben nichts als unsre Gierigkeit, unsre Unruhe, unsre Tyranney gesehen. Das Unglück, das wir über die andern Welttheile gebracht haben, ist bisweilen durch die Einsichten, die durch uns dahin gekommen sind, durch weise Einrichtungen, die wir da eingeführt haben, vergütet worden. Ostindien aber hat immerfort unter seiner Finsterniß und seinem Despotismus geseufzt, ohne daß wir unsrer Seits das geringste versucht hätten, es von diesen schröcklichen Plagen zu befreyen. Wenn die verschiedenen Regierungen selbst das Verfahren ihrer freyen Kaufleute gelenkt hätten, so hätte sich wahrscheinlicher Weise die Liebe zum Ruhm mit dem Durst nach Reichthümern vereint, und mehr dann ein Volk hätte Dinge unternommen, die es hätten berühmt machen können. Keine Gesellschaft von Handelsleuten hat so erhabne Absichten gehabt. Eingeschränkt in die enge Begriffe eines gegenwärtigen Gewinnsts, haben sie nie auf das Glück der Völker gedacht, mit denen sie Handel trieben, und man hat ihnen die

*) Oder 260100 fl. 10 kr.

die Aufführung, die man von ihnen erwartete, nicht zum Verbrechen angerechnet.

Wie ruhmvoller würde es für Spanien seyn, sich gegen den Vortheil des menschlichen Geschlechts gefühlvoll und auf denselben bedacht zu bezeugen! Es fängt an, das Joch der Vorurtheile abzuschütteln, durch die es, ungeachtet seiner natürlichen Kräfte, in einem Zustand der Kindheit geblieben ist. Seine Unterthanen haben noch keine durch das Gift der Reichthümer verderbte und niederträchtig gewordene Seele; wofür sie ihre Trägheit selbst und die Habsucht ihrer Regierung bewahrt hat. Diese Nation muß das Gute lieben; sie kann es kennen lernen, und sie würde es gewiß thun; sie hat wenigstens alle Mittel dazu, durch die Besitzungen, die ihre Eroberungen in den reichsten Ländern der Welt ihr verschaft haben, in Händen. Ihre Schiffe, bestimmt, die Glückseligkeit nach den entferntesten Gegenden Asiens zu bringen, würden aus ihren verschiedenen Häfen absegeln, sich auf den kanarischen Inseln versammeln, oder nach den Umständen ihren Weg einzeln fortsetzen. Sie könnten aus Indien über das Vorgebirge der guten Hoffnung zurückreisen; aber durch das Südmeer sollten sie dahin segeln, weil dort der Verkauf ihrer Ladung ihre Kapitalien um ein großes vermehren würde. Dieser Vortheil würde ihnen den Vorzug über ihre Mitwerber, die gemeiniglich unbefrachtet und auf eigne Kosten hinsegeln, und nicht viel andres als baar Geld hinbringen, unfehlbar verschaffen. Der Fluß la Plata würde ihnen Erfrischungen verschaffen, wenn es nöthig wäre. Diejenigen aber, die war-

ten

ten könnten, würden nur in Chili, oder gar nur auf Juan Fernandez landen.

Diese kostbare Insel, welche ihr Namen von einem Spanier führt, dem man sie abgetreten hatte, und der ihrer überdrüssig ward, nachdem er ziemlich lange darauf gewohnt, liegt 110 Meilen von dem festen Land von Chili ab. Ihre gröste Länge hält 5 Meilen; und nicht ganz 2 Meilen ist sie breit. In einem so engen Raum, und bey einem so unebenen Boden findet man jedoch einen schönen Himmel, eine reine Luft, sehr gesundes Wasser, alle den Scharbock unfehlbar heilende Kräuter. Die Erfahrung hat bewiesen, daß die Getraidarten, die Früchte, das Gemüße, die vierfüßigen Thiere aus Europa und Amerika, dort herrlich fortkämen. Die Küsten sind sehr fischreich. So viele Vortheile macht ein guter Hafen noch vollkommener. Die Schiffe sind darinn vor allen Winden, ausser vor dem Nordwind gesichert, aber er ist niemals heftig genug, um sie in die mindeste Gefahr zu setzen.

Diese Bequemlichkeiten haben alle Seeräuber, die an den Küsten von Peru ihre Räubereyen treiben wollten, bewogen, zu Juan Fernandez Anker zu werfen. Anson, der mit weitläuftigern Entwürfen in das Südmeer kam, fand da einen eben so sichern, als bequemen Aufenthalt. Die Spanier endlich überzeugt, daß die Vorsicht, das Vieh, was sie dahin versetzt, zu zerstöhren, nicht hinreichend sey, ihre Feinde davon abzuhalten, haben sich endlich im Jahr 1750 entschlossen, es zu bevölkern. Unglücklicherweise verlegte man die neue Pflanzstadt in eine zu niedrige Gegend; und von 171 Personen von

aller-

allerley Alter, welche die Colonie ausmachten, wurden nach sechs Jahren 35 durch die Wellen des stürmenden Meers, das aus seinen Schranken getretten war, verschlungen. Die den Wellen entgangenen aber wurden auf eine Anhöhe versetzt, welche den Hafen bestreicht, und zu ihrer Sicherheit eine kleine Befestigung angelegt und mit 70 Mann besetzt. Nun war es darum zu thun, ihnen die erforderlichen Bedürfnisse zu verschaffen. Alle zu dem Handel zwischen Peru und Chili bestimmten Fahrzeuge sahen sich anfänglich genöthigt, zu Juan Fernandez Anker zu werfen.. Diese Tyranney konnte nicht lang dauern; und die Regierung entschloß sich, jedes Jahr selbst zwey Schiffe dahin zu senden. Dieser Posten wird eine wichtige Niederlage werden, wenn der Hof zu Madrit sich entschließen kann, die Augen aufzuthun.

Eine unanständlichere Erörterung würde unnöthig seyn. Man muß einsehen, wie sehr die Vorschläge, die wir hier nur anzeigen, dem Handel, der Schiffahrt, der Größe Spaniens nützlich seyn würden. Unmöglich kann der Verkehr, den Rußland mit China zu Lande unterhält, sich je zu der Wichtigkeit erheben.

XVII.

Allgemeine Vorstellung von der Tartarey.

Zwischen diesen beyden Reichen, vor deren Größe die Einbildungskraft sich entsetzt, liegt eine unermeßliche Strecke, die in der ersten Zeit unter dem

dem Namen Scythien bekannt war, und in neuern Zeiten die Tartarey genannt wird. Diese Gegend nach ihrem ganzen Umfang hat zur Gränze gegen Abend das kaspische Meer und Persien; gegen Mittag Persien, Indostan, die Königreiche Arrakan und Ava, China und Korea; gegen Morgen das östliche Weltmeer; und gegen Mitternacht das Eismeer. Ein Theil dieser großen Wüsteneyen ist dem chinesischen Reich unterworfen; einen andern Theil beherrschen die Rußen; der dritte ist unabhängig, unter dem Namen Kharisme und der großen und kleinen Bucharey.

Die Bewohner dieser berühmten Gegenden lebten von jeher von der Jagd, der Fischerey und der Milch großer Heerden, und unter gleich großer Abneigung vor dem Aufenthalt in Städten, der angesessenen Lebensart, und dem Ackerbau. Ihre Sitten sind so alt als ihr Ursprung, der sich in ihren Wüsten und ihren herumirrenden Streifereyen verloren hat. Sie sind immerfort das gewesen, was ihre Väter gewesen waren; und wenn man von Geschlecht auf Geschlecht zurück steigt, so findet man nichts, das den Menschen in den ältesten Zeiten ähnlicher sähe, als die Tartarn in den unsrigen.

Diese Nationen nahmen gröstentheils frühezeitig die Lehre des großen Lama an, der seinen Sitz zu Putola hat, einer Stadt, die in einem Land liegt, das zum Theil zu der Tartarey, und zum Theil zu Indien gehört. Diese große Gegend, wo die Berge über einander gehäuft sind, wird von den Einwohnern Indostans Butan;

von

von den Tartarn Tangut; Tsanlt von den Chinesern; Laßa von den Indiern jenseits den Ganges, und Thibet von den Europäern genannt.

Denkmähler, die über allen Verdacht hinaus sind, zeigen, daß diese Religion schon älter als drey tausend Jahr ist. Nichts ist verehrungswürdiger als ein Gottesdienst, dessen Grundlage von jeher das Daseyn Gottes und die reinste Sittenlehre gewesen ist.

Man glaubt gemeiniglich, daß die Anhänger dieses Priesters ihn für unsterblich halten; daß sich diese Gottheit, um diesen Irrthum zu erhalten, niemand, als nur einer geringen Anzahl ihrer Vertrauten zeiget; daß, wenn sie sich dem Volk zur Anbethung zeigt, es immer in einer Art von Heiligthum geschieht, dessen zweifelhaftes Licht eher den Schatten, als die Gestalt dieses lebendigen Gottes zeigt; daß, wenn er stirbt, man einen andern Priester von eben der Gestalt, und soviel möglich, von gleichen Zügen an seine Stelle setzt; und daß, mit Hülfe dieser Vorsorge die Täuschung selbst an den Orten, wo diese Komödie gespielt wird, geschweige dann in dem Gemüth der vom Schauplatz entfernten Gläubigen fortgepflanzt wird.

Dieß ist ein Vorurtheil, das vor kurzem ein tiefdenkender und einsichtsvoller Philosoph vernichtet hat *). Zwar zeigen sich die Großlamas selten, um die Ehrfurcht, die sie verstanden haben

*) Es wird hier Herr von Pauw gemeynt, in dessen Recherches Philosophiques sur les Americains eine Abhandlung über die Religion des Lama steht, aus der diese ganze Beschreibung genommen ist.

ben, für ihre Person und für ihre Geheimnisse einzuflößen, zu unterhalten; aber sie lassen die Gesandten vor sich, sie empfangen die Fürsten, die da kommen, um sie zu besuchen. Wenn es gleich schwer ist, ihres Anblicks außer den wichtigen Gelegenheiten und den grösten Feyerlichkeiten theilhaftig zu werden, so kann man doch immer ihr Bild, das beständig über den Thoren des Tempels zu Putola hängt, zu Gesicht bekommen.

Was dem Mährchen der Unsterblichkeit des Lamas so allgemein Glauben erworben hat, ist, weil die Religion des Landes gebietet zu glauben, daß der heilige Geist, der in dem einen dieser Hohenpriester wohnte, augenblicklich nach seinem Tod in den Körper desjenigen übergeht, der rechtmäßig an seine Stelle erwählt worden ist. Diese Wanderung des göttlichen Wesens besteht sehr gut mit der Seelenwanderung, deren Lehrsatz seit undenklichen Zeiten in den dortigen Gegenden eingeführt ist.

Die lamaische Religion breitete sich frühezeitig sehr weit aus. Man nahm sie in einem sehr großen Theil des Erdbodens an. Sie herrscht in ganz Thibet, und in der ganzen Mungaley. Beyde Bucharey en, und verschiedene Provinzen der Tartarey bekennen sich fast gänzlich zu ihr. Sie hat Anhänger im Königreich Kaschemir, in Indien und in China.

Unter allen Religionen ist es die einzige, die sich eines sehr hohen Alterthums rühmen könnte, ohne sich mit andern Lehren vermischt zu haben. Die Religion der Chineser ist mehr als einmal durch die Ankunft fremder Gottheiten und abergläubischer Meynungen, die bey den niedrigsten

Klassen des Pöbels Eingang gefunden haben, geändert worden. Die Juden haben das Ende ihrer Hierarchie und die Zerstöhrung ihres Tempels gesehen. Alexander und Mahomet löschten, so viel sie konnten, das heilige Feuer der Gebern aus. Tamerlan und die Mogolen haben in Indien der Religion des Gottes Brama Abbruch gethan. Aber weder Zeit, noch Glückswechsel, noch Menschen haben die theokratische Macht des großen Lama erschüttern können.

Dieses ist eine den Fortschritten des menschlichen Geistes vorbehaltene Wirkung. Man kläre den Tartar auf, und bald wird er sein Glaubensbekenntniß prüfen, darüber streiten, und sich einander erwürgen, allein der Aberglauben wird ihn erst dann verlassen, wenn er in den Blutströmen, die er vergossen hat, halb erstickt ist. Um nicht gar alles zu verlieren, wird der Priester diejenigen Sätze seines Glaubenssystems, die man augenscheinlich mit dem Menschenverstand nicht zusammen reimen kann, fahren lassen, aber das übrige gegen die Anfälle der Ungläubigen vertheidigen. Inzwischen wird die Veränderung langsamer vor sich gehen, als in den Reichen, in denen keine wohleingerichtete Hierarchie vorhanden, und das höchste Oberhaupt nicht damit beladen ist, die Glaubenssätze in ihrem ursprünglichen Zustand zu erhalten. Die Lamas selbst gestehen, daß sie keine Götter sind, aber sie behaupten, daß sie die Gottheit vorstellen, und vom Himmel die Macht erhalten haben, in letzter Instanz alles zu entscheiden, was den öffentlichen Gottesdienst betrift. Ihre Theokratie erstreckt sich eben so vollkommen auf das Zeitliche,

als auf das Geistliche: aber die unheiligen Sorgen verdienen, ihrer Meynung nach, nicht, daß sie sich damit beschäftigen, jederzeit überlassen sie die Verwaltung des Staats Abgeordneten, die sie ihres Vertrauens würdig geschätzt haben. Diese Gewohnheit hat gemacht, daß sie verschiedne Provinzen verlohren haben. Sie sind in die Hände derjenigen gefallen, von denen sie regiert wurden. Der Großlama, ehedem der unumschränkte Beherrscher von ganz Thibet, besitzt jetzt nur den geringsten Theil davon.

Die Religionsmeynungen der Tartarn haben zu keiner Zeit ihren Muth geschwächt. Diese Völker, welche durch die Fröste des Nordens, durch die Mühseligkeiten eines herumziehenden Lebens abgehärtet, beständig unter den Waffen, unaufhörlich in Gefechten sich befinden, haben niemals ihren kriegerischen Muth verloren. Eine brennende und wilde Unruhe hat ihnen immer ihre armen und ungebauten Wüsteneyen entleidet. Hingegen hat der Stolz ihre Blicke auf jene wegen ihres Reichsthums berühmten Gegenden Asiens beständig hingezogen. Nationen, die durch die Künste und das Klima weichlich geworden, haben die Anfälle dieser rohen und wilden Leute nicht aushalten können. Die Gewohnheit ohne Sold und ohne Magazin Krieg zu führen, hat ihren Hang zum Plündern über alle Schranken hinaus versetzt. Da sie ausser Stand sind, ihre Eroberungen durch gerechte Gesetze und eine genaue Policey zu befestigen, so haben sie ihre Macht überall auf Schrecken und Verheerung gegründet.

Um aber die Einfälle, welche diese Räuber in China thaten, abzuhalten, wurde ungefähr drey hundert Jahre vor Christi Geburt die berühmte Mauer, die sich von dem gelben Fluß bis an das kamtschatkasche Meer erstreckt, bey welcher durchgehends ein Wallgang von Erde aufgeführt ist, und die nach der alten Art Städte zu befestigen mit Thürmen flankirt, aufgeführt. Ein solches Denkmal beweiset, daß damals eine ungeheure Volksmenge im Reich gewesen seyn muß, aber man kann auch daraus abnehmen, daß die Einwohner weder Muth, noch Wissenschaft vom Krieg besaßen. Wenn die Chineser tapfer gewesen wären, hätten sie die irrenden Horden selbst angegriffen, oder sie hätten sie durch wohlgeübte Heere im Zaum gehalten; hätten sie die Kriegskunst verstanden, so hätten sie eingesehen, daß fünf hundert Meilen lange Verschanzungen nicht überall besetzt werden könnten, und daß man nur brauchte, an einem einzigen Orte durchzubrechen, um damit alle übrige Befestigungen unnütz zu machen.

Ebendaher dauerten die Streifereyen der Tartarn bis ins dreyzehnte Jahrhundert fort. Zu der Zeit ward das Reich durch diese Barbarn unter Anführung des Gengiskan erobert. Dieser fremde Szepter ward erst neun und achtzig Jahre darnach zerschlagen, da ihn ein träger, den Weibern ergebener, und von seinen Ministern sclavisch beherrschter Fürst führte.

Die aus ihrer Eroberung verjagten Tartarn führten in ihrem Land nicht die chinesischen Gesetze und Polizey ein. Da sie sich über die große Mauer wieder zurückgezogen, verfielen sie wieder in die Barbarey, und lebten in ihren Wüsteneyen

so unwissend, als sie da heraus gekommen waren. Indessen vereinigten sie sich mit der geringen Anzahl derjenigen, die in der herumstreifenden Lebensart fortgeblieben waren, und errichteten damit verschiedene Horden, die sich in der Stille vermehrten, und mit der Zeit in der Horde der Mantschus verloren. Ihre Vereinigung gab ihnen den Vorsatz ein, China, welches damals alle Abscheulichkeiten der einheimischen Zwistigkeiten erfahren mußte, neuerdings zu erobern.

Es waren damals so viele Mißvergnügte im Reich, daß sie acht Armeen unter eben so vielen Anführern ausmachten. In dieser Unordnung bemächtigten sich die Tartarn, welche die nördlichen Provinzen des Reichs schon seit langer Zeit verheerten, der Hauptstadt im Jahr 1644, und bald darauf des ganzen Staats.

Dieser Einfall schien nicht sowohl China unter das Joch zu versetzen, als es mit einem beträchtlichen Theil der Tartarey zu vermehren. Bald darauf bekam es noch einen Zuwachs durch die Unterwerffung der mogolischen Tartarn, die dadurch berühmt sind, daß sie sich auf die meisten Thronen Asiens, und besonders auf den von Indostan geschwungen haben.

XVIII.

Streitigkeiten der Russen mit den Chinesern in der Tartarey.

Die Russen, die gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts die ungebauten Ebenen Siberiens erobert hatten, waren von Wüsteney zu Wüsteney

bis an den Fluß Amur, der sie nach dem östlichen Meere führte, und bis an die Selenga, die sie China, dessen Reichthümer sie hatten rühmen hören, nahe brachte, gekommen.

Die Chineser sahen ein, daß die Streifereyen der Russen mit der Zeit ihre Ruhe stören könnten; und sie erbauten daher einige Schanzen, um einem Nachbar, dessen Ehrgeitz verdächtig ward, Schranken zu setzen. Darauf erhoben sich zwischen beyden Nationen lebhafte Streitigkeiten wegen der Gränzen. Ihre Jäger fielen einander öfters an, und man glaubte alle Tag, es würde ein offenbarer Krieg ausbrechen. Zum Glück vereinigten sich endlich die Bevollmächtigten beyder Höfe im Jahr 1689. Die Gränzen der beyden Nationen wurden an dem Fluß Kerbeschi, nahe an dem Ort selbst, wo die Unterhandlungen gepflogen wurden, und drey hundert Meilen weit von der großen Mauer festgestellt. Dieß ist das erste Bündniß, das die Chineser seit dem Anfang ihres Reichs geschlossen hatten. Dieser Friedensschluß brachte eine andere Neuerung hervor. Man ertheilte den Russen die Freyheit, alle Jahre eine Karavane nach Pekin zu schicken, wo man die Fremden immer mit ganz geheimnißvollen Vorkehrungen entfernt gehalten hatte. Es war leicht einzusehen, daß die Tartarn, die sich zu den chinesischen Sitten und Regierungsform bequemt hatten, von dessen Staatsregeln abwichen.

XIX.

Rußland erhält die Erlaubniß, Karavanen nach China zu senden, und bahnt sich andere Wege zu dem ostindischen Handel.

Diese Nachgiebigkeit flößte den Rußen keine Mäßigung ein. Sie fuhren in ihren Anmaßungen fort, und bauten mehr als dreyßig Meilen jenseits der bestimmten Gränzen eine Stadt, die sie Albaßin oder Jasca nannten. Da die Chineser sich über diesen Friedensbruch vergebens beklagt hatten, beschloßen sie im Jahr 1715, sich selbst Recht zu verschaffen. Die Kriege, in welche der Kzar auf dem balthischen Meer verwickelt war, erlaubten ihm nicht, Truppen an das Ende der Tartarey zu schicken, und daher ward die Stadt nach einer dreyjährigen Belagerung eingenommen.

Der Hof zu Petersburg war einsichtsvoll genug, um sich einer fruchtlosen Rachgierde nicht zu überlassen. Im Jahr 1719 schickte er nach Pekin einen Gesandten mit dem Auftrag ab, dem durch die letzten Unruhen zu Grund gerichtetem Handel wieder aufzuhelfen. Die Unterhandlung fiel glücklich aus: aber da die Karavane im Jahr 1721 sich nicht behutsamer aufführte, als die vorhergehenden, so ward ausgemacht, daß die beyden Nationen künftig nur an der Gränze mit einander handeln sollten.

Vor dieser neuen Einrichtung reisete alle Jahre von Petersburg eine Karavane ab, die, nachdem

sie diese unermeßlichen Wüsteneyen durchwandert war, an den Gränzen von China von einigen hundert Soldaten empfangen und nach der Hauptstadt geführt wurde. Da wurden alle Menschen, aus denen sie bestand, in einem Karavanserai eingesperrt, wo sie warten mußten, bis die chinesischen Kaufleute kamen, und ihnen den Ausschuß aus ihren Waarenhäusern anboten. Nachdem ihr Handel so geschehen war, reisete sie wieder nach Haus, und kam zu Petersburg drey Jahre nach ihrer Abreise an.

Nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge würden die schlechten Waaren, welche die Karavane mitbrachte, nur einen geringen Werth gehabt haben, da aber dieser Handel auf Rechnung des Hofes gieng, und die Auktion beständig unter den Augen des Landesherrn geschah, so erlangten auch die schlechtesten Dinge einen Werth. Bey dieser Art von Messe zugelassen zu werden, war eine Gnade, die der Despote selten andern, als seinen Günstlingen widerfahren ließ. Alle wollten sich dieses Vorzugs würdig erzeigen. Das erreichte man dadurch, wenn man die Gebote auf eine thörichte Art hoch hinauf trieb, und also seinen Namen unter die Anzahl der Käufer setzen ließ. Trotz dieses schändlichen Wetteifers waren die angebotnen Waaren doch so unbeträchtlich, daß ihr Verkauf nach Abrechnung dessen, was der Hof verbrauchte, niemals hundert tausend Thaler eintrug.

Nach der Aufhebung der Caravanen hat man zu Kiatcha zwey große Magazine errichtet, ein

rußisches und ein chinesisches, in denen alle Waaren, die man umtauschen will, niedergelegt werden. Kommissarien von beyden Nationen haben bey diesem Umsatz, bey dem selten Geld vorkömmt, den Vorsitz. Wenn die Rußen, die niemals mit Geld bezahlen, bisweilen genöthigt sind, Gold anzunehmen, so müssen sie es an die Krone auf Bedingungen abgeben, die sie für die Abgaben, die sie von den Waaren bezogen hätte, entschädigen.

Der beträchtlichste Handelsartikel, den die Chineser auf diesen Markt bringen, ist der grüne Thee. Er ist unendlich besser, als der, den Europa über unermeßlich große Meere erhält. Daher sind die Rußen gezwungen, das Pfund bis für 20 Franken zu bezahlen, ob sie ihn gleich selten wieder höher als 15 oder 16 verkaufen. Um sich aber wegen dieses Verlustes zu entschädigen, versäumen sie nicht den Preis ihrer Pelzwaaren zu erhöhen. Allein diese List nützt sie weniger, als die Regierung, die von allem, was gekauft oder verkauft wird, eine Auflage von fünf und zwanzig vom Hundert bezieht. Das Zollhaus von Kiatcha wirft dem Staat bisweilen gegen zwey Millionen Livres *) ab. Daher muß die Handlung Rußlands mit China auf sechs Millionen **) sich belaufen.

Sie war nicht so beträchtlich, als Peter I. versuchte, durch die unabhängige Tartarey eine Gemeinschaft mit Siberien und Ostindien herzustellen.

Die-

*) 916669 fl. 40 kr.
**) 2,750009 fl.

Dieser große, immer mit Entwürfen beschäftigte Herr wollte dieses Vorhaben durch den Sirth, der durch Turkistan fließt, bewerkstelligen, und er schickte im Jahr 1719. 2500 Mann ab, um sich der Mündung dieses Flußes zu bemächtigen.

Allein sie war nicht mehr vorhanden. Das Wasser war weg, und durch verschiedene Kanäle in den See Arall geleitet worden. Das hatten die usbekischen Tartaren gethan, welche die wiederholten Beobachtungen, welche sie hatten machen sehen, bedenklich gefunden hatten. Ein so sonderbarer Vorfall bewog die Russen, den Weg wieder nach Astrakan, wo sie hergekommen waren, zu nehmen. Der Petersburgerhof mußte sich an dem Handel begnügen, den er mit Indien durch das kaspische Meer unterhielt. Man hatte diesen Gegenstand aus den Augen verloren, als gegen das Jahr 1738 die Bewohner der beyden Bucharey en, die unter dem Namen Bucharsis bekannt sind, selbst Verlangen trugen, mit Rußland in Handelsverkehre zu tretten. Um dieses unverhofte Verlangen noch mehr anzufeuern, ließ die Kammer einen Theil der übergrossen Abgaben, die sie sonst allgemein fordert, nach. Orenburg wurde der Marktplatz dieses neuen Handelsverkehrs. Die Tartaren bringen aus ihrem eignen Land dahin, jene schöne Tulupen von kleinen Lämmern, wegen welcher man die Mutterschaafe ausweidet, um gewässerte, weisse und feine Felle zu erhalten. Sie bringen ausserdem auch verschiedene Waaren dahin, die sie aus Indostan beziehen, und vorzüglich eine große Anzahl roher Diamanten. Auch bringen sie ungefähr 400 Centner Rhabarber.

Jeder

Jeder Centner kostet 500 Livres *) und das Commerzkollegium verkauft solche ungefähr um den doppelten Preis.

Von den Handelsverbindungen Rußlands mit Ostindien durch das kaspische Meer muß man sich eine weniger vortheilhafte Vorstellung machen. Inzwischen war dieß in den allerältesten Zeiten der Weg, wodurch Asien und Europa Verkehr mit einander hatten. Die Gegenden um diesen unermeßlichen See, die jetzt sehr arm, sehr unbewohnt und sehr barbarisch sind, zeigen gelehrten Augen Spuren eines alten Glanzes, den man unmöglich verkennen kann. Man findet da noch täglich Münzen mit dem Gepräge der ersten Kalifen. Diese und andre eben so ächte Denkmale machen den Schiffbruch einiger Indier an den Ufern der Elbe zu Zeiten Augusts, den man trotz des Ansehens gleichzeitiger Schriftsteller, die ihn erzählten, immer für fabelhaft angesehen hat, wahrscheinlich. Man hat niemals begreifen können, wie Einwohner Indiens auf den teutschen Meeren hätten schiffen können. Aber war es wohl seltsamer, daß ein Indier in mitternächtlichen Gegenden handle, als daß ein Römer nach Indien über Arabien komme? Die Indier giengen nach Persien, setzten sich auf den hirkanischen See, schifften die Wolga herauf, gelangten durch den Kama in das große Permien, und konnten von da sich auf die Nordsee oder die Balthische begeben.

*) Oder 229 fl. 10. kr.

Zu allen Zeiten hat es und wird es auch unternehmende Leute geben. Der Mensch hat in sich selbst eine natürliche Schwungkraft, die ihn quält, und die der Geschmack, die Laune und der Eckel gegen die sonderbarsten Versuchungen hintreibt. Er ist neugierig, er wünscht, zu sehen und sich zu unterrichten. Der Durst nach Kenntnissen ist weniger allgemein, aber herrschsüchtiger, als der nach Gold. Man sammelt in der Ferne, um im Vaterland von was zu erzählen, und von sich selbst reden zu machen. Was die Ruhmbegierde in dem einen bewirkt, das thut die Ungeduld des Elends bey dem andern. Man stellt sich das Glücklichwerden in weit entfernten Gegenden thunlicher als in der Nähe vor. Man lauft viel, um ohne Mühe das zu finden, was man nicht ohne fleißiges Arbeiten erhalten würde. Man reißt aus Faulheit. Man sucht Unwissende und Thoren. Unglückliche Weesen sind es, die sich versprechen, das Schicksal zu betrügen, vor dem sie doch fliehen. Unerschrockene sind es, die nach Gefahren rennen. Einige, die weder Muth noch Tugend besitzen, können die Armuth, die sie in der Gesellschaft unter ihren Stand oder Geburt herabwürdigt, nicht ertragen. Der durch Spiel, durch Verschwendung oder durch schlecht überlegte Unternehmungen plötzlich sich zugezogene Sturz versetzt andere in eine Dürftigkeit, der sie nicht gewohnt sind, und die sie unter dem Pol, oder unter der Linie verbergen wollen. Zu diesen Ursachen kann man noch hinzufügen, alle immerfortdaurenden Auswanderungen, die Drückungen der schlimmen Regierungen, die Religionsintoleranz und die häufigen ehrenrührigen Strafen, welche

den

den Verbrecher aus einer Gegend, in der er mit niedergeschlagenen Augen umherirren müßte, in eine andere Gegend treiben, in der er sich keck für einen ehrlichen Mann ausgeben und seines Gleichen dreuste ins Gesicht sehen darf.

Kaum hatten die Engländer in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Archangel entdeckt, und mit Rußland Handelsverbindungen getroffen, als sie schon das Vorhaben faßten, sich vermittelst der Wolga und des kaspischen Meers einen viel leichtern und viel kürzern Weg nach Persien zu verschaffen, als den der Portugiesen, die um Afrika und einen Theil Asiens herum segeln mußten, um nach dem persischen Meerbusen zu gelangen. Sie wurden dazu um so mehr ermuntert, als der mitternächtliche Theil Persiens, der an dem kaspischen Meer liegt, viel reichere Erzeugnisse besitzt, als der mittägliche. Die Seide aus Schirwan, Manzeradan, und noch vorzüglicher aus Ghilan, ist die beste im Orient, und konnte dazu dienen, vortreffliche Manufakturen anzulegen. Aber der Handel der Engländer war noch nicht genugsam ausgebildet, um die Hindernisse zu übersteigen, die sich einer so weitläuftigen und so zusammen gesetzten Unternehmung entgegen stellen mußten.

Diese Schwierigkeiten schröckten einige Jahre darnach einen Herzog von Holstein, der in seinen Staaten Seidenfabriken hatte anlegen lassen, nicht ab. Er wollte die rohen Materien dazu aus Persien herholen, wo er Gesandten hinschickte, von denen aber nichts mehr bekannt ist, als die Beschreibung ihrer Reise.

Als Frankreich den Einfluß des Handels auf das politische Gewicht eingesehen hatte, wollte es gleichfalls die Seide aus Persien über Rußland in seine Häfen bringen. Die verderbliche Begierde nach Eroberungen machte, daß man dieses Vorhaben, so wie viele andere, welche von einigen einsichtsvollen Männern zum Wohl dieses großen Reichs wären ersonnen worden, vergaß.

Es war nicht möglich, daß Peter I. geleitet durch seinen Geist, durch seine Erfahrung, und durch die Fremden, die ihm mit ihren Einsichten dienten, nicht endlich hätte einsehen sollen, daß seine Unterthanen dazu geschaffen wären, sich durch den Bezug der persischen, und nach und nach weiter auch der indischen Erzeugnisse zu bereichern. Daher hatte dieser große Fürst nicht so bald den Anfang der Unruhen bemerkt, die das Reich der Sophis über den Haufen geworfen haben, als er sich im Jahr 1722 der fruchtbaren Gegenden bemächtigte, die an dem kaspischen Meer liegen. Die Hitze des Klimas, die Feuchtigkeit des Bodens, die ungesunde Luft rieben die Truppen auf, die diese Eroberungen behaupten sollten. Indessen entschloß sich Rußland nicht eher, die eingenommnen Provinzen zurück zu geben, als bis es sah, daß Kulikan im Jahr 1736 nach seinem Sieg über die Türken im Stand wäre, sie ihm mit Gewalt wieder zu nehmen.

Der Petersburgerhof hatte den Handel nach diesen Gegenden aus dem Gesicht verloren, als Elton, ein Engländer, im Jahr 1741 das Vorhaben faßte, ihn seinen Landsleuten in die Hände zu spielen. Dieser unternehmende Mann diente in Rußland. Er setzte

sich

sich vor, Tücher aus seinem Land auf der Wolga und dem kaspischen Meer nach Persien, nach Indostan und nach einem großen Theil der Tartarey zu schaffen. Vermöge seines Handels meynte er Gold und diejenigen Waaren empfangen zu müssen, die die Armenier, in deren Händen der innre Handel Asiens war, sich übertrieben theuer bezahlen ließen. Dieser Entwurf wurde von der englischen moskowitischen Gesellschaft mit Eifer angenommen, und das rußische Ministerium begünstigte ihn.

Aber kaum hatte der englische Abentheurer die Laufbahn eröffnet, als Kulikan, der kühne und thätige Werkzeuge brauchte, um ihm in seinem ehrgeitzigen Vorhaben behülflich zu seyn, ihn in seine Dienste zu locken wußte, und durch ihn die Herrschaft über das kaspische Meer erhielt. Der durch diese Verrätherey erbitterte rußische Hof wiederrief im Jahr 1746 alle ertheilten Vorrechte: aber das war ein schwaches Mittel gegen ein so großes Unglück. Der gewaltsame Tod des persischen Tyrannen war viel geschickter, die Gemüther zu beruhigen.

Diese große Veränderung, welche die Staaten des Sophi mehr, als jemals wieder in die Anarchie versenkte, brachte den Scepter des kaspischen Meers wieder in die Hände der Rußen. Das war ein nothwendiger vorläufiger Punkt, um den Handel mit Persien und Indien anzufangen, aber doch war er nicht hinreichend, um ihn in blühenden Stand zu setzen. Die Armenier stellten dem Fortgang desselben fast unübersteigliche Schranken entgegen. Eine emsige Nation, die an die Sitten Orients gewohnt war, große Kapitalien besaß, mit vieler Sparsamkeit lebte, seit undenklichen

Jahren

Jahren angelegte Verbindungen hatte, sich bis auf die geringsten Umstände herabließ, aber auch bis zu den ausgedehntesten Unternehmungen erhob: eine solche Nation konnte nicht leicht ausgestochen werden. Der rußische Hof schmeichelte sich auch nicht mit dieser Hoffnung, daher suchte er die Anzahl dieser geschickten, von uralten Zeiten her zu Astrakan sich niedergelassenen Handelsleute zu vergrößern. Der Erfolg hat seinen Absichten nicht entsprochen. Man arbeitet daran, die Hindernisse, die im Weg standen, zu übersteigen, nnd man muß auch wirklich von der neuen Denkungsart, die ganz Rußland zu beleben scheint, vieles hoffen.

XX.

Rußlands Ausdehnung, Regierung, Bevölkerung, Einkünfte.

Dieses Reich, welches, so wie alle andere, einen geringen Anfang gehabt hat, ist mit der Zeit das weitläuftigste von der Welt geworden Seine Größe von Morgen nach Abend hin beträgt zwey tausend zwey hundert Meilen, und ungefähr acht hundert von Mittag nach Mitternacht.

Mit Ausnahme der im Anfang dieses Jahrhunderts an den Ufern des balthischen Meers eroberten Provinzen, die alle vorher besessenen Rechte behaltenhaben; der Ukraine, die auch bey einigen Rechten erhalten worden ist; der herumirrenden Horden, die man unmöglich einer wohleingerichteten Staatsverfassung unterwürfig machen konnte, stehen alle andern Theile des Reichs unter der nemlichen Regierungsverfassung.

Unter

Unter ihren willkührlichen Gesetzen lebt in der Unwissenheit eine Geistlichkeit, die sonst furchtbar war, die aber seit der Zeit, da man ihr die an selbige von dem Aberglauben verschwendeten Besitzungen und die darauf befindliche Million Sklaven entrissen hat, gelehrig geworden ist.

Darauf kömmt ein Adel, der die meisten Ländereyen besitzt, und damit in seiner Abhängigkeit alle die Unglücklichen hat, die mit ihrem Schweis solche wäßern.

Auf solchen folgt die Klasse der freyen Leute. Sie sind so ins Dunkel eingehüllet, daß Europa lange Zeit von ihrem Daseyn nichts gewußt hat. Heutzutag weis man, daß sie besteht theils aus einigen Fremdlingen meistens Teutschen, welche entweder ihr unruhiger Kopf oder die Noth dahin gebracht hat, ein neues Vaterland zu suchen; theils aus glücklichen oder verständigen Eingebohrnen, deren Fesseln man nach und nach zerbrochen hat, und die in den Städten die Handwerke und Handlung treiben; theils aus einer kleinen Anzahl Ackersleuten, welche mit dem ihnen von ihren Vätern zugefallenen geringfügigen Erbtheil frey schalten können. Das Eigenthum dieser Arbeiter wird aber nach und nach die Beute dieses oder jenes reichen Mannes, der durch eigennützige Vorschüsse ihre Faulheit oder ihre Verschwendung begünstigt hat.

Endlich die letzte Klasse des Staats, wenn man ihr anders diesen Namen geben kann, sind die Sklaven. Im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts sahe man nur wenige, alle wurden im Krieg gemacht. Die Herren besaßen damals Lehen, und das Volk baute Ländereyen, die ihm gehörten. Nach der Eroberung von Kasan und Astrakan

entstand eine neue Ordnung der Dinge. Diese schönen und fruchtbaren Provinzen zogen die rußischen Bauern so mächtig an sich, daß um eine sonst allgemein gewordene Auswanderung zu verhindern, man im Jahr 1556 das strenge Gesetz, welches sie an ihren Boden fesselte, aufstellte. In diesem traurigen Zeitpunkt verloren sie das Eigenthum ihrer Güter und ihrer Person. Das Joch ist seitdem immer schwerer geworden, und das Menschengeschlecht ist immer mehr herabgesunken.

Darinn liegt ohne Zweifel der Grund, der die Bevölkerung in dem Reich nach seinem ganzen Umfang aufgehalten oder gar vernichtet hat. Im Jahr 1755 stieg die Anzahl des männlichen Geschlechts nicht höher, als auf 8,965316 Seelen. Nimmt man nun eine gleich starke Zahl des weiblichen Geschlechts an, so waren es in allem 17,930632 Seelen. Zu dieser Anzahl kamen noch im Anfang dieses Jahrhunderts die 1,200000 Bewohner der Schweden entrissenen Provinzen; und es fand sich, daß Rußland damals unter seiner Herrschaft 16,130632 Unterthanen habe, ohne die Geistlichkeit, den Adel und die Armee zu rechnen. Wenn die Kriege gegen Preußen, gegen Pohlen, gegen die Türkey; wenn die ansteckenden Seuchen; wenn die Aufruhren seitdem eine merkliche Verminderung in der ehemaligen Volksmenge verursacht haben, so müssen dagegen die kürzlich in Lithauen erlangten Besitzungen *) dieſe

*) Und noch mehr die 1784 unterwürfig gemachte Tartarey, jetzt Taurien genannt. Ohne dieses rechnet man Rußlands Volksmenge auf 24 Millionen, bestimmter noch 19 Millionen in dem europäischen Antheil, 3 Millionen in dem Asiatischen, in Liefland 1 Million, in der Ukraine 2 Millionen, oder zusammen [illegible] Millionen.

diese durch schröckliche Plagen gemachten Lücken wieder ausgefüllt haben.

In den Staaten, in denen die Volksmenge gering ist, können auch die Staatseinkünfte nicht beträchtlich seyn. An Geld warfen sie fast nichts ab, als Peter I. auf den Thron gelangte. Dieser Fürst brachte es dahin, daß sie auf 30 Millionen stiegen. Anna brachte sie auf 60, und Elisabeth auf 120. Sie wurden während des Türkenkriegs noch höher getrieben: allein nach dem Frieden wurden sie wieder das, was sie vor diesen unruhigen Zeiten gewesen waren *) Zu dieser Zeit war die Krone den Genuesern und Holländern grosse Summen schuldig, die aber seitdem abbezahlt worden sind. Sie war der Nation fast 200 Millionen in Bankzetteln schuldig, und hatte für solche eine ziemlich große Menge Kupfer, das unter die verschiedenen Reichskassen vertheilt war, zum Unterpfand eingesetzt.

Es ist eine allgemein angenommene Meynung, daß die Völker unter dem Gewicht der Taxen erliegen. Selbst dann, wenn die Last um vieles wird erleichtert worden seyn, muß man sie doch noch mehr erleichtern, wenn die Künste sich nicht vervielfachen, wenn besonders der Ackerbau keinen merklichen Zuwachs erhält. Man würde sich vergebens bemühen, diesem in den mitternächtlichsten Provinzen aufzuhelfen. Kein Produkt kann in diesen eiskalten Gegenden gedeihen. Die hie und da in diesem wilden Klima zerstreuten

*) Gegenwärtig sollen sich die Staatseinkünfte auf 56 Millionen, die Staatsschulden aber auf 60 Millionen belaufen und diese gewöhnlich mit acht vom hundert verzinset werden müssen.

Bewohner werden sich immer mit Vögeln, Fischen und Wildpret nähren, kleiden, und ihre Abgaben bezahlen.

So wie man sich von Norden entfernt, so wird die Natur an Menschen und an Producten minder karg. In den meisten Provinzen fehlt es dem Ackersmann nur an bessern Feldgeräthschaften, an einer bessern Verfahrungsart, und an größern Benützungsmitteln. Der Fortgang der Einsichten muß allerdings hoffen lassen, daß diese Fehler endlich werden verbessert werden. Man wird eine besondere Aufmerksamkeit auf die Ukraine, eine der fruchtbarsten Gegenden der bekannten Welt richten. Rußland bezieht daher fast alles, was es verbraucht, die meisten seiner Handelsartikel, und doch erhält es nicht den zwanzigsten Theil von dem, was man beziehen könnte.

Man würde mit der Aufmunterung der Feldarbeiten um so eher seine Absicht erreichen, als die Rußen den Aufenthalt in Städten nicht lieben, und sie das Eisen, dieses große und schätzbare Stück des Ackerbaues haben. Die Natur hat es in den meisten Gegenden des Reichs verschwendet, und Siberien hat sie es von eben so guter Beschaffenheit, als Schweden gegeben. Mit dem Eisen würde man zugleich jene kostbaren Metalle hervorbringen, die so sehr die Habsucht aller Nationen und aller Jahrhunderte reitzen. Die Silberbergwerke bey Argun sind seit sehr alten Zeiten her bekannt; und man hat seit kurzem Gold- und Silberbergwerke im Land der Baskiren entdeckt. Es giebt Völker, die besser thäten, wenn sie diese Quellen von Reichthümern vernachläßigten oder zuwürfen. Aber Rußland ist in

dem

dem Fall nicht; alle Provinzen dieses Reichs sind in einem solchen Zustand von Armuth, daß man die verabredeten Zeichen, wodurch alle Dinge im Handel angedeutet werden, kaum kennt.

XXI.

Rußlands allgemeiner Handel.

Die Grundlage des Handels, den die Rußen mit China, Persien und mit Pohlen angefangen haben, besteht vorzüglich in Hermelin- Zobel- weissen Wolfs- und schwarzen Fuchsfellen. Obgleich die Laune der Verbraucher dieser kostbaren Rauchwaaren den Preis über alles mögliche Erwarten hinaufgetrieben hat, so steigt dessen ungeachtet derselbe noch immer. Man sollte daher den Handelsverkehr auf andere Gegenstände ausdehnen.

Der Umsatz dieses Reichs mit den Staaten des Großherrn bedeutete nichts, oder doch nur wenig. Er würde aber ansehnlich werden, sobald die in den letztern Friedensschlüssen *) zugestandene Gerechtsame, durch das schwarze in das mittelländische Meer, und von diesem in jenes zu fahren, zu benützen versteht. Dieses Vorrecht, das noch keine andere Nation erhalten hatte, das seitdem keine andere erhalten konnte, muß Rußlands Handlung und Schiffahrt eine Ausdehnung verschaffen, deren Gränzen zu bestimmen, Verwegenheit seyn würde.

*) und dem neuesten Handelsvertrag.

Inzwischen würde der große Absatz der Landeserzeugniße allzeit an den Küsten des balthischen Meers geschehen, nachdem erwiesen ist, daß gegenwärtig ein Neuntel Waaren mehr aus dem einzigen Hafen von Petersburg ausgeführt wird, als aus den andern zwey und vierzig Zollhäusern des Reichs. Im Jahr 1773 stieg die rußische Ausfuhr, berechnet nach der dem Souverain gebührenden Abgabe von fünf und zwanzig vom Hundert, auf 106,401735 Livres a). Hingegen betrug die Einfuhr auch mit Innbegriff der Abgaben nicht mehr, als 66,544005 Livres b). Folglich war die scheinbare Bilanz 39,557830 Livres c). Ich habe gesagt, die scheinbare Bilanz. Denn alle, die mit diesen Sachen bekannt sind, wissen, daß die Waaren, welche eingeführt werden, gewöhnlich einen kleinern Raum erfordern, als die ausgeführten, und daher auch der gewöhnlichere Anlaß zum Schleichhandel werden.

Kein Staat hat so eine glückliche Lage, seinen Handel weiter auszubreiten, als Rußland. Fast alle Flüsse sind daselbst schiffbar. Peter I. wollte haben, daß die Kunst der Natur zu Hülfe kommen sollte, und daß verschiedene Kanäle diese Flüsse unter einander verbinden sollten. Die wichtigsten sind verfertigt. Einige sind noch nicht ganz zu Stande gebracht; von einigen hat man sogar nur den Entwurf angegeben. So steht es mit dem ganzen Entwurf, die kaspische See und

---

a) Oder 48,767461 fl. 52 kr. 4 hl.
b) Oder 30,499335 fl 37 kr. 4. hl.
c) Oder 18,130672 fl. 5 kr.

und das schwarze Meer mit einander durch Grabung eines Kanals vom Don bis zur Wolga zu verbinden.

Zum Unglück werden diese Mittel, die den Umlauf der Waaren im ganzen Reich so leicht machen, und die eine so bequeme Gemeinschaft mit allen Theilen der Erdkugel öffnen, durch vervielfachte Hindernisse vereitelt. Die Regierung hat die Fesseln, welche fehlerhafte Einrichtungen in Weg legen, zum Theil weggenommen. Die Gewohnheitshindernisse thun aber noch grösern Widerstand.

Peter I. wollte haben, daß die Leibeigenen, die 2500 Livres d) eigen besäßen, unter der Bedingung, daß sie und ihre Nachkömmlinge jährlich den Erben ihres ehemaligen Herrn das, was er vor ihrer Loslassung forderte, bezahlen sollten, die Freyheit sollten erlangen können. Diese neuen Bürger ohne Erziehung und ohne Grundsätze wurden grösstentheils Kaufleute, und brachten in ihren neuen Stand die Fehler, die sie sich in der Sklaverey eigen gemacht hatten, mit, und pflanzten sie auch auf ihre Nachkommenschaft fort. Das gegenwärtige Geschlecht zeigt noch Spuren seiner Herkunft.

Den ausländischen Kaufleuten erlauben die Gesetze nicht, die Erzeugnisse des Reichs anderswo, als in den Häfen einzukaufen; und aus der Natur der Regierung haben die Eingebohrnen keine, oder können dem Anschein nach keine hinlängliche Kapitalien haben, um daselbst grosse Magazine zu errichten. Man ist also genöthigt, den Ein-

d) Oder 1145 fl. 50 kr.

kauf einem rußischen Agenten aufzutragen, der nun sogleich bey der Uebereinkunft die Hälfte der einverstandenen Preises verlangt, dessen Ueberrest aber bey Ablieferung der Waaren bezahlt werden muß. Diese sind selten, was sie seyn sollten; und doch entschüttet sich der Besteller selten der Annahme, entweder, weil er damit Aufträge zu erfüllen hat, oder aber weil er nicht ohne Grund befürchtet, seine Vorschüsse gar zu verlieren.

Hat der Ausländer etwas zu verkaufen, so findet er keine Käufer, ausser er borge ihnen auf ein Jahr, oder achtzehen Monate. Zur Zeit der versprochenen Zahlung verlangen sie eine neue Frist. Wird sie ihnen verweigert? Man verurtheilt sie zu einem Zins von achtzehen vom Hundert. Je mehr die Schuld anwächst, desto mehr fällt auch der Wille oder die Möglichkeit, sie abzutragen, weg. Selbst die harte Strenge der entworffenen Verordnungen, um die Bankerotte zu verhindern, oder zu bestrafen, ist den unvermögenden oder schlecht denkenden Schuldnern günstig. Seltener Fall ist es, daß das Mitleiden der Richter, oder die Bestechung der Höflinge sie nicht gegen die in den Gesetzen verordneten Strafen sollten sichern können. Mächtige Gönner werden wohl, wenn es seyn muß, die Rache eines betrogenen Gläubigers stillen; allein auch nach solchen um einen nur gar zu hohen Preis erkauften Beschlagsbefehlen wird er nur desto sicherer sich der Hoffnung beraubt sehen, von seiner Forderung das geringste zu retten.

Diese Treulosigkeiten, diese Räubereyen haben inzwischen doch nicht verhindert, daß die Handlung des Reichs nicht ziemlich grosse Schritte

gemacht

gemacht hat. Sie würden noch schneller, noch beträchtlicher gewesen seyn, wenn nicht die physischen und natürlichen Vortheile durch sittliche oder politische Gründe hartnäckiger Weise bestritten worden wären; wenn nicht ein verführtes oder bestochenes Ministerium die Mitwerbung dadurch aufgehalten hätte, daß es England zum Nachtheil der andern Nationen begünstigt hat. Eine bessere Denkungsart in diesem Theil der innern Saatsverwaltung würde zur Glückseeligkeit des Staats vieles beygetragen haben. Wir wollen nun den Einfluß betrachten, den die Armee darauf haben kann!

XXII.

Rußlands Kriegsmacht.

Bey Peters I. Thronbesteigung bestand der ganze Kriegsstaat Rußlands in 40000 unabgerichteten und wilden Strelitzen, die sonst keinen Muth hatten, als gegen die Unterthanen, die sie unterdrückten, und gegen den Landsherrn, den sie nach ihren willkührlichen Einfällen absetzten, oder ermordeten. Dieser große Fürst schaffte diese aufrührerische Militz ab, und brachte es dahin, daß er sich einen auf den Fuß der übrigen europäischen Mächte eingerichteten Kriegsstaat zulegte. Seit dem Tod des Verbesserers des Reichs sind die Truppen noch immer besser, und überaus vermehrt worden. Nach und nach sind sie bis auf 375457 Mann gekommen *).

Unge-

*) Gegenwärtig rechnet man mit Einschluß der irregulirten Truppen die rußische Landmacht auf 470000 Mann.

Ungeachtet der Tapferkeit, der Menge, der Kriegszucht seiner Truppen ist Rußland doch unter allen diejenige Macht, die den Krieg am sorgfältigsten vermeiden muß. Die Begierde, ein schon zu großes Gebiet zu erweitern, muß es eben so wenig über seine Gränzen locken, als zu Feindseligkeiten reitzen. Niemals wird es dazu gelangen, einen an einanderhängenden und festen Staat auszumachen, ein erleuchtetes und blühendes Volk zu werden, wenn es nicht die so gefährliche Wuth der Eroberungen ablegt, und sich einzig und allein den Künsten des Friedens widmet. Keiner von seinen Nachbarn kann es zwingen, von diesem glücklichen System abzugehen.

Von Norden her ist das Reich durch das Eismeer besser bewahret, als es durch Festungen und Geschwader seyn könnte.

Ein Bataillon und einige Feldstücke könnten alle Horden der Tartarn, die nach Morgen zu Unruhen anfangen möchten, zerstreuen.

Wenn Persien sich aus seinen Ruinen erhöbe, würden dessen Anfälle sich in dem kaspischen Meer, und in der unermeßlichen Wüsteney, die es von Rußland trennt, verlieren.

Gegen Mittag erschütterten seit einem Jahrhundert die Aufruhren, die Unwissenheit und der Mangel an Kriegszucht, kurz alle Arten des Verderbens, welche ein Volk herabwürdigen, das ottomanische Reich. Rußland hat sie in diesem herabwürdigenden Zustand überrascht, und sie noch mehr geschwächt! Es hat die Bande zerrissen, welche die Tartarn an dieses Reich fesselte, und da es merkte, daß ihm einige Fort, einige Rheden in der Krimm abgetretten wurden, hat es sich

selbst

selbst der Gewalt versichert, diese unermüdete, verheerende und wilde Reuterey, nachdem es seine Politik verlangt, in Bewegung zu setzen.

Was kann Rußland nach Abend hin von den Polacken befürchten, die niemals weder Festungen, noch Truppen, noch Einkünfte, noch Regierung gehabt, und die seit kurzer Zeit der Hälfte ihres Lands entsetzt worden sind?

Schweden verlor im Anfang dieses Jahrhunderts diejenigen seiner Eroberungen, die ihm Stärke und Reichthümer verschafften. Was ihm auch seine neue Verfassung nun an Schwungkraft immer wird geben können, so wird sie doch niemals eine furchtbare Macht daraus bilden. Weit entfernt, im Stand zu seyn, sich auf Kosten der Russen zu vergrößern, wird es immer zu befürchten haben, sich durch dieselben seines noch übrigen Antheils an Finnland entsetzt zu sehen.

Es könnte möglich seyn, daß der Fehler, den Rußland dadurch begangen hat, das preußische Gebiet seinen Gränzen näher rücken zu lassen, einst Feindseligkeiten verursachen könnte. Günstige Umstände werden vielleicht diesen neuen Nachbar bestimmen, die Ansprüche der teutschen Ordensritter auf Liefland geltend zu machen; und dann würde das Blut der Russen und Preußen die Gewässer des balthischen Meers färben, und sich unter den Mauern von Riga vermischen. Inzwischen wird der brandenburgische Stolz auf der Seite Teutschlands zu sehr in Schranken gehalten, als daß er den Norden viel beunruhigen könnte.

Aus diesen Beobachtungen ersieht man, daß dieses Reich seine Landmacht sehr vermindern könnte, wenn ihre einzige Bestimmung darinn bestände,

seine Provinzen gegen einen Einfall zu sichern: allein da ihr Hauptgeschäft dieses ist, Unterthanen, die immer mit einer unterdrückenden Regierung unzufrieden sind, unter dem Joch zu erhalten, so läßt sich nicht wohl leicht bestimmen, wie weit sie eingeschränkt werden könnte. Die Seemacht muß unter einem andern Gesichtspunkt betrachtet werden.

Die schwachen Verbindungen dieses Reichs mit dem übrigen Europa wurden nur zu Land unterhalten, als die Engländer bey dem Aufsuchen eines Wegs durch die Nordsee, um nach Ostindien zu gelangen, den Hafen von Archangel entdeckten. Als sie die Duina heraufschifften, gelangten sie nach Moskau, und legten da den Grund zu einer neuen Handlung.

Es war noch kein anders Thor zum Verkehr für Rußland eröffnet worden, als Peter I. es unternahm, Seeleute, die das weiße Meer besuchten, nach dem balthischen hinzulocken, und den Erzeugnissen seines Reichs einen ausgebreitetern und vortheilhaftern Ausweg zu verschaffen. Sein schöpferischer Geist trieb ihn bald noch weiter, und er faßte den ehrgeitzigen Gedanken, eine Seemacht zu werden.

Inzwischen schränkten sich seine ersten Bemühungen dahin ein, Fahrzeuge bauen zu lassen, die tauglich waren, sowohl seine Küsten zu vertheidigen, als die benachbarten Küsten anzufallen. Es sind Galeeren von verschiedener Größe, deren einige für die Reuterey, die meisten aber für das Fußvolk zugerichtet sind. Da es Soldaten sind, die der Rudern verstehen, und selbst das Schiffsvolk ausmachen, so hat man weder Verzögerung,

noch

noch Kosten zu befürchten. Alle Nacht wirft man Anker, und die Landung geschieht da, wo solche am wenigsten erwartet wird.

Nach vollzogener Landung ziehen die Truppen die Galeeren ans Land, und machen ein verschanztes Lager daraus. Ein Theil der Armee bewacht solches, der übrige verbreitet sich über das Land, und setzt es in Brandschatzung. Nach vollbrachter Unternehmung schifft man sich wieder ein, um Verheerung und Zerstörung anderswo von neuem anzufangen. Wie viele Erfahrungen haben die Wirksamkeit diese Zurüstungen bewiesen!

Dieser glückliche Versuch machte den Verbesserer Rußlands dreuster, und nach grössern Schiffen begierig; und nach Kronstadt, welches Petersburg zum Hafen diente, verlegte er seine Flotten.

Das Meer ist nicht breit genug vor dem Becken des Hafens. Die Fahrzeuge, die hinein wollen, werden von der Gewalt der Neva heftig an die gefährlichen Küsten von Finnland getrieben. Man gelangt durch einen so klippenvollen Kanal hinein, daß eine ganz besonders gute Witterung dazu gehört, um ihn zu vermeiden. Die Schiffe verfaulen geschwind darinn. Die Ausrüstung der Geschwader wird da länger, als sonst durch das Eis aufgehalten. Man kann nur mit einem Ostwind auslaufen, und die Westwinde herrschen fast den ganzen Sommer durch auf diesen Gewässern. Das gröste Hinderniß besteht darinn, daß man gezwungen worden ist, die Werfte zu Petersburg anzulegen, von wo aus die Schiffe erst mit großer Gefahr über eine Untiefe fahren müssen, die sich mitten im Fluß befindet, ehe sie nach Kronstadt kommen können.

Wenn Peter I. nicht jene blinde Zuneigung gehabt hätte, die grosse Männer, wie gewöhnliche Geister, für die Orte empfinden, die sie geschaffen haben, so würde man ihm leicht gezeigt haben, daß Kronstadt und Petersburg nicht dazu gemacht wären, um die Niederlage seiner Seemacht zu seyn, und daß die Kunst die Natur da nicht zwingen könnte. Er hätte Reval vorgezogen, welches dieser wichtigen Bestimmung lange nicht so sehr entgegen wäre. Vielleicht würden ihn tiefere Betrachtungen überzeugt haben, daß es noch nicht Zeit wäre, nach dieser Art von Macht zu verlangen.

Durch Gründe und durch Erfahrung ist dargethan, daß eine Kriegsseemacht ein kaufmännisches Seewesen zum Grund haben muß. Rußland ist unter allen Nationen diejenige, welche der Ueberfluß seiner Schiffserfordernisse, die der Umfang und die Menge ihrer Erzeugnisse zu einer lebhaften und ausgedehnten Schiffahrt bewegen sollte. Und doch hatte dieses Reich zu der Zeit, wo man ihm Flotten verschaffen wollte, kein einziges Schiff. Ein Stifter, welcher den natürlichen Gang der Dinge gekannt hätte, würde daher seine ersten Blicke auf eine handelnde Schiffahrt gewandt haben. Diese von der Klugheit eingegebene Ordnung aber wurde umgekehrt; und die Nachfolger Peters I. sind von diesem fehlerhaften System nicht abgegangen. Keiner unter ihnen hat daran gedacht, die Hindernisse, welche fehlerhafte Einrichtungen den Handlungsunternehmungen, die aber gute Seeleute gebildet hätten, in Weg legten, zu übersteigen. Alle haben sich darauf beschränkt, Geschwader beyzubehalten, und

zu vervielfältigen, die weder Unterricht noch Erfahrung haben können. Zu der Zeit, wo ich schreibe, wird diese ohne Nutzen verderbliche Flotte gebildet durch 30 Linienschiffe und 21 Fregatten auf dem balthischen Meer; durch 11 Kriegsfahrzeuge, die kaum eilf Fuß im Wasser gehen, auf den asowischen Meeren; und an den Mündungen der Donau durch 7 bis 8 Barken, die mit ziemlich grossen Kanonen besetzt sind. Es würde besser seyn, den grösten Thiil dieser Macht einzuschränken, bis man die Mittel vor sich hätte, sie nutzbar zu machen *).

XXIII.

Hinderniſſe, die Rußlands Wohlstand sich entgegenstellen. Mittel, die man zu ihrer Uebersteigung anwenden könnte.

Die Veränderungen, die wir so frey gewesen sind anzudeuten, sind unumgänglich, um Rußland in Flor zu bringen, aber sie wären nicht hinreichend. Um dem Wohlstand einigen Bestand zu geben, müßte man Stätigkeit in der Erbfolge einführen. Die Krone dieses Reichs ist lange Zeit erblich gewesen. Peter I. machte sie erbschaftlich. Seit der letzten Staatsveränderung ist das

*) Die rußische Seemacht ist ansehnlicher, als R. glaubt. Sie besteht gegenwärtig aus mehr als 50 Linienschiffen und Fregatten, und aus 150 Galeeren, und ist mit 21000 Seelenten bemannt. Und doch soll das ganze Seewesen jährlich nicht über 3 Millionen fl. kosten.

das Reich ein Wahlreich geworden. Indessen will jede Nation wissen, vermöge welchen Rechts man sie beherrscht; und das Recht, das ihr am meisten einleuchtet, ist das Recht der Geburt. Raube man den Blicken des großen Haufens dieses sichtbare Zeichen, und man bringt Empörungen und Fehden in alle Staaten.

Aber es ist nicht genug, den Unterthanen einen Landesherrn darzustellen, den sie nicht mißkennen können. Der Landesherr muß sie glücklich machen; und das ist in Rußland unmöglich, wenn man nicht die Regierungsform verändert.

Die Sklaverey ist, man gebe diesem Ausdruck einen Namen, welchen man will, der Zustand, in den die ganze Nation verfallen ist. Unter den Unterthanen dieses Reichs, den man für frey hält, ist kein einziger, der eine moralische Sicherheit für seine Person, das beständige Eigenthum seines Vermögens, und eine Freyheit besäße, die er nur in Fällen, die das Gesetz vorausgesehen und bestimmt hätte, verlieren könnte.

Unter einer solchen Regierungsform kann kein Band zwischen den Gliedern und dem Oberhaupt statt finden. Ist es ihnen immer furchtbar, so sind sie ihm auch immer furchtbar. Die Macht des Staats, die er mißbraucht, um sie zu unterdrücken, ist nichts, als die Summe der einzelnen Kräfte derjenigen, die er unterdrückt. Die Verzweiflung oder eine edlere Empfindung können diese alle Augenblicke gegen ihn wenden.

Die Ehrfurcht, die man dem Andenken eines so großen Mannes, als Peter I., schuldig ist, muß nicht hindern zu sagen, daß es ihm nicht gegeben war, das Ganze eines wohleingerichteten

Staats

Staats einzusehen. Er war mit Genie gebohren. Man flößte ihm die Lust nach Ruhm ein. Diese Leidenschaft machte ihn thätig, geduldig, fleißig, unermüdet, fähig die Schwierigkeiten zu überwinden, welche die Natur, Unwissenheit, Gewohnheit seinen Unternehmungen entgegenstellte. Mit diesen Tugenden und den Fremden, die er um sich berief, wußte er sich eine Armee, eine Flotte, einen Hafen zu schaffen. Er machte mehrere zum Erfolg seiner kühnen Unternehmungen nöthige Verordnungen; aber ob ihn gleich der Ruf von allen Seiten her mit dem erhabenen Namen eines Gesetzgebers überhäuft hat, so hat er doch kaum zwey bis drey Gesetze bekannt gemacht, und diese tragen selbst noch die Zeichen eines wilden Gemüths an sich. Er wußte sich nicht so hoch zu erheben, daß er die Glückseligkeit seiner Unterthanen mit seiner persönlichen Größe vereinigt hätte. Nach seinen prächtigen Einrichtungen schmachtete die Nation doch noch fernerhin in der Armuth, in der Knechtschaft und unterm Druck. Er wollte nichts von seinem Despotismus nachlassen, ja vielleicht erschwerte er ihn noch; und er hinterließ seinen Nachfolgern den schwarzen und verderblichen Gedanken, daß die Unterthanen nichts, und der Landesherr alles ist.

Seit seinem Tod hat diese schlimme Denkungsart beständig fortgewähret. Man hat nicht einsehen wollen, daß die Freyheit das erste Recht aller Menschen ist; daß die Sorgfalt, sie aufs allgemeine Wohl zu lenken, die erste Sorge jeder vernünftig eingerichteten Gesellschaft seyn muß, und daß das Verbrechen der Gewalt darinn besteht, daß sie dem grösten Theil des Erdbodens dieses natürlichen Vorrechts beraubt hat.

So hat Catharina II. gedacht. Kaum hatte diese berühmte Fürstin die Zügel der Regierung in die Hände genommen, als sich von allen Seiten verbreitete, daß sie über freye Menschen regieren wollte. Seit dem Augenblick, da ihre Willensmeynung bekannt zu werden anfieng, schickten sich über hundert tausend Leibeigene zur Aufruhr gegen ihren Herrn an. Verschiedene Herren, die auf ihren Gütern wohnten, wurden ermordet. Diese Gährung, deren Folgen den Staat umstürzen konnten, machte, daß man einsahe, daß man die Bären vorher zahm machen müßte, ehe man ihre Fesseln zerschlage, und daß gute Gesetze und Einsichten der Freyheit vorangehen müßten.

Daher ist ein Entwurf zu einer Gesetzgebung gemacht worden, und man will, daß dieses Gesetzbuch durch die Unterthanen selbst gebilliget werde, daß sie es als ihr Werk achten und schätzen. Meine Kinder, sagte die Herrscherin zu den Abgeordneten ihrer ungeheuren Staaten, meine Kinder, wäget mit mir das Interesse der Nation ab: laßt uns mit einander ein Gesetzbuch entwerffen, das die allgemeine Glückseligkeit auf einen dauerhaften Grund stelle.

Catharina dachte, in der Folge Menschen zu bilden; und das war ein kühnes Wort von auffallender Wahrheit, das an Peter I. gerichtet war, der ihren Plan leitete. Dieser Fürst versprach sich den grösten Erfolg von der Zurückkunft der jungen Leute, die er auf Reisen geschickt hatte, um in den aufgeklärtesten Gegenden von Europa Einsichten zu holen. Sein Hofnarr, der es hörte, legte einen Bogen Papier, so stark er konnte,

zusammen, überreichte ihm selbigen, und forderte ihn auf, die Falten auseinander zu bringen. Allein war es nicht möglich, den rohen Rußen auszubilden, wie konnte man hoffen, den verdorbenen Rußen zu bessern? War es nicht möglich, einem Volk, das keine Sitten hatte, solche beyzubringen, wie konnte man Hoffnung haben, solche einem Volk beyzubringen, das nur schlechte hatte? Diese Betrachtungen bestimmten Catharina, das gegenwärtige Geschlecht sich selbst zu überlassen, und sich nur mit der Nachkommenschaft abzugeben.

Durch ihre Bemühungen wurden Schulen errichtet, worinn der junge Adel beyderley Geschlechts in den nützlichen Wissenschaften, in den schönen Künsten unterrichtet wird. Die Weisen, die diese Einrichtungen in der Nähe gesehen, haben daran zuviel Untaugliches oder zuviel Hochtrabendes getadelt. Allein die Ueberlegung und die Erfahrung werden vielleicht früher, vielleicht später das, was daran fehlerhaft seyn kann, verbessern.

Andere, vielleicht noch nothwendigere Einrichtungen wurden zum Besten des Volks getroffen. Dadurch empfangen Jünglinge und Mädchen während fünfzehen Jahren alle Arten des Unterrichts, der den Aemtern und Gewerben, die sie einst treiben müssen, angemessen ist. Wenn die gesellschaftlichen Tugenden in ihren Herzen tiefe Wurzeln geschlagen haben werden, wenn man darein eingraben wird, daß die Ehre die edelste Belohnung einer rechtschaffenen Seele ist, daß die Schande die fürchterlichste Strafe ist, so werden diese in der Sklaverey gebohrnen Zöglinge keine

Herren mehr haben, und Bürger nach dem ganzen Umfang dieses Ausdrucks seyn. Die guten Grundsätze, mit denen man sie genährt hat, werden sich mit der Zeit vom Mittelpunkt des Reichs in die entferntesten Provinzen verbreiten; und mit den Sitten, die daraus unumgänglich entspringen, wird eine wohlgeordnete Freyheit, von der das Glück der Nation unter dem leichten Joch der Gesetze herkommen muß, sich ausbreiten.

Um die allzeit zu langsamen Fortschritte einer weisen Gesetzgebung und einer guten Erziehung zu beschleunigen, müßte man vielleicht die fruchtbarste Provinz des Reichs wählen, Häuser darein bauen, sie mit allen zum Ackerbau nöthigen Geräthschaften versehen, zu einer jeden ein Stück Landes schlagen. Man müßte freye Menschen aus gesitteten Gegenden herbeyrufen, ihnen die Wohnstätte, die man ihnen zubereitet hätte, als ein vollkommenes Eigenthum übergeben, ihnen den Lebensunterhalt auf drey Jahre versichern, und sie durch einen Mann regieren lassen, der keine Güter in der Gegend hätte. Man müßte allen Religionen Duldung wiederfahren lassen, und folglich privat und häuslichen Gottesdienst, aber keinen öffentlichen gestatten.

Von da aus würde der Keim der Freyheit sich über das ganze Reich verbreiten: würden die benachbarten Lande die Glückseligkeit dieser Colonisten sehen, und auch glücklich seyn wollen. Wär ich unter Wilde hin verpflanzt, so würde ich ihnen nicht sagen, bauet eine Hütte, die euch einen Schutz gegen die rauhe Witterung verschaffe; sie würden mich auslachen, aber ich würde sie bauen. Die strenge Jahrszeit käme, ich würde die Früchte

meiner

meiner Vorsicht einerndten; der Wilde sähe das, und würde mir es das Jahr darauf nachthun. Ich würde zu einem sklavischen Volk nicht sagen, sey frey; aber ich würde ihm die Vortheile der Freyheit vor Augen legen, und es würde darnach verlangen.

Ich würde mich wohl hüten, meinen Ueberläufern die ersten Auslagen, die ich für sie gethan hätte, aufzuerlegen. Viel weniger würde ich die vermeynte Schuld derer, die gestorben wären, ohne sie abzutragen, Ueberlebenden anrechnen. Diese Staatsklugheit wäre so irrig, als unmenschlich. Der Mann von zwanzig bis dreyßig Jahren, der euch seine Person, seine Kräfte, seine Geschicklichkeiten, sein Leben schenkt, schenkt der euch nicht genug? Muß er euch noch die Zinse des Geschenks, das er euch macht, bezahlen? Wenn er wohlhabend seyn wird, dann könnt ihr ihn, wie euren Unterthanen behandeln; doch wenn ihr wollt, daß euer Vorhaben gelinge, so müßt ihr bis ins dritte und vierte Geschlecht damit warten, und eure Unterthanen erst in einen Stand bringen, dessen Vortheile kennen zu lernen sie werden Zeit gehabt haben.

Dieser Plan ist ungefähr der, den Catharina bey ihrer Thronbesteigung annahm. Vierzig tausend Teutsche, durch die ihnen angebotenen unermeßlichen Vortheile verführt, nahmen im Jahr 1764 und 1765 den Weg nach Rußland, wo sie aber nichts als Sklaverey, Elend und den Tod fanden, und wo die wenigen, die diesen Unglücksfällen entgangen sind, in der Erwartung eines nahen Endes schmachten. Das Gute, das man vorhatte, war durch jenes Laster der Menschlichkeit,

und jenes Laster der Politik sehr verzögert: allein man muß doch noch darnach durch alle mögliche Mittel streben.

In dieser neuen Ordnung von Personen und Dingen, wo die Vortheile des Monarchen mit den Vortheilen seiner Unterthanen einerley seyn werden, wird man den Glanz von Rußlands Ruhm mäßigen müssen, um ihm Kräfte zu verschaffen; den Einfluß, den es in die allgemeinen Angelegenheiten von Europa genommen hat, aufopfern; Petersburg, welches unschicklich zu einer Hauptstadt gemacht worden ist, blos dazu bestimmen, eine Handlungsniederlage zu seyn; den Sitz der Regierung weiter ins Reich hinein versetzen müssen. Aus diesem Mittelpunkt der Herrschaft wird ein weiser Monarch mit gründlicher Beurtheilung der Bedürfnisse und der Mittel wirksam daran arbeiten können, die gar zu sehr von einander getrennten Theile dieses großen Reichs unter einander zu verbinden. Aus der Abschaffung jeder Art von Knechtschaft wird ein Bürgerstand entspringen, ohne welchen bey keinem Volk jemals weder Künste, noch Sitten, noch Kenntnisse zu finden gewesen sind.

Bis auf diese Zeit wird der rußische Hof vergebliche Bemühungen anwenden, um die Unterthanen dadurch erleuchtet zu machen, daß er berühmte Männer aus allen Gegenden herbeyruft. Diese ausländischen Pflanzen werden im Land ausgehen, wie fremde Pflanzen in unsern Treibhäusern ausgehen. Vergebens wird man Schulen und Akademien zu Petersburg anlegen; vergebens wird man Schüler nach Paris und Rom zu den geschicktesten Lehrern schicken. Diese jungen

Leute

Leute werden, wenn sie von ihren Reisen zurückgekommen sind, gezwungen seyn, ihre Fähigkeiten zu vernachläßigen, um in untere Bedienungen, von denen sie Brod haben können, zu tretten. In allen Dingen muß man bey dem Anfang anfangen; und der Anfang ist, daß man die mechanischen Künste und die untersten Klassen belebt. Lehret die Erde bauen, Felle bearbeiten, Wolle spinnen und weben, und ihr werdet reiche Familien entstehen sehen. Aus ihrem Schooß werden Kinder entspringen, denen das mühsame Gewerb ihrer Väter nicht anstehen wird, und die anfangen werden, zu denken, zu schwätzen, Sylben an einander zu reihen, die Natur nachzuahmen, und alsdann werdet ihr Dichter, Weltweisen, Redner, Bildhauer und Mahler bekommen. Ihre Werke werden den reichen Leuten nothwendig werden, und sie werden solche kauffen. So lange man bedürftig ist, arbeitet man; und man hört erst auf zu arbeiten, wenn das Bedürfniß aufhört. Alsdann entsteht die Trägheit; mit der Trägheit Langeweile; und überall sind die schönen Künste Kinder des Genies, der Trägheit und der Langeweile.

Studiert den Fortgang der Gesellschaft, und ihr werdet finden, daß Ackersleute von Räubern geplündert wurden; daß diese Ackersleute einen Theil der Ihrigen diesen Räubern entgegen stellten; und so wurden Soldaten. Indessen die einen erndten, und die anderen Wacht halten, sagt eine Handvoll andrer Bürger zum Ackersmann und zum Soldaten, ihr treibt ein mühsames und arbeitvolles Handwerk. Wenn ihr Soldaten uns vertheidigen, und ihr Ackersleute uns ernähren

wollt, so wollten wir euch einen Theil eurer Mühseligkeit durch unsre Tänze und unsre Lieder versüßen. Da ist der Minnesinger, der Gelehrte. Mit der Zeit ist der Gelehrte bald in einen Bund mit dem Oberhaupt gegen die Unterthanen getreten, und hat die Tyrannen besungen; bald mit dem Volk gegen den Tyrannen, und hat die Freyheit erhoben. In beyden Fällen ist er ein wichtiges Glied der Gesellschaft geworden.

Folgt dem beständigen Gang der Natur; es würde euch ohnehin nichts helfen, wenn ihr davon abweichen wolltet. Ihr werdet sehen, daß eure Bemühungen und Ausgaben fruchtlos angewendet sind; daß alles um euch herum verdirbt; daß ihr euch fast auf eben dem Punkt der Barbarey befindet, aus welchem ihr euch habt reissen wollen; und ihr werdet darinn verbleiben, bis daß die Umstände aus eurem eignen Boden eine eingebohrne Policey hervorbringen, deren Fortgang ausländische Einsichten höchstens beschleunigen können. Erwartet nichts weiter davon, und bauet euren Boden.

Einen andern Vortheil werdet ihr noch dabey finden, daß nemlich die auf eurem Grund und Boden gewachsenen Künste und Wissenschaften sich nach und nach zur Vollkommenheit erheben werden, und daß ihr Originale seyn werdet; daß hingegen wenn ihr fremde Muster borget, ihr die Ursache ihrer Vollkommenheit nicht einsehen, und euch dazu verurtheilen werdet, ewig nur schwache Kopien zu bleiben.

Das Bild von Rußland, das wir uns die Freyheit genommen haben zu zeichnen, wird ein Nebenwerk scheinen; aber vielleicht war es der rechte Augenblick, eine Macht richtig zu schildern,

die

die seit einigen Jahren eine so stolze und so glänzende Rolle spielt. Wir müssen nun von den Verbindungen reden, die die andern Nationen Europas mit China unterhalten.

XXIV.

Von Chinas Handel mit den benachbarten Gegenden.

China ist das Land auf der Welt, wo es die wenigsten müssigen Leute giebt. In einer zu bevölkerten Gegend erfüllt ungeachtet des Ueberflusses ihrer Erzeugnisse, die Erwartung des Mangels, der sich annähert, alle Einwohner mit Thätigkeit, mit Emsigkeit, mit Unruhe. Sie müssen da eigennützig, niederträchtig, kleinmüthig, falsch und betrügerisch seyn.

Diese habsüchtige Denkungsart nöthigte die Chineser, bey ihrem inländischen Handel die Gold- und Silbermünzen, die sonst allgemein gebräuchlich waren, aufzugeben. Die Menge der falschen Münzen, die täglich zunahm, erlaubte nicht, es anders zu machen: man schlug keine andere Münzen mehr, als kupferne.

Da das Kupfer durch Begebenheiten, welche die Geschichte nicht berichtet, selten geworden war, so nahm man noch die Muscheln, die unter dem Namen Kauris so bekannt sind, dazu. Die Regierung merkte, daß das Volk keinen Gefallen an einer so zerbrechlichen Münze fand, und sie befahl daher, daß die Gefäße und andres Hausgeräthe von Kupfer, die im ganzen Reich zu finden wären, in die Münzen gebracht werden sollten. Als dieses schlechte Mittel keine den

öffent-

öffentlichen Bedürfnissen angemessene Hülfe geschaft hatte, so zerstöhrte man vier hundert Tempel des Foe, deren Götzenbilder eingeschmolzen wurden. In der Folge giengen die Sachen noch weiter. Der Hof bezahlte die Obrigkeiten und die Truppen theils mit Kupfer, theils mit Papier. Die Gemüther lehnten sich gegen eine so gefährliche Neuerung auf, und man mußte sie aufgeben. Seit dieser Zeit, seit welcher beynahe drey hundert Jahre verflossen sind, ist die Kupfermüntze die einzige gesetzliche Münze.

Ungeachtet der eigennützigen Gemüthsart der Chineser ist ihr auswärtiger Verkehr doch immer was sehr Geringes gewesen. Die Absonderung von andern Völkern, worinn diese Nation lebte, entsprang aus der Verachtung, die sie für jene hegte. Indessen wünschte man mehr, als bis dahin geschehen war, die benachbarten Häfen zu besuchen, und die auf die Erhaltung der Sitten nicht so, wie die vormalige, eifrige tartarische Regierung begünstigte dieses Mittel, die Nationalreichthümer zu vermehren. Die Unternehmungen, die bis dahin nur durch die gewinnsüchtige Verstattung der Befehlshaber der Seeprovinzen geschehen waren, geschahen öffentlich. Ein Volk, dessen Weisheit berühmt war, konnte nicht anders als überall sehr günstig aufgenommen werden. Es machte sich die hohe Meinung, die man von ihm hatte, zu Nutze, um den Geschmack an den Waaren einzuführen, die es verschaffen konnte, und seine Thätigkeit erstreckte seinen Handel, sowohl über das feste Land, als über die Meere.

Heut zu Tag handelt China mit Korea, welches, wie man glaubt, ursprünglich von den Tar-

Tartarn bevölkert, und von ihnen sicher oft erobert worden ist; und bald in der Knechtschaft der Chineser, bald von ihnen unabhängig gewesen; gegenwärtig aber China zinsbar ist. Sie bringen dahin Thee, Porzellän, seidene Zeuge, und nehmen dagegen hänfene und baumwollene Tücher und mittelmäßigen Ginseng.

Die Tartarn, die man als Fremde ansehen kann, kaufen von den Chinesern wollene Zeuge, Reis, Thee und Toback, welches sie mit Schaafen, mit Ochsen, mit Pelzwerk, und zumal mit Ginseng (Ninsing *) bezahlen. Diese Pflanze wächst an den Gränzen der grossen Tartarey nahe bey der grossen Mauer. Man findet sie auch in Canada. Ihre Wurzel ist eine Rübe, die bald einfach, bald gedoppelt ist. Im letztern Fall gleicht sie einigermaßen dem Unterleib des Menschen, deßwegen ihr bey den Chinesern der Name Ginseng, und bey den Iroquesen der Name Garent-oguen gegeben wird.

Ihr Stengel treibt alle Jahr frisch hervor, und läßt, wenn er abfällt, einen Ring auf der Oberfläche der Wurzel zurück, so daß man das Alter der Pflanze aus der Anzahl der Eindrücke erkennt, und dieses ihr Alter vermehrt ihren Werth. Dieser niedre einfache Stengel, der nur 2. oder 3. gefiederte fünftheilige Blätter hat, trägt auf seiner Spitze einen kleinen Blumenschirm. Dessen Blümchen bestehen aus fünf Blättern, und eben soviel Staubfäden, welche um einen Stempfel stehen, der mit seinem Kelch bedeckt zu einer klei-

*) Sium Ninsi. L.

kleinen fleischigten Frucht wird, welche 2 oder 3 sehr kleine Saamen enthält. Einige Blümchen aber sind unfruchtbar.

Die Ginsengwurzel hat verschiedene Kräfte, davon die vornehmsten sind, daß sie den Magen stärkt und das Geblüt reinigt *). Man giebt ihr eine Art von Durchsichtigkeit, wenn sie ungefähr so zubereitet wird, wie die Morgenländer die Salpeterwurzel zubereiten. Diese also zubereitete Ginsengwurz ist in den Augen der Chineser so schätzbar, daß sie selbige niemals zu theuer finden **).

Die Regierung läßt alle Jahr diese Pflanze durch zehentausend tartarische Soldaten sammeln, wovon jeder zwey Unzen von dem besten Ginseng unentgeltlich liefern muß. Für das übrige wird ihnen eben soviel Silber gegeben, als der Ginseng wiegt. Diese Erndte ist Privatpersonen untersagt. Doch hindert ein so verhaßtes Verbot sie nicht, welche zu suchen. Ohne diese Uebertrettung eines ungerechten Gesetzes wären sie genöthigt, die Waaren, die sie aus dem Reich bekommen, zu entbehren, weil sie ausser Stand wären, sie zu bezahlen.

Bereits haben wir den Handelsverkehr zwischen den Chinesern und Russen kennen lernen. Er wird beträchtlich werden, sobald einst beyde Regierungen aufhören werden, ihre Handelsleute zu unterdrücken.

Der,

---

*) Und wir fügen hinzu: wegen ihres sehr hohen Preises auch den Beutel.

**) Wir können den Chinesern diese Kostbarkeit mit Vergnügen lassen, indem unser ganz gemeine Kalmuswurzel selbige mehr als zur Genüge ersetzt.

Der, den dieses Reich mit den Einwohnern der kleinen Bucharey treibt, besteht allein in Thee, Toback und Tüchern, welche es ihnen gegen Goldsand giebt, den sie in ihren Bächen oder Ströhmen antreffen. Diese gegenwärtigen Handelsverbindungen werden nicht eher einen Zuwachs erhalten, als wenn man diese Barbarn in der Kunst, die Bergwerke, mit denen ihre Gebirge angefüllt sind, zu bearbeiten unterrichtet haben wird.

China ist von den Staaten des Großmogols und den andern reichen Gegenden Indiens, durch Sandwüsten, oder Felsengebirge, die allen Verkehr damit unmöglich machen, getrennt. Daher ist auch sein jährlicher Handel dahin zu Land gering. Der, den es zur See treibt, ist ansehnlicher.

Dieses Reich vertraut dem Ocean fast nichts, als seinen Thee, seine Seidenarbeiten und sein Porzellän. Japon bezahlt die Chineser mit Gold und Kupfer; die Philippinen mit Piastern; Batavia mit Gewürzen; Siam mit Färbereyholz und mit Firnissen; Tonkin mit grober Seide; Kochinchina mit Gold und Zucker. Die Rückfrachten betragen nicht über 35 oder 40 Millionen, obgleich die Chineser bey diesem Handelsverkehr eben soviel, als ihr Kapital beträgt, gewinnen. Auf den meisten Märkten, die sie besuchen, haben sie die Abkömmlinge ihrer Landsleute, die aus ihrem Vaterland flüchteten, als die Tartarn es eroberten, zu Handelsfreunden oder Gesellschaften.

Dieser Handel, der sich auf einer Seite nach Japon, und auf der andern bis an die Straße von Malakka und der Sunda hinaus erstreckt, hätte sich wahrscheinlich weiter ausgedehnt, wenn die chinesischen Schiffbauleute sich weniger an die

alten

alten Gebräuche gehalten, und sich die Mühe gegeben hätten, bey den Europäern in die Lehre zu gehen.

Man könnte sich leicht einbilden, diese Verachtung eines Volks gegen die Kenntnisse eines andern Volks sey einer der Hauptzüge der Barbarey, oder vielleicht gar des Zustands der Wildheit. Inzwischen ist es auch der Fehler einer gesitteten Nation. Ein thörichter Hochmuth überredet sie, daß sie alles wisse, oder doch die Sache, die sie nicht weis, nicht der Mühe werth sey, gelernt zu werden. In den Wissenschaften macht sie keine Fortschritte, und ihre Künste verbleiben in einer Mittelmäßigkeit, aus der sie sich nicht anders, als durch einen Zufall, den die Zeit mit sich bringen, oder nicht mitbringen kann, herausreissen werden. Es verhält sich daher mit einer Gegend, wie mit einem Kloster; und das ist das treffendste Bild von China, daß das Licht solches umgiebt, ohne hineindringen zu können; als wenn es kein anderes Mittel gäbe, die Unwissenheit daraus zu verbannen, ohne dafür die Verdorbenheit herein zu lassen. Wo würden die europäischen Nationen seyn, wenn sie von einer verborgenen Eitelkeit irgends eines Vorurtheils angesteckt wären, und sich nicht wechselsweise aufgeklärt hätten? Diese ist jener den Keim der Freyheit schuldig, und die eine und die andere haben einer dritten die wahren Grundsätze der Handlung zu verdanken; und diese Art von Tausch ist ja wohl von einer größern Wichtigkeit für ihre Glückseligkeit, als der ihrer Bedürfnisse.

XXV.

XXV.

Handlung der Europäer mit China.

Die ersten Europäer, die ihre Unruhe an die chinesischen Küsten trieb, wurden in allen Rheden des Reichs ohne Unterschied zugelassen. Ihr übertriebenes Bekanntthun mit den Weibsleuten; ihr gewaltthätiges Betragen gegen die Männer, öfters übermüthige und grobe Behandlungen waren Ursache, daß man sie auf Canton, den mittäglichsten Hafen dieser weitausgedehnten Küsten einschränkte.

Ihre Schiffe giengen anfänglich bis an die Mauern dieser berühmten, fünfzehen Meilen von der Mündung des Tygris gelegenen Stadt hinauf. Allmählig wurde der Hafen versenkt, so daß er kaum mehr als 12 bis 13 Fuß Wasser hielt. Deßwegen wurden unsre Fahrzeuge, die von Tag zu Tag größer wurden, genöthigt, zu Hoang Pu, drey Meilen von dem Platz zu bleiben. Dieses ist eine ziemlich gute, durch zwey kleine Inseln gebildete Rhede. Besondere Umstände machten, daß den Franzosen die Freyheit zugestanden wurde, ihre Magazine in der Insel von Wampu, welches gesund und bevölkert ist, zu errichten; die andern mitwerbenden Nationen hingegen sind immer gezwungen, ihre Geschäfte in der andern ganz verlassenen und besonders ungesunden Insel, nachdem der Reis geschnitten worden ist, zu verrichten.

Während den fünf oder sechs Monaten, daß das Schiffsvolk der europäischen Schiffe zu Hoangpu unthätig da liegt, oder zu Grund geht, besorgen

sorgen die Handlungsagenten ihre Verkäufe und Käufe zu Kanton. Als diese Fremdlinge anfiengen, diesen großen Markt zu besuchen, genoßen sie aller Freyheit, die sich mit den Gesetzen vertrug. Aber bald wurden sie der unter einer in lauter Förmlichkeiten eingehüllten Regierung nothwendigen Behutsamkeit überdrüßig. Man strafte sie für ihre Unbedachtsamkeiten; verschloß ihnen allen geraden Zugang zu dem Bewahrer der Staatsgewalt, und sie wurden in ein Quartier eingeschlossen. Die Obrigkeit erlaubte keinem den Aufenthalt, als wenn für dessen Sitten und Aufführung ein glaubwürdiger Wirth gutstand. Im Jahr 1760 ist der Zwang noch ärger geworden. Als die Engländer dem Hof von den himmelschreyenden Drückungen seiner Abgeordneten Nachricht gaben, schickte er Kommissarien aus Peking, die sich von den Angeklagten bestechen ließen. Auf den Bericht dieser bestochenen Männer wurden alle Europäer in eine geringe Anzahl Häuser, von wo aus sie nur mit einigen Handelsleuten, die ein ausschließendes Privilegium dazu hatten, handeln durften, verbannt. Das Monopolium hat seitdem in etwas nachgelassen, aber der übrige Zwang ist noch immer so, wie vorher.

Diese Demüthigungen haben uns von dem Handel nach China nicht abgeschröckt. Wir fahren noch immer fort, hin zu reisen, um Thee, Porzellan, Seide, seidene Zeuge, Firniß, Papier, Rhabarber, und einige andere nicht so beträchtliche Dinge herzuholen.

XXVI.

Welches sind die Kenntnisse, die man von dem Thee hat, den die Europäer in China kaufen?

Der Thee ist eine wild aussehende Staude, von fünf bis sechs Fuß hoch, die in China und Japon sehr gemein ist. Sie wächst sehr gerne an steilen Orten. Man findet sie noch häufiger am Rande der Hügel, und längst den Flüssen. Die Chineser pflanzen ganze Felder davon an; die Japaneser fassen blos ihre Felder damit ein. Sie erreicht erst nach sieben Jahren ihre gröste Höhe. Man beschneidet alsdann die Zweige, um neue Triebe zu erhalten, deren jeder wieder ungefähr so viele Blätter liefert, als eine ganze Staude.

Diese Blätter, das einzige brauchbare an der Theestaude, stehen wechselsweise, sind eyrund, zugespitzt, glatt, im Umfang gezähnelt, und dunkelgrün. Die jüngsten sind zart und dünne. Sie werden mit der Zeit steifer und dicker. In ihren Winkeln stehen einzelne Blumen a), die einen fünf oder sechstheiligen Kelch, und eben so viele weiße b) Blumenblättgen haben, welche unten zuweilen zusammenhängen c), eine große Menge Staubfäden d) stehen um den Stempfel. Dieser verwandelt sich in eine holzigte, zugerundete Kap-

a) Auf halb Zoll langen Stielgen.
b) Oder rosenfarbige.
c) Und eingetieft sind.
d) Oft über 200.

sel, e) die drey Seiten oder Fächer hat, deren jedes einen runden oder mehrere eckigte f) Stammen enthält.

Außer dieser Theestaude, deren Blätter unter dem Namen The Bou bekannt sind, giebt es noch zwey andere sehr verschiedene Arten. Die eine ist der grüne Thee, dessen Blüthe aus neun Blumenblättern besteht; die andere der rothe Thee, dessen Blüthe groß, mit sechs Blumenblättern versehen ist, in deren Mitte ein Büschel Stammfäden steht, die unten in einen Trupp verwachsen sind. Ob es aber nicht noch mehrere Arten davon giebt, ist nicht bekannt. Von den drey angezeigten Arten ist der Thee Bou der gemeinste. Die meisten Provinzen in China bauen Thee, aber er ist nicht überall gleich gut; ob man ihn gleich überall in den Thälern, und so pflanzt, daß er die Mittagssonne hat. Derjenige, der auf einem steinigten Boden wächst, ist dem weit vorzuziehen, der auf leichtem Grund, und auch besser als der, der auf leimichter gelber Erde wächst. Daher rühren die Spielarten, die man uneigentlich mit dem Namen der Arten belegt.

Der Unterschied des Bodens ist nicht die einzige Ursache der größern oder mindern Güte des Thees. Die Jahrszeiten, in denen man die Blätter lieset, haben noch einen größern Einfluß darauf.

Die erste Erndte geschieht gegen Ende des Hornungs. Die zu der Zeit kleinen, zarten, kaum entwickelten Blätter sind die besten unter allen, und

---

e) Eigentlich in 3 solche Kapseln.
f) Jede Kapsel hat nur einen Saamen oder Nuß mit einem öhligten Kern.

und geben, was man Ficki-Tsjaa, den Kaiserthee nennt, weil er besonders von dem Hof und den hohen Bedienten getrunken wird. Die Blätter der zweyten Erndte, die im Anfang des Aprils geschieht, sind stärker und größer, aber von geringerer Güte, als die ersten. Sie geben dem Toots-jaa, oder den chinesischen Thee, den die Kaufleute in verschiedene Sorten abtheilen. Endlich die im Monat Junius gesammelten und ganz ausgewachsenen Blätter geben den Bants-jaa, oder den groben Thee für das Volk.

Ein drittes Hülfsmittel, die Theearten zu vermehren, besteht in der verschiedenen Zubereitungsart. Die Japoneser haben nach Kämpfers Bericht besondere Gebäude, welche eine Menge kleiner Oefen enthalten, die mit einer eisernen oder kupfernen Platte bedeckt sind. Wenn diese heiß gemacht worden, überlegt man sie mit Blättern, die vorher in warmes Wassers getaucht, oder an desselben Dampf gelegt worden sind. Man wendet sie so lange hurtig herum, bis sie einen hinlänglichen Grad von Hitze bekommen haben. Man kehrt sie hierauf auf Matten um, und rollt sie zwischen den Händen. Wenn dieses Verfahren zwey bis dreymal wiederholt worden ist, nimmt es alle Feuchtigkeit hinweg. Nach zwey oder drey Monaten wird es, besonders mit dem Kaiserthee wiederholt, da solcher als Pulver gebraucht werden soll, und daher eine noch größere Abtrocknung erfordert. Dieser kostbare Thee wird in porcellanenen Gefässen, der geringere in irrdenen Töpfen, und endlich der gröbste in strohernen Körben aufbehalten. Die Zubereitung der letztern Art erfordert nicht soviel Vorsicht. Man trocknet ihn der Ersparung halber an

der freyen Luft. Außer diesen Theearten giebt es noch andre, die man in Kuchen, in Kugeln, in kleinen mit Seiden zugebundenen Packeten bringt. Man macht auch Extracte davon.

Die Art der Chineser, den Thee zu pflanzen, zu sammeln und zu bereiten ist weniger bekannt; allein sie scheint sich von der japonesischen nicht zu entfernen. Man hat vorgegeben, daß sie ihrem Thee eine aus dem Pflanzenreich genommene Farbe geben. Ja man hat, aber ohne Grund seine grüne Farbe einer Vermischung mit Kupferwasser, oder der Kupferblatte, auf welcher das Blatt abgetrocknet worden ist, zugeschrieben.

Der Thee ist das gewöhnliche Getränk der Chineser. Kein eitler Einfall hat den Gebrauch desselben eingeführt. Im ganzen Reich ist das Wasser ungesund und übelschmeckend. Unter allen Mitteln, die man ersann, um diesen Fehlern abzuhelfen, war der Thee das einzige, das vollkommen Beyfall fand. Die Erfahrung legte ihm noch mehr Tugenden bey. Man überredete sich, es sey ein vortreffliches Verdauungsmittel, das das Blut reinige, den Kopf und den Magen stärke, die Verdauung, den Umlauf des Geblüts, die Ausdünstung befördre.

Die hohe Meinung, welche die ersten Europäer, die China besuchten, von der Weisheit des darinn wohnenden Volks annahmen, bewog sie, die vielleicht übertriebne Meinung, die es von dem Thee hatte, anzunehmen. Sie theilten uns ihren Enthusiasmus mit, und dieser Enthusiasmus ist immer in den nördlichen Theilen Europas und Amerikas, in denen Ländern, wo die Luft dick und mit Dünsten beladen ist, gestiegen.

Die

Die Macht des Vorurtheils sey so groß sie will, so kann man nicht wohl zweifeln, daß dieß Getränk nicht einige glückliche Wirkungen bey den Nationen, die es am allgemeinsten angenommen haben, hervorbringen sollte. Sie können indessen denen in China selbst nicht gleich kommen. Man weis, daß die Chineser den besten und ausgesuchtesten Thee für sich behalten. Man weis, daß sie oft unter den, den sie verkaufen, andre Blätter mischen, die der Gestalt nach ihm ähnlich seyn, aber vielleicht andre Eigenschaft haben mögen. Man weis, daß die starke Ausfuhr, die vom Thee geschieht, sie in der Wahl des Bodens minder eckel, und in den Zubereitungen minder pünktlich gemacht hat. Unsre Art, ihn zu trinken, kömmt noch zu diesen Nachläßigkeiten und zu diesem Betrug hinzu.

Wir trinken ihn zu warm und zu stark, wir thun immer vielen Zucker hinein, oftmals riechende Dinge, und bisweilen schädliche Liqueurs. Diese Betrachtungen bey Seite gesetzt, müßte der lange Weg, den er zur See macht, hinreichend seyn, ihm den grösten Theil seiner wohlthätigen Salze zu benehmen.

Man wird nicht eher entscheidend von dem Thee urtheilen können, bis er in unsern Gegenden wird verpflanzt worden seyn. Man fieng schon an, zu verzweifeln, daß es damit gelingen könnte, obgleich die Proben nur mit Saamen, und wie man sagt, mit schlechten Saamen angestellt worden waren, die ihrer sehr öhligten Natur nach dem Ranzigwerden unterworfen sind. Herr Linne, der berühmteste Gewächskenner von Europa bekam ein keimendes Bäumchen, und er war damit so glücklich, es selbst in Schweden ausser dem Glas-

Haus zu erhalten. Einige Stöcke sind nachher nach England gebracht worden, woselbst sie in der freyen Luft frisch bleiben, blühen und sich vermehren. Frankreich hat sich auch welche verschaft, und sie werden wahrscheinlich in den mittäglichen Gegenden dieses Reichs gerathen. Dieses wird ein grosser Vortheil für uns seyn, diese Pflanze, die nicht soviel durch die Versetzung in ein ander Erdreich verlieren kann, als wenn sie in der langen Reise, die sie thun muß, verschimmelt, selbst zu bauen. Vor nicht gar langer Zeit waren wir eben so weit von dem Geheimnis, Porzellan zu verfertigen, entfernt.

XXVII.

Ursprung, Natur und Eigenschaften des Porzellans, welches die Europäer in China kaufen.

Vor einigen Jahren befanden sich in der Sammlung des Grafen Caylus zwey oder drey Stücke eines für egyptisch gehaltnen Gefäßes, welche sich, aus sehr sorgfältig und mit vieler Einsicht angestellten Proben, aus unglasirtem Porzellan zu seyn ergaben. Wenn dieser Gelehrte sich nicht geirrt hat, oder nicht hintergangen worden ist, so war diese edle Kunst schon in den schönen Zeiten des alten Egyptens bekannt. Aber es gehörten ächtere Denkmähler, als ein einziger Thatsatz dazu, um die Erfindung desselben den Chinesern abzusprechen, bey denen der Ursprung davon sich in der Dunkelheit der Zeiten verliert.

Wir

Wir wollen uns nicht auf das System derer einlassen, die Egypten eine viel ältere Reichsverfassung, Gesetze, Wissenschaften und Künste von allen Arten beylegen wollen, da China vielleicht eben so viel Recht hat, auf ein höheres Alterthum in diesen Dingen Anspruch zu machen. Wer weis, ob diese beyden Reiche nicht gleich alt sind, und alle ihre politischen Einrichtungen von einem in dem weiten Raum, der sie von einander trennt, gebildeten Volk empfangen haben? Ob nicht die wilden Bewohner der Gebirge Asiens, nachdem sie viele Jahrhunderte lang auf dem festen Land, das den Mittelpunkt unsrer Halbkugel ausmacht, herumgeschweift, sich nach und nach an die Küsten der Meere, von denen es umgeben ist, ausgebreitet, und abgesonderte Staaten unter sich in China, Indien, Persien und Egypten errichtet haben? Ob nicht die verschiednen Fluthen, die vielleicht diesen Theil der Erde verheert, die Menschen in diese durch Berge und Wüsteneyen abgeschnittene Gegenden eingeschlossen haben? Diese Muthmassungen sind der Geschichte der Handlung um so weniger fremd, da diese, über lang oder kurz, die gröstten Aussichten über die allgemeine Geschichte der Menschheit, ihrer Völkerschaften, ihrer Meinungen und Erfindungen von allen Arten eröfnen muß.

Die Erfindung des Porzellans ist, wo nicht eine von den wunderbarsten, doch eine von den angenehmsten, die Menschen Hände hervorgebracht haben. Sie bringt Reinlichkeit in die Ueppigkeit, und Reinlichkeit ist mehr werth, als Gold und Silber.

Das Porzellan ist eine Art von Töpferwerk, oder vielmehr, es ist das vollkommenste von allem Töpferwerk. Es ist von unterschiedner Weiße, von unterschiedner Festigkeit, von unterschiedner Durchsichtigkeit. Die Durchsichtigkeit ist ihm nicht einmal so wesentlich, daß es nicht viel und sehr schönes Porzellan gebe, welches diese Eigenschaft nicht hat.

Das Porzellan ist gemeiniglich mit einem weißen oder mit einem gefärbten Firniß überzogen. Dieser Firniß ist nichts anders, als eine Lage von geschmolzenem und gehärtetem Glas, das immer nur halb durchsichtig seyn muß. Man nennt diese Lage, die eigentlich das Porzellan ausmacht, Glasur. Dasjenige, was mit dieser Art von Firniß nicht überzogen ist, heißt Porzellan Biskuit. Dieses hat wohl den innern Werth von jenem, aber weder dessen Sauberkeit, Glanz, noch Schönheit.

Das Wort Töpferwerk paßt in die Erklärung des Porzellans, weil, so wie beym gemeinern Töpferwerke, die Materie unmittelbar aus dem Wesen der Erde selbst, ohne weitere durch die Kunst hervorgebrachte Veränderung, als eine bloße Absonderung ihrer Theile genommen ist. Kein metallisches oder salziges Wesen braucht bey dessen Verfertigung nicht einmal in der Glasur angebracht zu werden, welche letztere aus eben, oder beynahe eben so einfachen Materialien besteht.

Das beste Porzellan und gemeiniglich das dauerhafteste wird dasjenige seyn, das man mit den wenigsten vermischten Materien machen wird, nemlich mit einem zu Glas werdenden Steine,

und

und mit einem schönen weissen und reinen Thon. Von dieser letzten Erdart hängt die Stärke und Festigkeit des Porzellans und jedes Töpferwerks überhaupt ab.

Die Kenner theilen das Porzellan, das wir aus Asien bekommen, in sechs Arten ab: das Krachporzellan, das alte weiße Porzellan, das japonesische, das chinesische, das chinesisch-japonesische, und das indianische Porzellan. Alle diese Benennungen beziehen sich mehr auf den Anblick, als einige wirklich entscheidenden Kennzeichen.

Das Krachporzellan, welches man unstreitig so nennt, weil es Aehnlichkeit mit den Schuppen der Forelle hat, scheint das älteste, und dasjenige zu seyn, was der Kindheit der Kunst am nächsten ist. Es hat zwey Unvollkommenheiten. Die Masse ist immer sehr grau, und der Ueberzug auf tausenderley Arten aufgesprungen. Dieses Aufspringen steckt auch nicht blos in der Glasur, es geht bis in die Masse. Daher kömmt es, daß dieses Porzellan fast gar nicht durchsichtig ist, daß es nicht klingt, sehr leicht zerbricht, aber im Feuer leichter hält, als anderes. Um das häßliche dieses Aufplatzens zu verbergen, hat man es mit unterschiedenen Farben buntscheckig gemacht. Dieses Buntscheckige hat ihm seinen Werth und seinen Ruf verschaft. Die Leichtigkeit, womit es der Hr Graf von Lauragais nachgemacht, hat die aufmerksamen Leute überführt, daß diese Art nichts anders, als ein verunglücktes Porzellan ist.

Das Altweiße ist gewiß sehr schön; man mag blos auf den Glanz seiner Glasur sehen, oder auf die Masse selbst Rücksicht nehmen. Dieses Porzellan ist kostbar, ziemlich selten, und von

gerin-

geringem Gebrauch. Seine Masse davon läßt sich nicht ins Lange verarbeiten, und man hat nur kleine Gefäße oder Figuren, und kleine chinesische Männerchen, deren Gestalt seinem Fehler angemessen ist, daraus machen können. Man verkauft es im Handel als japonesisches Porzellan, ob es gleich gewiß zu seyn scheint, daß von eben der Gattung in China sehr schönes gemacht werde. Es giebt welches von zwey unterschiedenen Farben, eines, das genau milchweiß ist, das andre, welches mit seiner Weiße einen leichten Anstrich vom blaulichen verbindet, das mehr Durchsichtigkeit anzudeuten scheint. In der That scheint die Glasur desselben ein wenig stärker in Fluß gebracht zu seyn. Man hat sich bemüht, dieses Porzellan zu St. Cloud nachzuahmen, und es sind Stücke daher gekommen, die sehr schön aussehen. Diejenigen, die sie in der Nähe betrachtet haben, haben gefunden, daß es Fritten, daß es Bley seye, und daß sie die Vergleichung nicht aushalten könne.

Es ist schwerer, als man glaubt, das, was man japonesisches Porzellan nennt, wohl von dem zu unterscheiden, was China schönes von dieser Art liefert. Ein feiner Kenner, den wir befragt haben, meynt, daß überhaupt dasjenige, was man eigentlich japonesisch nennt, eine weißere und nicht so bläuliche Glasur hat, als das chinesische Porzellan; daß die Zierrathen darauf mit weniger Verschwendung angebracht sind; daß das blaue darauf glänzender ist; daß die Zeichnungen und die Blumen nicht so sehr barok, und der Natur gemäßer gemacht sind. Sein Zeugniß scheint durch die Schriftsteller, welche sagen, daß die Chineser,

die

die nach Japon handeln, Porzellan daher holen/ welches schöner, aber nicht so dauerhaft ist, als das ihrige, und daß sie sich dessen zum Putz ihrer Zimmer, aber niemals zum täglichen Gebrauch bedienen, weil es schwerlich das Feuer aushält, bestätigt zu werden. Er hält für chinesisch alles, was eine farbige Glasur hat, sie sey Celadon-grün, oder blaulich oder ins purpurfallende violetfärbig. Alles japonesische, was wir haben, das haben wir bekommen, oder bekommen es noch durch der Holländer Hände, als die einzigen Europäer, denen der Zutritt in diesem Reich nicht untersagt ist. Es ist möglich, daß sie es unter dem Porzellan ausgesucht haben, welches die Chineser jährlich dahin bringen, ja daß sies wohl gar zu Kanton gekauft haben. In beyden Fällen würde der Unterschied zwischen japonesischem und chinesischem Porzellan im Grund nichtig seyn, und keine andre Quelle haben, als das Vorurtheil. Indessen folgt immer aus dieser Meinung, daß dasjenige, was bey uns den Namen japonesisches Porzellan führt, immer sehr schönes Porzellan sey.

Ueber das, was man chinesisches Porzellan nennt, herrschen wenigere Zweifel. Die Glasur ist bläulicher, mehr mit Farben überhäuft, und die Zeichnungen sind seltsamer, als auf dem, was man japonesisch nennt. Die Masse selbst ist gemeiniglich weißer, zusammenhängender und fetter; ihr Korn feiner, dichter, und man macht sie auch nicht so dicke. Unter dem verschiedenen Porzellan, das man in China verfertigt, giebt es eine Art, die sehr alt ist. Es ist dunkelblau, schön roth und grünspanfarbig gemahlt. Es ist sehr grob, sehr massiv und von ansehnlicher Schwere. Man

findet

findet welches von dieser Gattung, das Krachporzellan ist. Das Korn desselben ist oft trocken und grau. Das andre, was nicht Krachporzellan ist, giebt einen Klang; aber beyde sind fast gar nicht durchsichtig. Es wird unter dem Namen altchinesisches Porzellan verkauft, und man hält dafür, daß die schönsten Stücke aus Japon kommen. Ursprünglich war es mehr eine sehr schöne Töpferarbeit, als ein eigentliches Porzellän. Zeit und Erfahrung haben es vervollkommnert. Es ist durchsichtiger geworden, und die darauf mit mehr Sorgfalt aufgelegten Farben haben mehr Glanz bekommen. Dieses Porzellan ist von den andern Arten darinn wesentlich unterschieden, daß es von einer kurzen Masse gemacht, und sehr hart und dauerhaft ist. Die Stücke von diesem Porzellan haben immer zu unterst drey oder vier Zeichen von Steifern, die darunter gestellt worden sind, um zu hindern, daß es im Brennen nicht weiche. Mit diesem Hilfsmittel hat man es dahin gebracht, daß man Stücke von ansehnlicher Höhe und Durchschnitt verfertigt hat. Das Porzellan, das nicht von dieser Art ist, und das man Neuchinesisch nennt, hat eine längere Masse, ein feines Korn, und seine Glasur ist glätter, weißer und schöner. Selten haben die Stücke Steifer, und ihre Durchsichtigkeit hat nichts glasartiges. Alles, was von dieser Masse verfertigt ist, ist leicht geformt, so daß die Hand des Arbeiters, wie bey einem vortrefflichen Thon, nur darüber weggegleitet zu seyn scheint. Die Stücke von dieser Art sind in Ansehung der Form, der Farben, der Arbeit und des Preises unendlich unterschieden.

Eine

Eine fünfte Art des Porzellans ist dasjenige, was wir chinesischjaponesisches nennen, weil es mit den Zierrathen des Porzellans, welches man für japonesisch hält, diejenigen vereinigt, die mehr nach chinesischem Geschmack sind. Unter dieser Art Porzellan befindet sich eines, dessen Glasur von sehr schönem Blau mit weissen Feldern ist. Diese Glasur hat das besondre an sich, daß sie ein wahrer weisser Schmelz ist, da hingegen die andern halb durchsichtig sind; denn chinesische Glasur ist niemals ganz durchsichtig.

Die Farben werden überhaupt auf alles chinesische Porzellan, und sogar auf dasjenige, was man gemacht hat, um es nachzuahmen, auf gleiche Art angebracht. Die erste und dauerhafteste dieser Farben ist das Blaue, das man aus dem Saffra zieht, der nichts anders als Kalch aus Kobalt ist. Diese Farbe wird gemeiniglich auf das noch ungebrannte Porzellan getragen, ehe man ihm die Glasur auflegt, und es in den Ofen bringt, so daß die Glasur, die man hernach oben drauf auflegt, statt des Schmelzen gilt. Alle andern Farben, und sogar das Blaue, das auf das Farbenbret gebracht wird, werden auf die Glasur aufgetragen, und müssen erst mit einer salzigen Materie und einem Bleykalch vermischt werden, der dazu hilft, daß sie in die Glasur eindringen. Eine besondre und bey den Chinesern ziemlich gewöhnliche Art, das Porzellan zu mahlen, ist die, der ganzen Glasur eine Farbe zu geben. Alsdann wird die Farbe weder über, noch unter der Glasur angebracht, sondern man mengt sie und verleibt sie derselben ein. Es werden sehr sonderbare Dinge in dieser Art nach

Fantasie verfertigt. Die Farben mögen angebracht werden, wie sie wollen, so werden sie gemeiniglich aus Kobalt, Gold, Eisen, eisenartiger Erde oder Kupfer gezogen. Die aus Kupfer genommene ist sehr ekel, und verlangt große Vorsicht.

Alle Porzellanarten, von denen wir geredet haben, werden zu Kingtoching, einem unermeßlichen Flecken der Provinz Kianst verfertiget. Fünf hundert Oefen und eine Million Menschen beschäftigen sich damit. Man hat versucht, es ihnen zu Pekin und an andern Orten des Reichs nachzuthun, und die Proben sind überall ungeachtet der Vorsorge, die man gebraucht hat, nur dieselben Arbeiter und dieselben Materien dazu zugebrauchen, unglücklich ausgefallen. Auch hat man diese Gattung des Kunstfleißes allgemein aufgegeben, ausser in der Gegend von Kanton, wo man das Porzellan verfertigt, das man bey uns unter dem Namen indianisches Porzellan kennt. Die Masse desselben ist lang, leicht, aber die Farben überhaupt, und besonders das Kupferroth und das Blaue sind weit geringer, als in dem Japonesischen und in dem, was aus dem innern des chinesischen Reichs herkömmt. Alle Farben, ausser das Blaue, machen einen Buckel, und sind gewöhnlich schlecht aufgetragen. Auf diesem Porzellan allein sieht man Purpur, woraus man thörichter Weise sich eingebildet hat, man mahle es in Holland. Die meisten Tassen, Teller und andre Gefäße, die unsre Handelsleute mitbringen, kommen aus der Fabrik, die in China weniger geachtet wird, als bey uns die Fayanzmanufakturen.

Wir

Wir haben gesucht, die Kunst der Porzellanarbeit bey uns einheimisch zu machen. Sachsen hat mit besserm Erfolg daran gearbeitet als die andern Staaten. Sein Porzellan ist wahres Porzellan, und besteht vermuthlich aus sehr einfachen Materien, ob es gleich einer mühsamern Zusammensetzung bedarf, als das asiatische Porzellan. Diese besondre Zusammensetzung und die Seltenheit der Materialien, die dazu gebraucht werden, müssen dieses Porzellan theuer machen. Da aus dieser Manufaktur nur eine und dieselbe Art Masse kömmt, so hat man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit gedacht, daß die Sachsen nur ihr eigenthümliches Arkanum besitzen, und die Kunst der Porzellanarbeit eigentlich gar nicht haben. Man wird in diesem Verdacht durch die Aehnlichkeit bestärkt, die sich zwischen dem Korn des sächsischen Porzellans und einiger andern teutschen Porzellanarten befindet, die nach einer ungefähr gleichen Zusammensetzung gemacht zu seyn scheinen.

Es verhalte sich aber nun mit dieser Muthmaßung, wie es wolle, so kann man versichern, daß es kein Porzellan giebt, dessen Glasur dem Auge angenehmer, gleicher, glätter, stärker und ständiger wäre, als das sächsische. Sie widersteht einem sehr starken Feuer weit länger, als verschiedene Glasuren der chinesischen Porzellanarten. Ihre Farben spielen anmuthig, und haben eine sehr starke Haltung. Man kennt keine, die der Glasur so anpassend sind. Sie sind weder zu sehr, noch zu wenig verschmolzen. Sie haben Glanz, ohne das Zerlaufen und gallerthafte Ansehen des Porzellans von Sevre.

Dieses Wort erinnert uns, daß wir von dem französischen Porzellan reden müssen. Man weis, daß es, so wie das englische, nur aus Fritten gemacht ist, das heißt, aus Steinen, die an und für sich nicht in Fluß kommen, die aber einen Anfang von Flüssigkeit annehmen, wenn man eine gewisse Menge Salz hinzu thut. Auch ist es glasartiger, leichter in Fuß zu bringen, nicht so dauerhaft, und zerbrechlicher, als das andre Porzellan. Das sevrische, welches ohne allen Vergleich das schlechteste ist, und dessen Glasur immer ein gelblicht schmutziges Aussehen hat, welches das Bley, das es enthält, andeutet, hat weiter kein Verdienst, als das, was ihm Zeichner und Mahler von der ersten Klasse geben. Diese großen Meister haben bey einigen dieser Stücke so viel Kunst angebracht, daß sie der Nachkommenschaft kostbar seyn werden, aber an und für sich wird es immer blos eine Sache für den Liebhaber, ein Gegenstand der Ueppigkeit und Pracht seyn. Die Steifer werden eine der Hauptursachen seines theuren Preises seyn.

Alles Porzellan geräth in dem Augenblick, da es die letzte Würkung vom Feuer empfängt, in den Zustand eines Anfanges von Flüssig werden; alsdann ist es weich und könnte, wie durch und durch geglühtes Eisen bearbeitet werden. Man weis keines, welches in diesem Zustand nicht leiden und nicht in Bewegung seyn sollte. Wenn die geformten Stücke auf einer Seite dicker sind, oder mehr Vorsprung haben, als auf der andern, so zieht die stärkere augenblicklich die schwächere nach sich; sie beugen sich nach der Seite hin, und das Stück ist verdorben. Man baut dieser Ungele-

gen-

genheit durch Stückgen Porzellan vor, die aus derselben Masse in unterschiednen Gestalten gemacht sind, und die man unter oder gegen die Theile setzt, die am meisten vorspringen, und mehr Gefahr laufen zu weichen, als andre. Da alles Porzellan im Feuer, so wie es brennt, eingeht, so muß nicht allein die Materie, aus der die Steifer gemacht werden, auch eingehen können, sondern das Eingehen derselben muß weder stärker, noch geringer seyn, als in dem Stück, das sie halten sollen. Da die verschiednen Massen auch verschiedentlich eingehen, so folgt daraus, daß die Unterlage von derselben Masse seyn muß, als das Porzellan.

Je zärter ein Porzellan im Feuer ist, und je leichter es zu Glas wird, je mehr braucht es Steifer. Diese Ungelegenheit ist der Hauptfehler an dem sevrischen Porzellan, dessen Masse überdem sehr theuer ist, und welches oft mehr an Steifern, als zu dem Stück, das gemacht wird, selbst braucht. Die Nothwendigkeit dieses kostbaren Mittels zieht noch eine andre Ungelegenheit nach sich. Die Glasur kann nicht zugleich mit dem Porzellan brennen, welches man also zweymal ins Feuer bringen muß. Das chinesische und alles diesem ähnliche Porzellan besteht aus einer festern Masse, die nicht so leicht zu Glas wird, braucht also selten gesteift zu werden, und wird auch mit der Glasur gebrannt. Es braucht also viel weniger Masse, leidet weniger Abgang, verlangt weniger Zeit, Mühe und Feuer.

Einige Schriftsteller haben geglaubt, den Vorzug des asiatischen Porzellans vor dem unsrigen

dadurch anzugeben, daß sie sagen, letzteres widerstehe dem Feuer nicht so gut, als dasjenige, welches dessen Vorbild gewesen ist; alles europäische Porzellan schmelze in dem sächsischen, endlich aber schmelze das sächsische in dem indischen. Nichts ist falscher, als diese Behauptung, wenn man sie nach ihrer ganzen Ausdehnung annimmt. Wenig chinesisches Porzellan widersteht dem Feuer so gut, als das sächsische. Es verliert sogar seine Gestalt, und schlägt Blasen in dem Feuer, wobey der Herr von Lauraguais das seinige brennt. Aber das muß gar für kein oder ein sehr geringes Verdienst geachtet werden. Das Porzellan ist nicht gemacht, um wieder in die Oefen zu kommen, aus denen es heraus genommen worden ist. Es ist nicht dazu bestimmt, ein Reverberationsfeuer auszuhalten.

Das chinesische Porzellan hat einen würklichen Vorzug vor dem europäischen, durch seine Festigkeit; die Eigenschaft, daß es sich leichter und mit weniger Gefahr heiß machen läßt, und daß es ohne Gefahr den schleunigen Eindruck kalter oder kochender Dinge erträgt; die Leichtigkeit, womit es sich verarbeiten und brennen läßt, ist ein unvergleichlicher Vorzug, der da macht, daß man so grosse Stücke, als man will, daraus verfertigt; daß man es mit weniger Gefahr brennt; daß es wohlfeiler und von gemeinerm Gebrauch ist, und daß es also der Gegenstand eines ausgebreitetern Handels seyn kann.

Ein anderer sehr seltner Vortheil des indianischen Porzellans ist dieser, daß dessen Masse vortrefflich ist, um Schmelztigel und tausend andre dergleichen Geräthschaft daraus zu verfertigen,

die

die bey Kunstarbeiten täglich gebraucht werden. Diese Gefäße widerstehen nicht nur dem Feuer länger, sondern was weit schätzbarer ist, es geht davon in dem Glas und in den Materien, die man darinn schmelzen läßt, nichts über. Ihre Masse ist so rein, so weiß, so dicht und so hart, daß sie schwerlich flüssig wird, und keine Farbe hat.

Frankreich ist dem Augenblick nahe, alle diese Bequemlichkeiten zu besitzen. Es ist gewiß, daß der Herr Graf von Lauraguais, der lange Zeit das Geheimniß des chinesischen Porzellans gesucht, ein solches heraus gebracht hat, das jenem gleich kömmt. Seine Materialien haben dieselben Merkmale, und sind sie nicht ganz von derselben Gattung, so sind es doch Gattungen von demselben Geschlecht. Er kann, wie die Chineser, seine Masse lang oder kurz machen, und wie er will, seine Verfahrungsart oder eine andere dazu gebrauchen. Sein Porzellan giebt in Ansehung der Leichtigkeit es zu verarbeiten und zu formen dem chinesischen nichts nach, und übertrift es durch die Festigkeit seiner Glasur, vielleicht auch durch seine Fähigkeit, die Farben anzunehmen. Wenn ers dahin bringen kann, es eben so fein, und so weiß an Korn zu machen, so werden wir nicht mehr Ursachen haben, China wegen seines Porzellans zu beneiden.

Während dem, daß uns unbekannte Hindernisse die Entdeckung des Hr. Gr. von Lauraguais noch auf blosse Versuche eingeschränkt haben, verließ die Fabrick zu Sevre nach und nach ihre Frittenmasse, und bediente sich dafür einer andern, die aus einer ganz ausserordentlichen weißen in

Limousin gefundenen Erde zubereitet ist. Diese neue Masse ist viel dauerhafter, als die alte, ihr Glanz viel schöner, das Korn angenehmer, die Durchsichtigkeit weniger glasartig. Man bringt eine Glasur von größrer Schönheit darauf an. Mit dieser Veränderung in ihrer Bearbeitung hat sich diese Fabrick der Natur des wahren Porzellans genähert, und ihre Verfahrungsart verkürzt.

Inzwischen da die Erde, deren man sich zu Sevre bedient, sehr kurz ist, und vom Thonartigen, das allein Verbindung, Leichtigkeit im Verarbeiten, und Dauerhaftigkeit im Brennen verschaffen kann, in dieser Erde nur wenig enthalten ist, so werden die Arbeiten dieser Fabrick nothwendiger Weise immer sehr theuer zu stehen kommen. Mit der Masse des Herrn Grafen von Lauraguais, die wirklich weniger weiß, aber unter den Händen des Künstlers wie Wachs ist, das sich zu allem, was man verlangt, machen läßt, würde es nicht diese Beschaffenheit haben.

Die limousinische Erde hat durch ihren Glanz alle Köpfe eingenommen. Daher hat sich Paris und sein Gebiet mit Porzellanöfen angefüllt. Alle haben von dieser Provinz ihre Materialien gezogen, die zwar alle von der nemlichen Beschaffenheit befunden worden, aber mehr oder weniger weiß, mehr oder weniger flüßig sind, nach dem sie aus einem Theil der sich weit erstreckenden Lage genommen worden sind.

Als Herr Turgot Intendant von Limoges war, legte er daselbst eine Porzellanfabrick nach sehr gut zusammenhängenden Grundsätzen an. Wenn dieses Werk, das an dem Platz selbst ist, und das vor allen die Auswahl der Materie, und

den wohlfeilsten Arbeitslohn hat, mit Eifer und Verstand geleitet wird, so wird es alle Mitwerbung ausschließen. Nur Sevres, das die Schönheit seiner Mödel, der gute Geschmack seiner Verzierungen über alle Vergleichung hinaus setzen wird, wird noch nebenbey bleiben. Aber wir haben uns genug, und vielleicht zuviel mit diesem Gegenstand beschäftigt. Es ist Zeit, von der chinesischen Seide zu reden.

XXVIII.

Die Europäer kaufen Seide in China. Worinn sie von der unsern verschieden ist.

Die Jahrbücher von China schreiben die Entdeckung der Seide einer der Frauen des Kaisers Hoangti zu. Die Kaiserinen machten sich seitdem eine angenehme Beschäftigung daraus, Würmer zu ziehen, die Seide davon einzusammeln, und sie zu verarbeiten. Man behauptet sogar, daß in dem Innern des Pallasts ein Stück Landes zum Anbau der Maulbeerbäume bestimmt war. Die Kaiserin begab sich unter Begleitung der vornehmsten Damen an ihrem Hof mit Feyerlichkeit in diesen Baumgarten, und pflückte selbst die Blätter von drey Zweigen ab, welche ihre Begleiterinen ihr beugten. Eine so weise Staatskunst munterte diese Gattung des Fleißes so auf, daß die vorher nur mit Fellen bedeckte Nation sich in Seide gekleidet befand. In kurzem folgte die Vollkommenheit auf den Ueberfluß. Diesen letztern Vortheil hatte man den Schriften verschie-

dener einsichtsvoller Männer zu verdanken, und sogar einiger Minister, die es nicht für zu gering hielten, ihre Betrachtungen auf diese neue Kunst zu richten. Ganz China lernte aus ihrer Theorie alles, was dazu gehörte.

Die Kunst, die Würmer zu ziehen, welche die Seide hervorbringen, diese zu spinnen, Zeuge davon zu verfertigen, kam von China nach Indien und Persien, wo sie aber keinen großen Fortgang hatte. Wenn dem also nicht gewesen wäre, würde Rom nicht bis ans Ende des dritten Jahrhunderts ein Pfund Gold für ein Pfund Seide bezahlt haben. Als Griechenland sich im achten Jahrhundert diese Art Fleißes eigen gemacht hatte, wurde das Seidenwerk etwas bekannter, ohne jedoch gemein zu werden. Lange blieb es noch ein für die allervornehmsten Personen und die grösten Feyerlichkeiten vorbehaltener Gegenstand der Pracht. Roger, König in Sicilien berief endlich Seidenarbeiter aus Athen, und bald verbreitete sich der Maulbeerbau von dieser Insel auf dem benachbarten festen Land. Andere Länder in Europa wollten einen Vortheil, wodurch Italien reich ward, auch besitzen, und sie brachten es nach einigen fruchtlosen Versuchen auch dahin. Indessen hat die Natur des Klimas, und vielleicht noch andere Ursachen verhindert, daß man nicht allerwegen so gut damit hat fortkommen können.

Die Seide von Neapolis, Sicilien, Reggio, ist ganz schlecht, es mag die Organcin- oder die Würkseide seyn. Man gebraucht sie indessen mit Nu-

Nutzen; ja sie ist sogar nothwendig zu den broschirten Zeugen, zu den Stickereyen, kurz zu allem, wobey man starke Seide gebraucht.

Die andern Seiden Italiens, als von Novi, Venedig, Toskana, Mayland, Montferrat, Bergamo und Piemont, werden als Organcin und zum Würken gebraucht, ob sie schon nicht alle gleich gut und gleich schön sind. Die Seide aus Bologna hatte lange Zeit den Vorzug vor aller andern gehabt. Seitdem aber die piemontesische sich gebessert hat, steht diese in Betracht der Gleichheit, der Feinheit, der Leichtigkeit vor allen oben an. Die aus Bergamo kömmt dieser am nächsten.

Obgleich die Seide, die Spanien liefert, überhaupt genommen sehr schön ist, so ist die aus Valenza bey weitem die beste. Sie ist durchgängig zu allem zu gebrauchen. Ihr einziger Fehler ist, daß sie zu viel Oehl bey sich führt, welches ihr beym Färben sehr nachtheilig ist.

Die französische Seide, die den Vorzug vor der aus den meisten Gegenden in Europa hat, weicht in Rücksicht der Leichtigkeit, allein der aus Piemont und Bergamo. Gefärbt hat sie überdem mehr Glanz, als die Piemontesische, und ist gleicher und haltender als die Bergamische.

Die unterschiednen Arten von Seide, die Europa zieht, hat es nicht in den Stand gesetzt, die chinesische zu entbehren. Ob sie gleich überhaupt schwer, und ihr Faden ungleich ist, so wird man sie doch immer wegen ihrer Weiße suchen. Man glaubt gemeiniglich, daß ihr die Natur diesen Vorzug verschaft. Wäre es nicht natürlich, eher zu glauben, daß bey dem Aufwickeln die Chine-

ser in dem Becken eine Spezies werfen, welche die Kraft hat, alle fremden Theile, wenigstens die gröbsten abzusondern? Der geringe Abgang dieser Seide in Vergleichung aller übrigen, wenn man sie kochen läßt, um sie zu färben, scheint dieser Muthmaßung ein großes Gewicht zu geben.

Dieser Gedanke habe aber, welchen Grund er wolle, so macht die Weiße der chinesischen Seide, mit welcher keine andre verglichen werden kann, sie allein zur Fabrik der Blonden und der Flore geschickt. Die Bemühungen, die man angewandt hat, die unsrige in den Blondenmanufakturen statt derselben zu gebrauchen, sind immer fruchtlos gewesen, wir mögen appretirte oder nicht appretirte Seide dazu genommen haben. In Ansehung der Flore ist man nicht ganz so unglücklich gewesen. Die weisseste französische und italienische Seide ist an die Stelle der chinesischen mit einigem Anschein von gutem Erfolg gebraucht worden; aber die Weiße und Appretirung sind niemals so vollkommen gewesen.

Im vergangenen Jahrhundert holten die Europäer sehr wenig Seide aus China. Die unsrige war zu den schwarzen und gefärbten Floren, und zu den damals gebräuchlichen Marlis hinreichend. Der Geschmack, den man seit vierzig, und noch allgemeiner seit fünf und zwanzig Jahren an den weißen Floren und Blonden gefunden, hat nach und nach den Verbrauch dieses morgenländischen Erzeugnisses vermehrt. Er ist in neuern Zeiten auf 88000 Pfund jährlich gestiegen, wovon Frankreich immer beynahe drey Viertheile gebraucht hat. Diese Einfuhr hat im Jahr 1766 so zugenommen, daß die einzigen Engländer 104000 Pfund

Seide

Seide aus China geholt haben. Da sie nicht alle zu den Blonden und Floren verbraucht werden konnte, so nahmen die Fabrikanten einen Theil davon zu ihren Mohr- und Strumpffabriken. Diese Strümpfe haben vor den andern den Vorzug, daß ihre Weiße vollkommen glänzend und dauerhaft ist, aber sie sind bey weitem nicht so fein.

Ausser dieser so ganz unvergleichlichen weißen Seide, die besonders in der Provinz Tsche-kiang gezogen wird, und die bey uns in Europa unter dem Namen, Seide von Nankin, als dem Ort, wo man ganz besonders dergleichen zieht, bekannt ist, bringt China schlechte Seide hervor, die wir Seide von Kanton nennen. Da sie nur in gewissen Fällen zum Einschlag gebraucht werden kann, und eben so theuer ist, als die europäische, so holt man sehr wenig daher. Was die Engländer und Holländer davon mitbringen, übersteigt nicht 56000 Pfund. Die seidnen Zeuge machen einen wichtigern Artikel aus.

Die Chineser verstehen die Seide eben so gut zu verarbeiten, als zu ziehen. Dieses Lob gehört aber nicht denjenigen ihre Stoffe, in die sie Gold und Silber einwirken. Ihre Arbeiter verstehen die Kunst nicht, diese Metalle in Faden zu ziehen, und ihr ganzes Geschick hat nur immer darinn bestanden, ihren Seidenfaden auf Goldblättchen zu rollen, oder die Goldblättchen selbst auf die Stoffe aufzutragen. Beyde Arten sind aber gleich fehlerhaft.

Obgleich die Menschen überhaupt mehr von dem Neuen, als von dem Vortrefflichen gerührt werden, so haben uns doch diese Zeuge, trotz ihres

Glan-

Glanzes niemals gereitzt. Wir sind nicht wenig durch die Unregelmäßigkeit ihrer Zeichnungen abgeschröckt worden. Man sieht nichts als verkrüppelte Figuren und Gruppen ohne Zweck. Niemand hat die geringste Geschicklichkeit in der Vertheilung des Schatten und Lichts, noch jene Anmuth, jene Leichtigkeit darinn gefunden, die man in den Werken unsrer guten Künstler bemerkt. Es ist in dem, was sie verfertigen, etwas steifes und dürftiges, das den Leuten, die ein wenig feinen Geschmack haben, mißfällt. Alles trägt daran das eigne Merkmal ihres Genies, dem es an Feuer und an Hoheit mangelt.

Was uns diese entsetzlichen Fehler an den Arbeiten von ihnen, welche Blumen, Vögel, Bäume vorstellen, erträglich macht, ist, daß keiner von diesen Gegenständen erhaben gewebt ist. Die Figuren werden auf die Zeuge selbst mit fast unvergehlichen Farben gemahlt. Indessen ist die Täuschung, die sie hervorbringen, so vollkommen, daß man denken sollte, die verschiedenen Gegenstände wären alle broschirt oder gestickt.

Die schlichten chinesischen Zeuge brauchen keine Nachsicht. Sie sind vollkommen, wie es ihre Farben sind, besonders das Grüne und das Rothe. Das Weiße des Damasts ist ausserordentlich anmuthig. Die Chineser brauchen zu dieser Arbeit keine andere Seide, als die aus Tsche-kiang. Sie lassen, wie wir, den Aufzug vollkommen auskochen, den Einschlag aber kochen sie nur halb. Dieses Verfahren erhält dem Zeug ein wenig Steife und Festigkeit. Diese weissen Damaste sind

röth-

röthlich, aber ohne gelb auszusehen, und fallen trefflich ins Auge, ohne einen Glanz zu haben, der es ermüdet. Das Auge richtet sich mit nicht wenigerm Vergnügen auf die chinesischen Lackirungen.

XXIX.

Die Europäer kaufen lackirte Arbeiten und Papier in China. Ueber die Künste dieses Reichs.

Der Firniß ist ein besonderes Harz, das aus einem Baum g) ausschwitzt, der in Japan Sitz-dsiu, oder Tsi-chu in China genannt wird. Der Baum hat wenige Aeste, und erreicht die Höhe der Weide. Seine Rinde ist weißlich und rauh, sein Holz spröde und voller Mark. Seine Blätter, die wechselsweise an den Enden der Zweige stehen, gleichen den Eschenbaumblättern h), in deren Winkel entspringen traubenförmige Blumenbüschel i), die auf der einen Pflanze männlich, auf der andern weiblich sind. Die eine haben einen fünftheiligen Kelch, fünf Blumenblätter, und eben so viele Staubfäden. In den andern findet man statt der Staubfäden einen Stempfel mit drey Griffeln, der zu einer gelblichen Frucht wird, die so groß, als eine Erbse, an den Seiten

---

g) Rhus Vernix. L.

h) Sind ungleich gefiedert, 1 Spanne lang, oben dunkelgrün, unten wollig.

i) Mit gelbgrünlichen Blümgen.

ten eingedrückt, und mit einem harten Kern ausgefüllt ist. Dieser Baum wird leicht aus dem Saamen gezogen, leichter aber vermehrt man ihn durch Ableger. Man wählt zu dem Ende im Herbst diejenigen Zweige aus, die man zu neuen Pflanzen ziehen will. Man umwickelt den untern Theil mit einer weichen Balle von Erde, welche umgebunden, und bis zur Gefrierzeit durch Benetzen frisch erhalten wird. Im Frühejahr, wenn der Zweig Wurzeln in dieser Erde geschlagen hat, sägt man ihn unter derselben ab, und versetzt ihn.

Dieser Baum wächst nur in einigen wärmern Provinzen von China und Japon. Er findet sich auch in den amerikanischen Gegenden, die unter dem gleichen Grad liegen, wie Louisiana und Carolina. Er kommt in jedem Erdreich, und in allen Lagen fort; aber sein Harz ist nicht überall an Güte und Menge gleich. Sein Anbau erfordert wenig Mühe. Genug, wenn man die Erde um den Baum ein wenig auflockert, und die faulenden Blätter statt Dünger um ihn herum legt. Der Stamm derjenigen, die in den Gebirgen von selbst wachsen, ist manchmal 1 Fuß dick. Bey den angepflanzten Bäumen aber ist er nicht so stark, und diese dauern nur zehen Jahre aus. Dieser Unterschied ist den Einschnitten zuzuschreiben, die man in ihre Rinde macht, um den Firniß zu erhalten. Dieser milchartige Saft, der in allen Theilen des Baums steckt, läuft aus den Einschnitten, als ein fließendes Harz. An der Luft nimmt es eine röthliche Farbe an, welche sich bald in ein glänzendes Schwarz verwandelt. In Muscheln, die unter jeden Einschnitt gelegt werden, fängt man die Flüßigkeit auf. Man leert

sie

sie hernach in Bambusrohr, und bringt sie den Kaufleuten, die sie in größere Gefässe thun. Der frische Firniß dünstet eine gefährliche Feuchtigkeit aus, welche Entzündungsgeschwüre bey denen hervorbringt, die solche einathmen. Man verwahrt sich vor deren Nachtheil dadurch, daß man den Kopf wegwendet, wenn man sie sammelt, oder umleert. Einige Reisende behaupten noch, daß die, welche damit umgehen, sich die Hände und das Gesicht vorher, und nachher mit Oel einreiben, und alle übrige Theile des Leibs sorgfältig bedecken.

Die Einsammlung des Firnisses geschieht im Sommer, und zwar in dieser Jahrszeit bey dem nemlichen Baum dreymal; allein der zuerst abfliessende ist der beste. Wenn der Baum erschöpft zu seyn scheint, so haut man den Stamm ab, und die Wurzel treibt nachher neue Sprößlinge, die nach drey Jahren wieder Firniß geben.

Der gesuchteste Firniß wird von Japon bezogen. Er bedarf eben keiner besondern Zubereitung. Man begnügt sich, ihn durch ein Leinentuch laufen zu lassen, um die fremden Theile davon abzusondern. Man läßt auch sein überflüssiges Wasser an der Sonne abdünsten, und man thut Schweingalle darunter, um ihn dichter zu machen.

Mit diesem Firniß muß man einen weit geringern, den man betrügerischerweise darunter mischt, nicht für eines halten. Dieser, der unter dem Namen des siamischen Firnisses bekannt ist, läuft von dem Baum, der die Anacarden (Elephantenläuse) liefert. Er wird zu nichts, als dem gemeinsten Hausgeräth gebraucht. Man sammelt ihn zu Siam,

zu Camboge, und zu Tonquin, wo ihn die Chinesser kaufen, weil der, den sie von dem Tschu bekommen, zu ihrem Verbrauch nicht hinreicht.

Der wahre Firniß, den man in China in drey verschiedene Arten unterscheidet, wird auf zweyerley Art gebraucht.

Nach der erstern reibt man mit einem den Chinesern eigenen Oel das Holz ein, und sobald dieses recht trocken ist, so legt man den Lackfirniß auf. Er ist so durchsichtig, daß, wenn man nur zwey oder drey Lagen aufträgt, die Adern des Holzes wie gemahlt aussehen. Man braucht nur mehr Lagen aufzutragen, um dem Firniß den Glanz eines Spiegels zu geben.

Die andere Art verlangt mehr Zubereitung. Mit Hülfe eines Mastixes klebt man eine Art von Pappe auf das Holz. Dieses macht einen glatten und festen Grund, auf welchen man nach und nach verschiedne Lagen Firniß aufträgt. Er muß weder zu dick, noch zu flüssig seyn, und in der genauen Treffung dieses Grades besteht vorzüglich die Geschicklichkeit des Arbeiters.

Der Firniß mag aufgelegt werden, wie er will, so macht er das Holz gleichsam unverweslich. Es erzeugen sich schwerlich Würmer darinn, und die Feuchtigkeit dringt fast niemals durch. Es gehört nur ein wenig Aufmerksamkeit dazu, um zu verhindern, daß selbst der Geruch nicht darauf hafte.

Der Glanz des Firnisses entspricht seiner Festigkeit. Er nimmt alle Farben an. Man mischt Gold und Silber darein. Man mahlt darein Menschen, Berge, Palläste, Jagden, Schlach-

ten

ten. Es blieb nichts dabey zu wünschen übrig, wenn die schlechten Zeichnungen der Chineser sie nicht gänzlich schändeten.

Diese Unvollkommenheit hindert aber nicht, daß die lackirten Arbeiten nicht vielen Fleiß erfordern sollten. Der Lack muß wenigstens neun oder zehnmal aufgetragen werden, und zwar so dünne, als nur immer möglich ist. Damit diese Lagen recht trocknen können, muß man sie nach Verlauf einer gehörigen Zeit auf einander auftragen. Zwischen der letzten Lage und dem Augenblick, wo man anfängt zu poliren, zu mahlen und zu vergolden, muß noch eine längere Zeit verstreichen. Ein Sommer ist zu dieser Verarbeitung kaum hinreichend, so wie sie zu Nankin geschieht, welches alle für den Hof und für die vornehmsten Städte des Reichs bestimmte Arbeiten liefert. Zu Kanton verfährt man geschwinder. Da die Europäer viele Arbeiten bestellen; da sie dieselben nach ihren Gedanken gemacht wissen wollen; und da sie wenig Zeit geben, um sie auszuführen, so geschieht alles mit Uebereilung. Der Künstler ist genöthigt, das Dauerhafte aufzugeben, und er schränkt seine Ehre darauf ein, etwas zu verfertigen, das dem Auge gefalle. Das Papier hat niemals diese Fehler.

Ursprünglich schrieben die Chineser mit einem eisernen Stift auf hölzerne Täfelgen, welche zusammen verbunden, Bände ausmachten. Nachher mahlten sie ihre Schriftzeichen auf Seidenstücke und Leinwand, die man so lang und breit schnitt, als nöthig war. Endlich erfand man vor sechszehn hundert Jahren das Geheimniß, Papier zu verfertigen.

Das chinesische Papier ist von zweyerley Art. Dasjenige, dessen man sich zum Schreiben und Drucken bedient, wird aus baumwollenen und hänfenen Lumpen, auf eine der europäischen ziemlich ähnliche Art verfertigt. Es ist eben so gut, und in einigen Rücksichten noch besser, als das, dessen wir uns bedienen. Seine Feinheit und seine Durchsichtigkeit haben gemacht, daß man geglaubt hat, es wäre aus Seide verfertigt. Allein diejenigen, welche diese Meinung aufgebracht haben, wußten nicht, daß die Seide, wenn sie gleich auch in noch so kleine Theilchen gehackt worden ist, sich dennoch mit dem Wasser nicht vermische, und niemals ein dauerhafter Zeug auf den Formen werden könne.

Zu dem Papier der zweyten Art aber werden die innern Rinden des Maulbeer- Ulmen- Baumwollenbaum, und vorzüglich des Bambus genommen. Nach dem dieselben in einem schlammichten Wasser mit Kalch gefäult worden, werden sie zerhackt, an dem Thau und der Sonne gebleicht, gestampft, und in Kesseln in einen flüssigen Taig verarbeitet. Dieser wird auf Formen, die von dünnen durch einen Dratzug gezogenen Schilfröhren verfertigt sind, ausgebreitet, und er macht dann jene Pappierbögen aus, die öfters 12. Schuh lang, und 4. Schuh breit sind, und überhaupt zum Tapezieren der chinesischen Häuser gebraucht werden. Bisweilen werden sie auch zum Schreiben und Drucken gebraucht. Allein dann muß man sie erst durch aufgelößten Alaun ziehen; und doch kann man dessen ungeachtet nur auf eine von beyden Seiten schreiben oder drucken.

Ob dieses Papier gleich bricht, die Feuchtigkeit an sich zieht, und dem Wurmstich ausgesetzt ist, so ist es doch ein Handelsartikel geworden. Europa hat von Asien den Gedanken geborgt, damit die Kabinete auszumeubliren, und Fensterschirme daraus zu verfertigen. Die auf dieses Papier gezeichneten Figuren zeigen zwar etwas angenehmes in den Stellungen und der Auszierung, allein ob man gleich darinn Köpfe sieht, die einige angenehme Züge haben, so sind sie doch nicht genau gezeichnet. Die Augen eines ganzen Gesichts sind öfters so gestellt, als wenn sie in Köpfen im Profil ständen, und die Hände sind immer erbärmlich gemacht. Was noch mehr ist, man sieht keinen Schatten, und die Gegenstände sind gleichsam von allen Seiten beleuchtet. Selbst auf den Erdboden werfen sie keinen Schatten, und sind einigermassen durchsichtig. Daher kann man sagen, daß die Chiner die Mahlerkunst gar nicht besitzen; denn es giebt keine Mahlerey, bey der es nicht Abrundungen, Halbfarben, Schatten und Gegenschein giebt. Aufs höchste sind es unbedeutende Illuminirungen.

Aus den für den Kaiser von China zu Paris verfertigten Kupferstichen kann man nichts folgern. Denn die Zeichnungen waren durch Heidenbekehrer verfertigt, die das Zeichnen in Europa gelernt hatten, deswegen sie auch überhaupt genommen nach den Grundsätzen von dem Erfolg, den wir aus der Einsicht der reflechirten Natur nehmen, gemacht sind. Um sich aber doch ohne Zweifel nach der Gewohnheit des Reichs zu richten ist einer darunter, in dem die Figuren

keinen Schatten auf den Boden werfen, und daher wie in der Luft schweben.

Man muß auch die Perspectiv, die man in diesen Zeichnungen sieht, den europäischen Kenntnissen zuschreiben. Ob selbige gleich nicht genau und gut gewählt ist, indem alle Aussichten leicht und flüchtig gemacht sind, so sind diese Kupferstiche jedoch noch weit über die wirklich chinesische Zeichnung erhaben. Denn in diesen bemerkt man zwar in der That einige perspectivische Verkleinerung und einiges Flüchtige der Gegenstände; allein man sieht nichts, das vermuthen liesse, daß sie einige Kenntnisse von der geometrisch bewiesenen Perspectiv hätten.

Da diese theoterischen Kenntnisse in der Bildhauerkunst weniger nöthig waren, so kamen sie darinn auch weiter. Man findet in vielen ihrer beweglichen Kopf Figuren Züge der wahren Natur, die mit vieler Sorgfalt gearbeitet, aber doch ohne Geschmack und sklavisch bearbeitet sind, so wie es unter uns bey der Wiederauflebung der Künste geschah. Diese Künstler verstehen sich nicht darauf, die Natur nach ihren Schönheiten zu beobachten. Das kömmt wahrscheinlich daher, weil sie das Nackte nicht studieren, und daß sie, sobald sie ihre Vorfahren erreicht haben, nicht trachten, weiter zu kommen.

Inzwischen ist es möglich, daß diese eingeschränkte Art des Studiums in Ansehung ihres Porzellans etwas gutes hervorgebracht hat. Sie kann nemlich darzu beygetragen haben, bey ihren Gefässen die einfachsten und von Anfang her gefundenen Formen beyzubehalten. In der That haben sie mit dieser Art der Bildhauerey die gröste

Aehn-

Aehnlichkeit. Sie taugen am besten zu der Nothwendigkeit, ein heftiges Feuer auszuhalten, ohne jedoch verunstaltet zu werden. Ihre Gestalten, die meistens gerade oder von sehr läufigen Krümmungen sind, scheinen tauglicher zu seyn, die Wirkung des Brennens auszuhalten. Unser Ueberfluß an Genie, und das Verlangen, immer etwas neues zu Stand zu bringen, treibt uns an, alle Arten von Krümmungen, und oft Stücke in solchen Stellungen zu versuchen, die kaum gelingen können, und die durch die Bewegung des Feuers von ihrer ordentlichen Gestalt verlieren, dadurch aber fehlerhaft und Ursache werden, daß viele Stücke zu Grund gehen. Diesem kann man beyfügen, daß die ersten, welche in unsern Fabriken Formen zu Gefässen verfertigten, zu sehr an die Goldschmiedsarbeit, die freylich alles wagen läßt, gewöhnt waren. Man muß hoffen, daß die Zeit, die Erfahrung und der fehlschlagende Erfolg bey vielen Versuchen in dieser Kunst, das ihr angemessene Einfache wieder einführen werden.

XXX.

China liefert den Europäern Rhabarber und einige andre Waaren.

Die Rhabarber ist eine Wurzel, deren Eigenschaft ist, gelinde zu laxieren, den Magen zu stärken, die Verdauung zu befördern, die Würmer bey Kindern zu tödten. Sie ist knotig, ein wenig schleimig, braun von aussen, innwendig aber gelb

mit röthlichen Adern gezeichnet. Ihr Geschmack ist bitter und anziehend, ihr Geruch scharf und gewürzhaft. Diejenige verdient den Vorzug, die fest, wohlriechend ist, und den Speichel gelb färbt. Die wurmstichigen Stücke, die zu leicht und von schwachem Geruch sind, werden bey seite gelegt.

Bisher hat man noch keine sichere Kenntniß von dieser Arzneypflanze gehabt. Sie ist von keinem Naturforscher auf Ort und Stelle beobachtet worden. Die moscowitische Rhabarber, (k) deren Blätter wellenförmig sind, wurde einige Zeit für die ächte Rhabarber gehalten, aber ihre Wurzel, die zu fest, und weniger laxierend ist, scheint dieser Meinung entgegen zu seyn. Eine andere Art, welche die Kräuterkenner Rheum palmatum (ächte Rhabarber) nennen, und von welcher Herr von Jussien vor nicht gar langer Zeit, Saamen aus Rußland empfangen hat, schien die gesuchte Pflanze zu seyn. Ihre Wurzel hat den nemlichen Bau, die nemliche Unterscheidungszeichen, und die nemlichen Eigenschaften, wie die in den Apothecken gewöhnliche. Sie ist länglich knotig, und treibt verschiedene grosse, (l) handförmige Blätter, die zugespitzte Lappen haben, (m) und aus deren Mitte sich ein 6 Fuß hoher Blumenstengel erhebt, (n) der sehr kleine weisse

---

k) Rheum rhabarbarum. L.

l) Oft 2 Fuß lange und breite.

m) Und oben und unten rau sind.

n) Der eine unzählige Menge kleiner Aeste treibt, die sich piramidenförmig in die Höhe verlieren, und mit weissen Blümgen ganz übersäet sind. Sie hielt den strengsten Winter hier in Kempten aus, und blühte 8 Fuß hoch, die Wurzel war frisch über 5 Pf. schwer und von der schönsten mormorirten Farbe.

weisse Blüthen trägt, deren jede einem gefärbten 6 theiligen Blumenkelch, 9 Staubfäden, und einen Stempfel mit 3 Griffeln hat, welcher nach der Zeitigung sich in einen 3 eckigen Saamen verwandelt. Der Ort, wo diese Art ursprünglich wächst, ist noch nicht genau bekannt, aber so viel weis man gewiß, daß die ächte Rhabarber, zwischen dem 30 und 39 Grad nördlicher Breite wild wächst. Die Provinzen von Chensi und Setschuen, gegen Nordwesten von China, die kleine Bucharey und das Königreich Tangut nehmen den grösten Theil dieses weiten Raums ein.

Die Rhabarberwurzel wird gegen das Ende des Winters aus dem Boden genommen, bevor sich ihre Blätter entwickeln. Man schneidet sie in Stücke, welche auf lange Tafeln gelegt, und täglich verschiedenemal umgewandt werden, bis daß der darinn befindliche Saft sich verdickt und trocken wird. Ohne diese Vorsicht würde sich der würksamste Theil verlieren, und eine Verringerung ihres Gewichts und ihrer Kräfte verursachen. Man faßt sie hernach an Bindfäden an, um sie entweder an freyer Luft an einem schattigten Ort, oder wie verschiedene Reisende versichern, an den Hals des Viehs gehängt, zu trocknen. Diese Wurzeln werden hernach in Baumwolle eingewickelt und nach ihren verschiedenen Bestimmungen versandt.

Die tartarischen Kalmucken und die Bewohner der großen Bucharey bringen die Rhabarber nach Orenburg. Dort läßt sie die rußische Regierung aufkaufen. Die guten Wurzeln werden mit vieler Aufmerksamkeit von den schlechtern abgesondert.

Was man nicht der Mühe achtet, aufbehalten zu werden, verbrennt man, den Ueberrest aber trocknet man aufs neue. Was nicht im innern des Reichs verbraucht wird, wird an englische Kaufleute um einen einverstandnen und unveränderlichen Preis abgegeben. Dieses ist die beste Rhabarber.

Nach ihr kömmt diejenige, welche die Völker der großen Bucharey nach Persien bringen. Diese geht durch einen Theil von Asien zu Land, bis an die Küsten des mittelländischen Meers, woselbst sie von den Venetianern aufgekauft wird. Ehe sie wieder verkauft wird, verfährt man damit fast auf die nemliche Art, wie bey den Russen.

Da aber die Rhabarber, die durch diese beyden Wege zu uns kömmt, zu unsern Bedürfnissen nicht hinreicht, so hat man sich genöthigt gesehen, auch derjenigen sich zu bedienen, die unsere Seefahrer uns aus China bringen. Sie ist weit geringer, als die andern, entweder weil sie nur auf dem Ofen getrocknet worden ist, wie man daraus schließt, daß sie nicht durchstochen ist; oder weil die um sie herum gelegenen andern Waaren ihr einen besondern Geschmack mitgetheilt haben; oder endlich weil ein langes Verweilen auf der See ihre Natur verändert hat.

Europa hat gewünscht, diese heilsame Pflanze einheimisch zu machen. Der Stock davon, der in dem königlichen Garten zu Paris zu sehen ist, hat schon Saamen und Triebe geliefert, die in dem gewöhnlichen Boden in verschiedenen Provinzen des Reichs fortgekommen sind. Die zu London zur Beförderung der Künste und Handlung errichtete Gesellschaft beschenkte 1774 zwey englische Pflanzer,

zee, die Rhabarber von einer vorzüglichen Güte gebaut hatten, mit Denkmünzen. Diese ersten Versuche sollten gute Folgen haben.

Ausser den Waaren, die wir abgehandelt haben, kaufen die Europäer noch in China Tusche, Kampher, Borax, Schilfrohr, Lackgummi, und ehedem kauften sie Gold.

In Europa gilt die Mark Gold ungefähr vierzehn und eine halbe Mark Silber. Wenn es ein Land gebe, wo sie zwanzig gälte, so würden unsre Handelsleute welches hinbringen, um es gegen Silber zu verwechseln. Sie würden uns dieses Silber bringen, um es von neuem gegen Gold zu verwechseln, das sie eben an den Ort wieder hintrügen. Diese Beschäftigung würde so lange dauern, bis der verhältnismäßige Werth dieser beyden Metalle an beyden Orten ungefähr gleich wäre. Der gleiche Vortheil machte, daß man lange Zeit Silber nach China schickte, um es gegen Gold zu vertauschen. Man gewann bey dieser Mäckleren fünf und vierzig vom Hundert. Die ausschliessenden Gesellschaften haben diesen Handel niemals getrieben, weil ein solcher Gewinst, so ansehnlich er auch scheint, weit unter dem gewesen wäre, den sie an den Waaren hatten. Ihre Faktoren, die nicht zu wählen hatten, überließen sich diesen Spekulationen für ihre eigne Rechnung. Sie trieben diesen Handlungszweig so lebhaft, daß sie bald nicht mehr Vortheil genug dabey fanden, um ihn fortführten. Das Gold ist zu Kanton, nach der Jahrszeit, worinn man es kauft, theurer oder wohlfeiler. Man bekömmt es von Anfang Februars bis zu Ende des Mays viel wohlfeiler, als im übrigen Jahr,

wenn die Rhede voller fremder Schiffe ist. Indessen ist in der vortheilhaftesten Zeit nicht mehr als achtzehn vom Hundert dran zu verdienen, welches kein hinreichender Gewinst ist, um jemanden zu reitzen. Die Beamten der französischen Gesellschaft sind die einzigen, die bey dem Aufhören dieses Handels nichts gelitten haben, denn er ist ihnen immer verboten worden. Die Direktoren behielten sich diese Quelle des Reichthums ausschlußweise vor. Verschiedne schöpften darinn, aber Castanier allein nutzte sie als ein großer Handelsmann. Er versandte Waaren nach Mexiko. Die Piaster, die er aus ihnen lößte, wurden nach Akapulko gebracht, von wo aus sie nach den Philippinen, und von da nach China geführt und dort gegen Gold verwechselt wurden. Dieser geschickte Mann eröfnete durch diesen einsichtsvollen Vertrieb einen Weg, wo man sich wundern muß, daß ihn niemand nach ihm betreten hat.

XXXI.

Welche europäische Völker mit China in Handelsverkehr getretten. Welche Summen ihre Käufe ausmachen.

Alle europäische Nationen, die über das Vorgebirge der guten Hofnung hinaus segeln, reisen nach China. Die Portugiesen langten zuerst da an. Man trat ihnen die Stadt Makao, mit einer Strecke von ungefähr drey Meilen im Umkreise ab. Sie ist auf einen unfruchtbaren und ungleichen Boden, auf der Spitze einer an der Mündung des Flusses bey Kanton liegenden Insel gebaut. Sie erhielten die Gewalt über die gar

zu enge, sonst aber sichere und bequeme Rhede, indem sie sich unterwarfen, dem Reich alle Abgaben für die Einfuhr zu bezahlen; und sie erkauften das Recht, Festungswerke aufzuführen, für einen jährlichen Zins von 37500 Livres *). Die ganze Zeit, da der Hof zu Lissabon auf den Meeren Indiens herrscht, war dieser Ort ein berühmter Handelsplatz. Sein Wohlstand nahm nach eben dem Verhältnis, als die Macht der Portugiesen ab. Nach und nach ist er auf nichts herabgesunken. Kaum würde man sich dieses sonst so berühmten Orts noch erinnern, wenn er nicht den europäischen Factoren, die nach der Abreise ihrer Schiffe genöthigt sind, Canton zu verlassen, und solches bis zu ihrer Ankunft nicht mehr betretten dürfen, während eines Theils des Jahrs zum Zufluchtsort dienen würde. Indessen genoß der schwache Ueberbleibsel einer ehemals so blühenden Colonie eine Art von Unabhängigkeit bis auf das Jahr 1744. Zu dieser Zeit aber bewog die Ermordung eines Chinesers den Vizekönig der Provinz, von seinem Hof eine obrigkeitliche Person zu verlangen, um die Barbaren zu Makao zu unterrichten; das waren die Ausdrücke seiner eigentlichen Bittschrift. Man schickte einen Mandarin hin, der den Ort im Namen seines Herrn in Besitz nahm. Er hielt sich zu gut, um unter diesen Fremdlingen zu wohnen, für die man eine so große Verachtung hegt, und er hat seine Wohnung eine Meile von der Stadt aufgeschlagen.

Den Holländern ergieng es vor etwa hundert Jahren noch schlimmer. Diese Republikaner, die, unge-

*) Oder 17187 fl. 30 kr.

ungeachtet des Uebergewichts, das sie in den asiatischen Gewässern erhalten, sich durch die Ränke der Portugiesen von China ausgeschlossen sahen, wußten sich endlich den Eingang in die Häfen zu öfnen. Sie waren aber mit der erbettelten Verfassung, worinn sie da standen, nicht zufrieden, und versuchten daher, ein Kastel bey Hoangpou unter dem Vorwand aufzurichten, ein Waarenlager da zu bauen. Ihr Entwurf war, sich des Laufs des Tygerflusses zu bemächtigen, und sowohl den Chinesern, als den Fremden, die zu Kanton handeln wollten, Gesetze vorzuschreiben. Man entdeckte ihre Absichten zu früh für ihren Vortheil. Sie wurden niedergemacht, und ihre Nation durfte sich lange Zeit an den Küsten des Reichs nicht zeigen. Sie ließ sich doch um das Jahr 1730 wiederum sehen. Die ersten Schiffe, die da anlangten, waren von Java abgesegelt. Sie brachten verschiedne Erzeugnisse Indiens, besonders aber die aus ihren Kolonien, die sie gegen die aus dem Land vertauschten, dahin. Diejenigen, die darauf zu befehlen hatten, waren lediglich mit der Sorge beschäftigt, dem Rath zu Batavia zu Gefallen zu handeln, von dem sie ihre Befehle unmittelbar erhielten und ihre Beförderung erwarteten. Sie sorgten also blos dafür, wie sie die Waaren, die ihnen anvertraut waren, theuer anbringen wollten, ohne sich im geringsten um die Beschaffenheit derjenigen, die sie empfiengen, zu bekümmern. Die Gesellschaft sah gar bald ein, daß sie auf diese Art in ihren Verkäufen die Mitwerbung der wetteifernden Nationen nicht würde aushalten können. Diese Betrachtung bewog sie, gerade zu aus

Europa

Europa Schiffe mit Silber abzuschicken. Sie ankern zu Batavia, wo sie die für China sich schickenden Landserzeugnisse aufnehmen, und kommen gerades Wegs in unsere Gewässer wieder mit Ladungen, die weit besser gewählt sind, als sies ehedem waren, aber nicht so gut, als die der Engländer sind.

Unter allen Völkern, die den Handel nach China getrieben, hat ihn keines so ununterbrochen fortgesetzt, als dieses. Es hatte eine Niederlage auf der Insel Chusan, zu der Zeit, da die Geschäfte hauptsächlich zu Emuy getrieben wurden. Als besondre Umstände die Engländer nach Kanton beschränkt hatten, blieb ihre Geschäftigkeit doch immer die nemliche. Die Obliegenheit, die ihre Gesellschaft auf sich hatte, wollene Zeuge zu verführen, bewog sie, fast beständig Bediente da zu unterhalten, die dieselben verkaufen mußten. Diese Gewohnheit, samt dem Geschmack, den man in den englischen Besitzungen an dem Thee gewann, brachten fast den ganzen Handel von China mit Europa gegen das Ende des letzten Jahrhunderts in ihre Hände. Die unermeßlichen Auflagen, welche die Regierung auf diese fremden Waaren legte, öffneten den andern Nationen die Augen, und der französischen ins besondere.

Diese Monarchie hatte im Jahr 1660 eine besondre Gesellschaft für diese Gewässer errichtet. Ein reicher Handelsmann aus Rouen, mit Namen Fermanel, war das Haupt der Unternehmung. Sie wurde mit zu geringen Kapitalien angefangen, und hatte auch einen unglücklichen Fortgang. Die Abneigung, die man natürlicher

Weise

Weise für ein Reich hatte, das Fremde immer als Leute betrachtet, die zu weiter nichts dienten, als seine Sitten zu verderben und Eingriffe in seine Freyheit zu thun, wurde durch den Schaden, den man erlitten hatte, um ein Großes noch vermehrt. Umsonst veränderten sich die Gesinnungen dieses Volks um 1685 herum, und mit ihnen die Art, wie es uns begegnete. Die Franzosen besuchten seine Häfen nur selten. Die neue Gesellschaft, die man im Jahr 1698 errichtete, brachte nicht mehr Leben in ihre Unternehmungen, als die erstere. Dieser Handel hat nicht eher Bestand erhalten, als bis er mit dem nach Indien, und in eben der Maaße als jener, vereinigt worden ist.

Die Schweden und Dänen haben ungefähr zu gleicher Zeit die Häfen in China zu besuchen angefangen, und sich nach eben denselben Grundsätzen da betragen. Wahrscheinlicher Weise würde sie die Gesellschaft zu Embden auch angenommen haben, wenn sie Zeit gehabt hätte, Bestand zu gewinnen.

Die Einkäufe, die die Europäer in China jährlich machen, können nach denen im Jahr 1766 geschätzt werden, die sich auf 26,754494 Livres a) belaufen haben. Diese Summe, von der mehr als vier Fünftheile für den Thee hingegeben werden, ist mit Piastern oder mit Waaren, welche drey und zwanzig Schiffe mitgebracht haben, bezahlt worden. Schweden hat hergegeben 1,935168 Livres b) an Silber; an Zinn, Bley und

a) Oder 12,262476 fl.
b) Oder 886932 fl.
c) Oder 197761 fl.

und andern Waaren aber 427500 Livres. c) Dänemark 2,161630 Livres d) an Silber, und an Eisen, Bley und Feuersteinen 231000 Livres. e) Frankreich 4,000000 Livres f) an Silber, und 400000 Livres g) an Tüchern. Holland 2,735400 Livres h) an Silber, 44600 Livres i) an Wollenwerk, und 4,000155 Livres k) an Produkten aus seinen Kolonien. Großbritannien 5,443566 Livres l) an Silber, 2,000475 Livres m) an wollenen Zeugen, und 3,375000 Livres n) an vielen aus den verschiedenen Gegenden Indiens hergeholten Artikeln. Dieses macht zusammen eine Totalsumme von 26,754494 o) Livres aus. Wir bringen bey dieser Berechnung zehn Millionen an Silber nicht mit in Anschlag, die die Engländer noch ausser dem von uns Angegebenen nach China gebracht haben, weil sie dazu bestimmt waren, die Schulden zu bezahlen, die diese Nation gemacht hatte, oder Vorschußkapitalien abzugeben, um in der Zwischenzeit zu handeln.

XXXII.

Was aus dem Handel, den Europa mit China treibt, noch werden wird.

Es ist nicht leicht vorauszusehen, was noch aus diesem Handel werden wird. So begierig auch China nach Geld ist, so scheint es mehr ge-

---

d) Oder 990747 fl.
e) Oder 105875 fl.
f) Oder 1,833333 fl.
g) Oder 183333 fl.
h) Oder 1,253725 fl.
i) Oder 20441. fl.
k) Oder 1,833403 fl.
l) Oder 2,434967 fl.
m) Oder 916884 fl.
n) Oder 1,546875 fl.
o) Oder 12,262476 fl.

geneigt, seine Häfen den Europäern zu versperren, als willig, ihnen die Mittel zu erleichtern, ihre Geschäfte weiter auszubreiten. So wie die tartarische Denkungsart abgenommen hat, und die Eroberer die Grundsätze des überwundnen Volks eingesogen haben, haben sie seine Begriffe, und besonders seinen Widerwillen und seine Verachtung gegen Ausländer angenommen. Diese Gesinnungen haben sich durch erniedrigende Beschränkungen an den Tag gelegt, die allmählig an die Stelle der Achtung, womit man ihnen begegnete, getretten sind. Von dieser zweydeutigen Lage bis zu einer gänzlichen Vertreibung ist nicht mehr weit. Sie könnte vielleicht um so näher seyn, da es eine geschäftige Nation giebt, die vielleicht insgeheim auf Mittel denkt, sie zu bewerkstelligen.

Die Holländer sehen, wie alle Welt, daß Europa einen großen Geschmack an verschiedenen chinesischen Erzeugnissen bekommen hat. Sie müssen glauben, daß die Unmöglichkeit, sie von dem Ort ihres Ursprungs gerade herzubekommen, den Gebrauch derselben nicht gänzlich vertilgen würde. Wenn uns allen das Reich versperrt wäre, so würden die Einwohner desselben ihre Waaren selbst verfahren. Da aber die Unvollkommenheit ihres Seewesens ihnen nicht erlaubt, ihre Schiffahrt weit zu treiben, so könnten sie dieselben nur zu Batavia, oder zu Malakka ablegen. Dann würde dieser Handel der Nation, der diese Kolonien gehören, gänzlich in ihre Hände gerathen. Es ist abscheulich, diese Republikaner wegen einer so niederträchtigen Staatsklugheit in Verdacht zu haben; aber

jeder-

jedermann weis, daß geringere Vortheile sie zu noch verhaßtern Handlungen bewogen haben.

Wenn die chinesischen Häfen einmal gesperrt wären, würden sie es wahrscheinlicher Weise auf immer seyn. Die Hartnäckigkeit dieser Nation wird ihr nie gestatten, das Geschehene zu ändern, und wir sehen nicht, daß Gewalt sie dazu zwingen könnte. Welche Mittel könnte man gegen einen Staat anwenden, von dem die Natur uns acht tausend (französ.) Meilen weit versetzt hat? Keine Regierung ist so sehr unwissend, um sich einzubilden, daß ein ermattetes Schiffsvolk sich unterstehen könnte, Eroberungen in einem durch eine unzählige Volksmenge vertheidigten Lande zu machen, wenn man auch eine Nation, mit der die Europäer sich noch nicht gemessen haben, für noch so feige hielt. Die Streiche, die man ihr versetzen würde, bestünden darinn, daß man ihre Schiffahrt hemmte, aus der sie sich wenig macht, und die ihr weder zu ihren Bequemlichkeiten, noch zu ihrem Unterhalt wichtig ist.

Die wirkliche Rache würde noch dazu nur eine kurze Zeit dauern. Die zu diesem seeräuberischen Kreutzen bestimmten Schiffe würden aus diesen Gewässern einen Theil des Jahrs durch die Monsons, den andern durch die Stürme, die man Wasserhosen nennt, und die den chinesischen Meeren eigen sind, verschlagen werden.

Nachdem wir die Art entwickelt haben, wie die europäischen Nationen bisher den Handel in Indien geführt haben, so ist es nöthig, drey Fragen aufzustellen, die von selbst aus der Natur des Gegenstands zu entspringen scheinen, und vor-

worüber bis jetzt die Meinungen getheilt gewesen sind. Soll man diesen Handel fortsetzen? Sind die großen Besitzungen nöthig, um ihn mit gutem Glück zu betreiben? Muß man ihn in den Händen der ausschließenden Gesellschaften lassen? Zu dieser Untersuchung werden wir die Unpartheylichkeit eines Mannes mitbringen, der bey dieser Sache keine andre Absicht hat, als den Vortheil des menschlichen Geschlechts.

Die Unwissenheit oder die Untreue entstellen alle Berichte. Die Politik urtheilt blos nach ihren Absichten; die Handlung nach ihrem Vortheil. Nur der Philosoph ist es, der versteht zu zweifeln; der schweigt, wenn ihm Einsichten mangeln, und der die Wahrheit sagt, wenn er sich entschließt, zu reden. Welche in seinen Augen hinlänglich wichtige Belohnung könnte ihn bestimmen, die Menschen zu betrügen, und seiner Denkungsart zu entsagen. Der Reichthum? Er ist reich genug, wenn er soviel hat, seine so ganz eingeschränkten Bedürfnisse zu befriedigen. Der Hochmuth? Wenn er das Glück hat, weise zu seyn, so kann man ihn beneiden, aber für ihn ist unter dem Himmel nichts, was er beneiden könnte. Die Ehrenstellen? Man wird sie ihm nicht anbieten, er weis es, und würde man es thun, so würde es sie nicht annehmen, wenn er nicht gewiß wüßte, dadurch Gutes zu thun. Die Schmeicheley? Er versteht die Kunst zu schmeicheln nicht, und er hält derselben verächtliche Vortheile seiner unwürdig. Die Achtung? Kann er solche anders, als durch die Freymüthigkeit sich erwerben? Die Furcht? Er fürchtet sich vor nichts, selbst vor dem Sterben nicht. Wenn er

in den Abgrund eines Gefängnißes geworfen wird, weis er wohl, daß dieses nicht das erstemal ist, daß Tyrannen, oder Schwärmer die Tugend dahin gebracht haben, und daß sie daraus nicht anders wieder heraus kömmt, als um eine Blutbühne zu betretten. Er ist es, welcher der Hand des Schicksals, das nicht weis, wodurch es ihn greifen soll, entwischt, weil er, wie der Stoiker sagt, die Handheben, durch die der Starke den Schwachen fest hält, um mit ihm nach Gefallen umzugehen, zerbrochen hat.

XXXIII.

Soll Europa den Handel mit Indien fortsezen?

Diejenigen, die Europa als ein einziges Ganzes, dessen Glieder unter einander durch einen gemeinschaftlichen, oder wenigstens ähnlichen Vortheil verbunden sind, betrachten wollen, werden es gar nicht als eine Frage betrachten, ob seine Verbindungen mit Asien ihm vortheilhaft sind. Der Handel nach Indien vermehrt offenbar die Masse unsers Genußes. Er verschaft gesunde und köstliche Getränke, ausgesuchtere Bequemlichkeiten, artigere Hausgeräthschaft, einige neue Vergnügungen, ein angenehmeres Daseyn. So mächtige Reitze haben mit gleicher Macht, so wie auf die Völker gewirkt, die durch ihre Lage, ihre Thätigkeit, das Glück ihrer Entdeckungen, die Kühnheit ihrer Unternehmungen, nach der Quelle hingehen, und diese Lüste da holen konnten, so auch auf die Nationen, die sie sich nur durch die Seestaaten, deren Schiffahrt auf

unserm ganzen Welttheil den Ueberfluß dieser Wollüste in Umlauf bringt, verschaffen konnten. Die Leidenschaft der Europäer für diese fremde Pracht ist so heftig gewesen, daß weder die stärksten Auflagen, noch die strengsten Verbote und Strafen ihr haben Einhalt thun können. Nachdem sie gegen eine Neigung, die durch die Hindernisse heftiger ward, vergebens gekämpft, haben alle Regierungen endlich dem Strom weichen müssen, obgleich allgemeine Vorurtheile, welche Zeit und Gewohnheit noch fester gemacht hatten, sie diese Gefälligkeit als schädlich für die dauerhafte allgemeine Glückseligkeit der Nationen ansehen hießen.

Es war Zeit, daß diese Tyranney ein Ende nahm. Kann man zweifeln, ob es etwas Gutes sey, zu den einem Klima eignen Lüsten diejenigen hinzuzuthun, die man sich aus fremden Himmelsgegenden verschaffen kann? Die allgemeine Gesellschaft besteht wegen des gemeinschaftlichen Nutzens, und durch den gegenseitigen Vortheil, den alle Menschen, aus denen sie besteht, davon erwarten. Aus ihrem wechselseitigen Verkehr muß eine Vermehrung der Glückseligkeit entstehen. Die Handlung ist die Ausübung derjenigen kostbaren Freyheit, zu der die Natur alle Menschen berufen, mit der sie ihre Glückseligkeit und so gar ihre Tugenden verbunden hat. Wir sagen noch mehr: nur im Handel sieht man sie frey, sie werden es nur durch die Gesetze, die den Handel wirklich begünstigen, und das Beste dabey ist, daß, so wie er ein Kind der Freyheit ist, er auch zu gleicher Zeit dazu dient, diese aufrecht zu erhalten.

Man

Man hat den Menschen in einem falschen Licht betrachtet, wenn man ersonnen hat, daß um ihn glücklich zu machen, man ihn an Enthaltungen gewöhnen müßte. Es ist wahr, daß die Gewohnheit der Enthaltungen die Summe unsers Unglücks verringert, aber da sie noch mehr von unsern Vergnügungen, als von unsern Schmerzen wegnimmt, so führt sie den Menschen eher zur Gefühllosigkeit als zum Glück. Hat er von der Natur ein Herz empfangen, das zu empfinden verlangt; führt ihn seine Einbildungskraft unaufhörlich wider seinen Willen auf Entwürfe, auf Schattenbilder von Glückseligkeit, die ihn schmeicheln, so gebt seiner unruhigen Seele ein weitläuftiges Feld von Genuß zu durchlaufen. Unsre Einsicht lehre uns in den Gütern, die wir besitzen, Beweggründe finden, warum wir uns nicht über den Mangel derer, die wir nicht erlangen können, betrüben sollen; das ist die Frucht der Weisheit. Aber verlangen, daß die Vernunft uns berede, dasjenige, was wir zu dem, was wir besitzen, noch hinzuthun könnten, zu verwerfen; das heißt der Natur entgegen arbeiten, das heißt vielleicht die ersten Gründe der Geselligkeit über den Haufen stoßen, das Weltall in ein großes Kloster und die Menschen in eben so viele müßige und traurige Einsidler umschaffen. Gesetzt, dieser Gedanke würde ausgeführt seyn, und wir würden einen Blick auf den Erdball werfen, so laßt uns uns selbst fragen, ob wir dann wirklich denjenigen, den wir sehen würden, dem, so wie er war, vorziehen würden.

Wie soll man den Menschen dazu bringen, sich mit dem wenigen zu begnügen, das die Sitten-

lehrer seinen Bedürfnissen vorschreiben? Wie soll man die Gränzen der Nothdurft bestimmen, die nach seiner Lage, seinen Kenntnissen und seinen Wünschen verschieden ist? Kaum hatte er durch seine Geschicklichkeit schleunigere Mittel gefunden, sich seinen Unterhalt zu verschaffen, so gebraucht er die Zeit, die er nun gewonnen hatte, dazu, die Gränzen seiner Fähigkeiten, und das Reich seines Genußes zu erweitern. Daraus entstanden alle erkünstelten Bedürfnisse. Die Entdeckung einer neuen Art von Empfindungen brachte das Verlangen, sie zu erhalten, und die Neugierde herbey, welche von einer andern Art zu erfinden. Die Vervollkommnerung einer Kunst erzeugte die Erfindung mehrerer. Der Erfolg eines durch Hunger oder Rachgier veranlaßten Kriegs erregte die Versuchung nach Eroberungen. Die Zufälle der Schiffahrt versetzten die Menschen in die Nothwendigkeit, einander aufzureiben, oder sich zu verbinden. Es verhielt sich mit den Handlungsverträgen zwischen den durchs Meer getrennten Nationen, wie mit den Gesellschaftsverträgen unter den durch die Natur auf denselben Erdstrich zerstreuten und näher zusammen gebrachten Menschen. Alle diese Verhältnisse fiengen mit Gefechten an, und endigten sich durch Bündnisse. Der Krieg und die Schiffahrt haben die Gesellschaften und die Völkerschaften durch einander vermischt. Von der Zeit an sahen sich die Menschen durch die Abhängigkeit oder den Umgang verbunden. Die Mischung der durch das Feuer der Schlachten in einander verschmolzenen Nationen läutert und polirt sich durch die Handlung. Ihrer Bestimmung nach will die Handlung, daß alle Nationen

sich

sich als eine einzige Gesellschaft ansehen sollen, deren Glieder alle ein gleiches Recht haben, an den Gütern einer jeden Theil zu nehmen. Ihrem Gegenstand und ihren Mitteln nach setzt die Handlung die unter allen Völkern einverstandene Lust und Freyheit voraus, alle Tausche zu treffen, die ihre wechselseitige Zufriedenheit befördern können. Lust zu genießen; Freyheit zu genießen; das sind die beyden einzigen Triebfedern der Thätigkeit, die beyden einzigen Grundsätze der Geselligkeit unter den Menschen.

Was können diejenigen, die Europas Handel mit Indien tadeln, diesen aus einem freyen und allgemeinen Verkehr hergenommenen Gründen wohl entgegen stellen? Daß er einen ansehnlichen Abgang an Menschen nach sich zieht; daß er den Fortgang unsrer Emsigkeit hemmt; daß er die Masse unsers Gelds verringert? Diese schwachen Einwürfe lassen sich leicht heben!

So lange die Menschen das Recht besitzen werden, sich selbst eine Handthierung zu erwählen, nach ihrer Willkühr ihre Fähigkeiten anzuwenden, so laßt uns ihres Schicksals wegen unbekümmert seyn. Da in dem Zustand der Freyheit jede Sache den Werth hat, der ihr gebührt, so werden sie sich nicht anders in Gefahr begeben, als nach Verhältniß, wie sie bezahlt werden. In wohlgeordneten Gesellschaften muß jeder einzelne Mensch Herr seyn, das zu thun, was nach seinem Geschmack das Beste ist, und was ihm am vortheilhaftesten dünkt, so lange er dem Eigenthum und der Freyheit der andern keinen Eintrag thut. Ein Gesetz, welches alle Arten von Arbeit untersagen wollte, wo die Menschen das

Leben wagen, würde einen großen Theil des menschlichen Geschlechts zum Hungersterben verurtheilen, und die Gesellschaft einer Menge Vortheile berauben. Man braucht nicht die Linie zu paßiren, um ein gefährliches Handwerk zu treiben; und ohne aus Europa zu gehen, ließen sich Handthierungen finden, die das menschliche Geschlecht weit mehr aufreiben, als die Schifffahrt nach Indien. Wenn die Gefahren der Seereisen einige Menschen umbringen, so laßt uns dem Landbau alle Sorgen weihen, die er verdient, und so wird unsre Bevölkerung so zahlreich seyn, daß der Staat nicht wird brauchen, die freywilligen Schlachtopfer, die das Meer verschlingt, so sehr zu bedauern. Man kann auch noch sagen, daß die meisten derer, die auf diesen langwierigen Reisen umkommen, durch zufällige Ursachen hingeraft werden, denen man leicht durch eine gesündere Lebensordnung, und durch eine ordentlichere Lebensart zuvorkommen könnte. Aber wenn man zu den Lastern seines Klimas und seiner Sitten die verderblichen Laster eines Klimas, in welchem man anlangt, hinzufügt, wie wäre es wohl möglich, dieser doppelten Quelle des Todes zu widerstreben?

Wenn man aber auch annähme, daß der indische Handel Europa soviel Menschen kostet, als man vorgiebt, daß er wegraft, ist es wohl bewiesen, daß dieser Abgang nicht durch die Arbeiten, deren Quelle er ist, und welche die Menschen ernähren und vermehren, ersetzt werden könne, und wirklich ersetzt werde? Würden die Menschen, die auf den nach diesen Gewässern segelnden Schiffen zerstreut sind, nicht auf dem

Land

Land einen Raum einnehmen, den sie für noch werdende Menschen ledig lassen? Man werffe einen aufmerksamen Blick auf die große Menge Menschen, die das eingeschränkte Gebiet der Schiffahrt treibenden Völker besetzen, und dann wird man überzeugt werden, daß nicht die Schiffahrt nach Asien, und die Schiffahrt überhaupt Schuld an der Abnahme der Bevölkerung in Europa sey, sondern daß sie vielleicht allein, allen andern Ursachen der Abnahme und des Verfalls des menschlichen Geschlechts das Gegengewicht hält. Wir wollen nun noch jene beruhigen, die da besorgen, der Handel nach Indien möchte die Beschäftigungen und den Verdienst unsers Fleißes verringern.

Wenn es auch wahr wäre, daß dieser Verkehr einige von unsern Arbeiten gehemmt hätte, wie viel andere hat er nicht hervorgebracht? Die Schiffahrt verdankt ihm eine große Erweiterung. Unsre Kolonien haben den Bau des Zuckers, des Kaffees, und des Indigs durch ihn erhalten. Verschiedene unsrer Manufakturen werden von feiner Seide und Baumwolle unterhalten. Wenn Sachsen und andre Länder in Europa schönes Porzellan verfertigen; wenn Valence Pekins fabrizirt, die schöner sind, als die chinesischen selbst; wenn die Schweitz die Nesseltücher und die gestickte Leinwand von Bengalen nachmacht; wenn England und Frankreich auf Leinwand vortreflich drucken; wenn so viele ehedem in unsern Landen unbekannte Zeuge heut zu Tage unsre besten Künstler beschäftigen; haben wir nicht alle diese Vortheile durch Indien bekommen?

Laßt uns weiter gehen und annehmen, wir hätten Asien keine Aufmunterung, keine Kenntnisse, zu verdanken, so kann doch der Verbrauch, den wir von dessen Waaren machen, unserm Kunstfleiß eben so wenig schaden. Denn womit bezahlen wir sie? Ist es nicht mit dem Werth unsrer nach Amerika hingebrachten Arbeiten? Ich verkaufe einem Spanier für hundert Franken Leinwand und ich schicke das Geld nach Indien. Ein andrer schickt nach Indien eben die Menge Leinwand in Natur. Er und ich bringen beyde Thee zurück. Ist im Grund unser Verfahren nicht einerley? Haben wir nicht, einer so wohl wie der andere, einen Werth von hundert Franken von Leinwand gegen Thee umgesetzt? Der ganze Unterschied besteht darinn, daß der eine diesen Umtausch durch zwey Handlungen, und der andre ihn vermittelst einer verrichtet. Gesetzt die Spanier geben mir statt Geld andre Waaren, nach denen Indien lüstern ist, werde ich die Arbeiten der Nationen verringert haben, wenn ich diese Waaren nach Indien gebracht habe? Ist es nicht eben soviel, als wenn ich unsere Erzeugnisse in Natur dahin gebracht hätte. Ich segle von Europa ab mit Nationalmanufakturen. Ich gehe und vertausche sie gegen Piaster im Südmeer. Ich bringe diese Piaster nach Indien. Ich bringe nützliche oder angenehme Dinge daher zurück. Habe ich den Kunstfleiß im Staat eingeschränkt? Nein, ich habe den Verbrauch seiner Erzeugnisse erweitert, und seinen Genuß vermehrt. Was die gegen den Handel nach Indien eingenommene Leute irre macht, ist, daß die Piaster nach Europa kommen, ehe sie nach Asien geschickt werden.

werden. Wenn ich aber alles genau entwickle, so zeigt sich, es mag nun das Geld als Zwischenpfand gebraucht worden seyn oder nicht, daß ich mittelbar oder unmittelbar mit Asien brauchbare Dinge gegen brauchbare Dinge, meinen Fleiß gegen seinen Fleiß, meine Produkte gegen seine Produkte vertauscht habe.

Aber, schreyen einige finstre Menschen, Indien hat von jeher und zu allen Zeiten die Schätze der ganzen Welt verschlungen. Seitdem der Zufall den Menschen die Kenntniß der Metallurgie lehrte, sagen diese Tadler, hat man nicht aufgehört, diese Kunst fortzutreiben. Der blos unruhige Geitz hat von den unfruchtbaren Felsen, unter welche die Natur weislich betrügerische Schätze vergraben hatte, nicht abgelassen. Sind sie aus den Abgründen im Schooß der Erden heraus geholt worden, so haben sie nicht aufgehört, sich auf der Oberfläche derselben zu verbreiten, wo man sie, trotz des Reichthums der Römer und einiger andern Nationen, aus Europa, Afrika, ja selbst aus einem Theil Asiens hat verschwinden sehen. Indien hat sie alle verschlungen. Das Silber nimmt noch heut zu Tage eben den Weg. Es fließt ununterbrochen von Westen bis ans äusserste Ende Orients, und bleibt da feste, ohne daß etwas im Stand wäre zu machen, daß es zurückkäme. Für Indien sind also Perus Bergwerke geöfnet, für die Indier haben sich die Europäer also so vieler Verbrechen in Amerika schuldig gemacht? Indessen die Spanier das Blut ihrer Sklaven in Mexiko erschöpfen, um das Silber aus dem Eingeweide der Erde heraus zu reissen, lassen sichs die Banianen noch sauerer werden, es

wieder

wieder hinein zu bringen. Wenn jemals Potosis Reichthümer versiegen oder stocken, so wird unstreitig unsre Habsucht auf die Küste von Malabar gehen, und sie da ausgraben, wohin wir sie hingebracht haben. Nachdem wir Indien von Perlen und Gewürzen werden erschöpft haben, werden wir vielleicht mit gewaffneter Hand hinwandern, ihnen den Preis dafür abzujagen. So werden unsre Grausamkeiten und Lüste das Gold und Silber in neue Gegenden bringen, wo Geitz und Aberglauben sie wieder verscharren werden.

Diese Klagen sind nicht ohne Grund. Seitdem die andern Welttheile ihren Verkehr mit Indien begannen, haben sie immer Metalle gegen künstliche Arbeiten und Erzeugnisse vertauscht. Die Natur hat den Indianern das wenige, was sie brauchen, im Ueberfluß gegeben; das Klima untersagt ihnen unsre Pracht, und die Religion entfernt sie von den Dingen, die uns zur Nahrung dienen. Da ihre Gebräuche, ihre Sitten mitten unter den Veränderungen, die ihr Land rund umgekehrt haben, immer dieselben geblieben sind, so darf man gar nicht hoffen, daß sie sich jemals ändern könnten. Indien ist gewesen, Indien wird seyn, was es ist, so ist es immer gewesen, und wird es auch bleiben. So lange man dahin handeln wird, wird man Silber hintragen, und Waaren zurückbringen. Aber ehe man über den Mißbrauch dieses Handels schreyt, muß man erst dem Gang desselben nachspüren, und sehen, wo er hinausläuft.

Fürs erste ist es gewiß, daß unser Gold nicht nach Indien geht. Das Gold, das es selbst erzeugt, wird beständig durch das aus Mono-

motapa

motapa vermehrt, das durch das östliche Ufer von Afrika, und durch rothe Meer hinkömmt; durch das Gold der Türken, das seinen Weg über Arabien und Bassora dahin nimmt; durch das Persische, welches durch den doppelten Weg des Weltmeers und des festen Lands dahin gelangt. Niemals wächst diese ungeheure Masse durch dasjenige, was wir aus den spanischen und portugiesischen Colonien bekommen. Ueberhaupt sind wir so weit entfernt, Gold nach den asiatischen Gewässern zu schicken, daß wir lange Zeit hindurch Silber nach China gebracht haben, um es gegen Gold zu vertauschen.

Das Silber selbst, welches Indien von uns empfängt, macht keine so grosse Summen aus, als man wohl glauben möchte, wenn man die ungeheure Menge Waaren betrachtet, die wir daher bekommen. Ihr Verkauf steigt seit einiger Zeit auf hundert und sechs Millionen Livres *). Wenn man annimmt, daß sie nur die Hälfte ihres Betrags gekostet haben, so folgt daraus, daß zu ihrem Einkauf nach Indien achtzig Millionen gegangen wären; ohne das zu rechnen, was wir noch für die Kosten, die unsre Besitzungen erfordern, hätten hinschicken müssen. Man wird versichern dürfen, daß seit einiger Zeit alle Nationen in Europa zusammen genommen jährlich nicht mehr als vier und zwanzig Millionen Livres hinschicken. Acht Millionen gehen aus Frankreich, sechs Millionen aus Holland, drey Millionen aus England, drey Millionen aus Dänemark, zwey Millionen aus Schweden, und zwey Millionen aus Portugal.

*) 73333333 fl.

gal. Wir müssen diese Berechnung wahrscheinlich machen.

Ob es gleich im Ganzen genommen diese Erzeugnisse und unsre Manufacturen gar nicht braucht, so empfängt es doch von uns an Eisen, an Bley, an Kupfer, an wollenen Zeugen, und an einigen nicht so beträchtlichen Artikeln wenigstens den Werth des fünften Theils dessen, was es uns giebt.

Dieses Mittel zu bezahlen vermehrt sich durch die Hülfe, welche die Europäer in ihren asiatischen Besitzungen finden. Die beträchtlichste bey weitem ist diejenige, welche die Gewürzinseln den Holländern, und Bengalen den Engländern verschaffen.

Das Vermögen, das sich die freyen Kaufleute und die Factoren der Gesellschaften in Indien erwerben, vermindert ebenfalls die Ausfuhr der Metalle. Diese arbeitsamen Männer legen ihre Kapitalien in die Kasse ihrer Nation, und in die Kasse der fremden Nationen, um den Werth davon in Europa zu erhalten, wohin sie alle über kurz oder lang zurückkommen. Also geschieht ein Theil des Handels in Indien mit dem im Land selbst erworbenen Geld.

Es tragen sich auch noch Begebenheiten zu, welche die Schätze des Orients in unsre Hände bringen. Wer kann wohl zweifeln, daß die Engländer und die Franzosen, da sie die Throne in Dekan und Bengalen umgestossen, und diese wichtigen Stellen nach ihrem Gefallen ausgetheilt haben, sich nicht sollten die in diesen reichen Gegenden seit so vielen Jahrhunderten aufgethürmten Schätze zugeeignet haben. Es ist augenscheinlich, daß diese Summen nebst andern nicht so beträchtlichen, die

sich

sich die Europäer durch ihre Ueberlegenheit an Einsichten und an Muth erworben, viel Geld unter uns müssen zurückgehalten haben, welches ohne diese Veränderungen nach Asien gewandert wäre.

Dieser reiche Welttheil hat uns sogar einen Theil der Schätze herausgegeben, die wir dahin geschickt haben. Jedermann kennt den Zug des Kulikans nach Indien, aber nicht jedermann weis, daß dieser schreckliche Sieger den weichlichen und feigen Mogoln mehr als zwey tausend Millionen *) an baarem Geld und an Kostbarkeiten weggenommen hat. Der Pallast des Kaisers allein enthielt unschätzbare Kostbarkeiten ohne Zahl. Der Saal, wo der Thron stand, war ganz mit Goldblechen ausgelegt. Diamanten schmückten die Decke desselben. Zwölf Säulen von gediegenem Gold mit Perlen und Edelgesteinen besetzt machten drey Seiten des Throns aus, dessen Himmel besonders bemerkungswürdig war. Er war als ein Pfau gestaltet, der den Monarchen mit seinen ausgestreckten Flügeln und Schweif bedeckte. Die Diamanten, die Rubinen, die Smaragden, alle mögliche Edelgesteine, woraus dieses Wunder der Kunst gebildet war, stellten die Farben dieses prächtigen Vogels natürlich vor. Ohne Zweifel ist ein Theil dieser Reichthümer wieder nach Indien zurückgekommen. Die grausamen Kriege, die seit der Zeit Persien verheeret, werden gemacht haben, daß viele derer den Mogoln abgenommenen Schätze in die Erde gescharrt worden sind. Aber es ist nicht möglich, daß nicht

*) Oder 916,666666 fl.

nicht verschiedene Handlungszweige einen Theil davon durch Kanäle, die zu bekannt sind, als daß wir davon handeln sollten, nach Europa geführt haben sollten.

Laßt uns aber annehmen, es sey davon nichts zu uns gekommen, so wird deßwegen die Sache derer, die den Handel nach Indien verdammen, weil er mit Metallen geführt wird, nicht besser. Das läßt sich leicht erweisen. Das Silber wächst nicht auf unsern Feldern; es ist ein amerikanisches Erzeugniß, welches wir durch Tausch für die unsrigen bekommen. Wenn es Europa nicht nach Asien brächte, würde Amerika bald außer Stand seyn, es an Europa zu liefern. Sein Ueberfluß in unserm Welttheil würde machen, daß es soviel von seinem Werth verlöre, daß die Nationen, die es uns bringen, keines mehr von ihren Colonien ziehen könnten. Wenn einmal die Elle Leinwand, die itzt 20 Sols *) kostet, auf eine Pistole **) wird gestiegen seyn, so werden die Spanier keine mehr kaufen können, um sie nach dem Land zu bringen, wo das Silber wächst. Dieses Metall kostet sehr viel auszugraben. Sobald die Unkosten dieses Ausgrabens zehenfach gestiegen seyn werden, ohne daß der Werth des Silbers gestiegen seyn wird, so wird diese den Unternehmern mehr Mühe als Vortheil bringende Ausgrabung nothwendig liegen bleiben. Es werden keine Metalle mehr aus der neuen Welt in die Alte kommen. Amerika wird aufhören, seine besten Bergwerke bearbeiten, so wie es allmählig gezwungen worden ist, die minderergiebi-

gen

*) Oder 27 kr. 4. hl. **) Oder 9 fl.

gen liegen zu lassen. Diese Begebenheit hätte sich auch schon ereignet, wenn sie nicht einen Vertrieb für ungefähr drey tausend Millionen *) durch den Weg des Vorgebirgs der guten Hoffnung, oder der Philippinen gefunden hätte. Also ist dieses Ergießen der Metalle nach Indien, welches so viele durch ihre Vorurtheile geblendete Leute bisher als so verderblich angesehen haben, eben sowohl für Spanien, dessen einzige Manufactur es aufrecht erhalten hat, als für die andere Völker, die sonst weder ihre Producte, noch ihren Fleiß ferner hätten verkaufen können, nützlich gewesen. Nachdem wir den Handel nach Indien so gerechtfertiget haben, so wird es gut gethan seyn, zu untersuchen, ob er nach den Grundsätzen einer gesunden Staatsklugheit geführt worden ist.

XXXIV.

Braucht Europa große Besitzungen in Indien, um den Handel zu betreiben?

Alle Völker in Europa, die um das Vorgebirg der guten Hoffnung gesegelt sind, haben gesucht, große Reiche in Asien zu gründen. Die Portugiesen, die den Weg nach diesen reichen Gegenden gezeigt, haben zuerst das Beyspiel einer gränzenlosen Herrschsucht gegeben. Nicht zufrieden, sich zu Herren der Inseln, welche köstliche Produkte besaßen, gemacht, überall Festungen, wo es nöthig war, um die Schiffahrt Orients ihrer Macht unterwürfig zu machen, aufgeführt zu haben, wollten sie noch Herren von Malabar seyn, welches in verschiedene kleine eifersüchtig oder

*) Oder 125,000000 fl.

oder feindlich gegen einander gesinnte Herrschaften getheilt war, und sich auch wirklich unter das Joch bequemen mußte.

Die Spanier zeigten anfänglich auch nicht mehr Mäßigung. Ehe sie noch einmal mit der Eroberung der Philippinen zu Stande gekommen waren, die den Mittelpunkt ihrer Macht abgeben sollten, bemühten sie sich schon, ihre Herrschaft weiter auszubreiten. Wenn sie seitdem diesen unermeßlichen Archipelagus nicht ganz bezwungen, wenn sie die benachbarten Ort nicht mit ihrer Wuth angefüllt haben, so muß man die Ursache ihrer Unthätigkeit in den Schätzen Amerikas suchen, die, ohne ihre Wünsche zu sättigen, alle ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben.

Die Holländer nahmen den Portugiesen die besten Plätze, die sie auf dem festen Land hatten, weg, und verjagten sie aus allen Inseln, wo die Gewürze wachsen. Nur dadurch haben sie sich im Besitz derselben und der unermeßlichen Besitzungen, die sie noch hinzu gefügt haben, erhalten, daß sie eine minder fehlerhafte Regierungsart eingeführt haben, als es des Volks seine war, auf dessen Ruinen sie sich erhoben.

Die ungewissen und langsamen Schritte der Franzosen haben ihnen lange Zeit nicht erlaubt, große Entwürfe zu machen, noch ihnen nachzugehen. So bald sie aber sich mächtig gefühlt, haben sie den Umsturz der mogolischen Gewalt benützt, um die Herrschaft über die Küste von Koromandel an sich zu reissen. Sie haben einen größern Strich Lands erobert, oder durch arglistige Unterhandlungen sich schenken lassen, als irgend eine Nation in Indostan jemals besessen hatte.

Die

Die weisern Engländer haben nicht eher daran gearbeitet, ihre Gewalt zu erweitern, als nachdem sie den Franzosen alles genommen hatten, und keine eifersüchtige Nation ihnen mehr etwas in den Weg legen konnte. Die Gewißheit endlich, mit niemand im Streit etwas zu thun zu haben, als mit den Landseingebohrnen, hat sie bewogen, ihre Waffen in Bengalen zu gebrauchen. Das war die Gegend in Indien, die ihnen die meisten für die Märkte von Asien und Europa schicklichen Waaren liefern, die meisten ihrer Manufakturarbeiten verbrauchen sollte, uud endlich die, welche durch ihre Flagge vermittelst eines großen Flusses am bequemsten in ihrer Bothmäßigkeit erhalten werden konnte. Sie haben gesieget, und sie schmeicheln sich, die Frucht ihrer Siege lange zu genießen.

Ihr Glück, das der Franzosen, hat allen Nationen unbegreiflich geschienen. Man sieht leicht ein, wie sich selbst überlassene Inseln, ohne alle Verbindung mit ihren Nachbarn, ohne die Geschicklichkeit und die Mittel zu besitzen, sich zu vertheidigen, haben bezwungen werden können. Aber Siege, die in unsern Tagen fünf bis sechs hundert Europäer auf dem festen Land über zahllose Heere von Heiden und Mahometanern davon tragen, die doch gröstentheils in den Künsten des Krieges erfahren sind, erregen ein Erstaunen, davon man nicht zu sich selber kommen kann. Dennoch hätte man diese seltsamen Auftritte schon von langen Zeiten her voraus erwarten können.

Kaum hatten sich die Portugiesen im Orient sehen lassen, als eine geringe Anzahl ihrer Soldaten und Schiffe Königreiche über den Haufen

warfen. Es brauchte nur die Errichtung einiger Faktoreyen, die Erbauung einiger Kastelle, um die Mächte Indiens zu Boden zu werfen. Als diese aufhörten, durch die ersten Eroberer unterdrückt zu werden, wurden sie es durch diejenigen, die jene verjagten und an ihre Stelle traten. Die Geschichte dieser köstlichen Gegenden war nicht mehr die Geschichte der Landseingebohrnen, sondern ihrer Tyrannen.

Aber was waren das doch für seltsame Menschen, die in der Schule des Unglücks und der Erfahrung nie klüger wurden; die sich selbst wehrlos ihrem gemeinschaftlichen Feinde in die Hände lieferten; die aus ihren unaufhörlichen Niederlagen nicht so viel lernten, einige Abentheurer, die das Meer gleichsam auf ihre Küsten ausgeworfen hatte, zurück zu schlagen? Waren diese Menschen, die sich immer hintergehen, immer aufopfern ließen, wohl von eben der Gattung, als die, von welchen sie angegriffen wurden? Um diese Aufgabe aufzulösen, wird es hinreichend seyn, zu den Quellen der Feigheit bey den Indiern zurück zu gehen, und wir wollen bey dem Despotismus anfangen, der sie erdrückt.

Alle Nationen, wenn sie gesittet werden, verlieren etwas von ihrer Tugend, Tapferkeit und Liebe zur Unabhängigkeit; und es ist ganz natürlich, daß, da die mittäglichen Nationen Asiens am ersten in Gesellschaften zusammen getreten, sie auch zuerst dem Despotismus ausgesetzt gewesen sind. Dies ist seit dem Anfang der Welt der Gang aller Gesellschaften gewesen. Eine andre eben so durch die Geschichte erwiesene Wahrheit ist es, daß jede willkührliche Gewalt ihrer Zerstöh-

stöhrung zueilt, und daß mehr oder minder schleunige Veränderungen über lang oder über kurz die Freyheit wieder zurückbringen. Indostan ist fast das einzige bekannte Land, wo die Einwohner ihre Rechte niemals wieder haben erhalten können, nachdem sie selbige einmal verloren hatten. Die Tyrannen sind hundertmal gestürzt worden, aber die Tyranney hat sich immerfort aufrecht erhalten.

Zu der politischen Sklaverey ist noch die bürgerliche Sklaverey hinzu gekommen. Der Indier ist nicht Herr über sein Leben: man weis da von keinem Gesetze, das dasselbe gegen die Einfälle des Despoten, oder auch selbst gegen die Wuth seiner Untergeordneten schützte. Er ist nicht Herr über seinen Geist: die Erlernung aller für die Menschheit wichtiger Wissenschaften ist ihm untersagt; und alle die ihm zu lernen erlaubten vermehren seine Dummheit. Er ist nicht Herr über das Feld, das er baut: die Ländereyen und das, was sie tragen, gehören dem Landsherrn, und es will für den Ackersmann schon viel sagen, wenn er für seine Arbeit eine für ihn und seine Familie hinreichende Nahrung zu erwarten hat. Er ist nicht Herr über seinen Kunstfleiß: jeder Künstler, der das Unglück gehabt hat, ein wenig Geschicklichkeit zu zeigen, läuft Gefahr, zu dem Dienst des Reichsoberhaupts, seiner Statthalter, oder irgend eines reichen Manns bestimmt zu werden, der etwa das Recht erkauft hat, ihn nach seinem Belieben arbeiten zu lassen. Er ist nicht Herr über sein Vermögen: um sich den Drückungen zu entziehen, legt er sein Gold in den Schooß der Erde in Verwahrung, und

läßt es bey seinem Tod selbst noch in Verwah
rung liegen, in der thörichten Ueberzeugung, daß
es ihm in einem andern Leben zu statten kom
men werde. Kann man wohl zweifeln, daß ein
unumschränkte, willkührliche, tyrannische Gewalt,
die den Indier von allen Seiten so zu sagen
einschließt, nicht alle Schwungkraft seiner Seele
ersticken und der Opfer unfähig machen sollte,
die der Muth verlangt?

Auch das Klima von Indostan widersetzt sich
edelmüthigen Thaten. Die Weichlichkeit, die es
einflößt, setzt den großen und kühnen Verände
rungen, die in Norden so gewöhnlich sind, ein
unübersteigliches Hinderniß entgegen. Die in
gleiche Schwäche verfallnen Leib und Seele haben
nichts an sich, als die Laster und die Tugenden
der Sklaverey. In dem zweyten, höchstens im
dritten Geschlecht, nehmen die Tartarn, die
Türken, die Perser, ja die Europäer selbst die
indische Trägheit an. Ohne Zweifel könnten Re
ligions- oder sittliche Einrichtungen den physischen
Einfluß besiegen. Aber der dort einheimische
Aberglaube hat diesen erhabnen Zweck nie ge
kannt. Niemals hat er dem edelmüthigen Bür
ger, der zur Vertheidigung und zum Ruhm sei
nes Vaterlands stürbe, Belohnungen im andern
Leben verheissen. Er räth, gebietet zwar bis
weilen den Selbstmord durch den verführerischen
Reitz künftiger Lüste, aber das Blutvergießen hat
er strenge verboten.

Das war eine nothwendige Folge des Systems
der Seelenwanderung. Dieser Lehrsatz muß sei
nen Anhängern eine angewöhnte und allgemeine
Mildigkeit einflößen. Die Furcht, ihrem Näch
sten,

sten, das heißt, allen Thieren und allen Menschen zu schaden, beschäftigt sie unaufhörlich. Wie ist es möglich, ein Soldat zu seyn, wenn man sich sagen kann: vielleicht enthält der Elephant, das Pferd, das ich tödten will, die Seele meines Vaters: vielleicht war der Feind, den ich durchbohren will, einst der Stammvater meines Geschlechts. So vermehrt die Religion in Indien die Feigheit, die aus dem Despotismus und dem Klima entspringt. Durch die Sitten wird sie noch mehr verstärkt.

In allen Ländern sind die Vergnügungen der Liebe die vornehmsten unter allen; aber das Verlangen darnach ist unter einem Himmelsstrich nicht so heftig, als unter dem andern. Indessen die nordischen Völker dieses köstliche Geschenk der Natur mäßig gebrauchen, überlassen sich die südlichen demselben mit einer Wuth, die alle Bande zerreißt. Die Staatsklugheit hat dieser Neigung manchmal eine auf das Beste der Gesellschaft gerichtete Wendung gegeben, aber die indischen Gesetzgeber scheinen nur darauf gedacht zu haben, den schädlichen Einfluß eines brennenden Klima zu vermehren. Die Mogolen, die letzten Eroberer dieser Gegenden, sind noch weiter gegangen. Die Liebe ist bey ihnen nichts als eine schändliche und verderbliche Wollust, welche die Religion, die Gesetze und die Regierung geheiligt hat. Das kriegerische Betragen der Einwohner Indostans, sowohl der Mahometaner als der Heyden, ist solcher Sitten würdig. Wir wollen uns auf die Erzählung einiger Umstände hierüber einlassen, und sie aus den Schriften eines englischen Offi-

eiers nehmen, den seine Kriegsthaten in jene
entfernten Gegenden berühmt gemacht haben. *)

Erstlich machen die Soldaten den geringste
Theil eines indischen Heers aus. Jeder Reute
hat seine Frau und Kinder, nebst zwey Knech
ten, davon der eine seinem Pferd warten und de
andere nach Futterung ausgehen muß, bey sich
Die Begleitung der Officiere und Generale rich
tet sich nach ihrer Eitelkeit, ihrem Vermögen
und ihrem Rang. Der Landsherr selbst, wenn
er zu Felde zieht, denkt mehr darauf, wie er
seine Pracht recht glänzend machen will, als auf
die Erfordernisse des Kriegs, und schleppt hinter
sich sein Serail, seine Elephanten, seinen gan-
zen Hof, die meisten Einwohner seiner Haupt-
stadt her. Die Nothwendigkeit für die Bedürf-
nisse, die Einfälle, die Pracht einer so wunder-
lichen Menge das Erforderliche anzuschaffen,
bringt natürlicher Weise unter dem Heer eine
Art von Stadt, mit Vorrathshäusern und Un-
nöthigkeiten angefüllt, zusammen. Die Bewe-
gungen eines so schwerfälligen, so schlecht beschaf-
nen Ungeheuers, sind nothwendiger Weise sehr
langsam. Es herrscht eine große Unordnung in
seinen Märschen und Unternehmungen. So mäßig
die Indianer und selbst die Mogoln auch sind,
so müssen sie doch oft Mangel an Lebensmitteln
haben, und der Hunger zieht ansteckende Krank-
heiten, erschröckliches Sterben nach sich.

Unterdessen reißt letzteres doch fast immer nur
Rekruten hin. Obgleich die Einwohner Indo-
stans

*) Sie stehen in Cambridge's History of the late war in India.

stans durchgehends eine große Neigung für den kriegerischen Ruhm haben wollen, so treiben sie doch das Kriegshandwerk, so wenig sie können. Diejenigen, die Thaten genug in Gefechten verrichtet haben, um Ehrennamen zu erhalten, sind einige Zeit hindurch alles Dienstes befreyt, und selten unterlassen sie es, dieses Vorrecht zu nützen. Der Abgang dieser Veteranen macht, daß die Armee nichts als ein großer Haufe zusammengeraffter in den verschiedenen Provinzen des Reichs eilig geworbener Soldaten ist, die von keiner Kriegszucht wissen.

Die Lebensart dieser Heere ist einer so fehlerhaften Verfassung würdig. Sie essen des Abends eine ungeheure Menge Reiß, und nach dem Abendessen nehmen sie etwas Schlafbeförderndes zu sich, welches sie in einen tiefen Schlaf versenkt. Unerachtet dieser schlimmen Gewohnheit sieht man keine Wache um ihr Lager, die den Ueberfällen vorbeugen könnte, und nichts kann den Soldaten bewegen, früh aufzustehen, um Unternehmungen auszuführen, welche die gröste Geschwindigkeit erforderten.

Die Raubvögel, deren man immer eine große Anzahl hält, geben die Richtschnur ihrer Krigsverrichtungen ab. Findet man sie träg, schläfrig, so ist es eine schlimme Vorbedeutung, und man darf keine Treffen liefern. Sind sie feurig und wüthend, so geht man in die Schlacht, man mag auch sonst noch so viel Ursachen haben, es aufzuschieben. Dieser Aberglaube und die Beobachtung der glücklichen und unglücklichen Tage entscheiden das Schicksal der noch so gut überlegten Entwürfe.

Man weis von keiner Ordnung in den Märschen. Jeder Soldat geht, wie es ihm gefällt, und es ist genug, wenn er nur hinter dem Korps, zu dem er gehört, hermarschirt. Oft trägt er seine Lebensmittel und die Geräthschaft, um sie zurechte zu machen, auf dem Kopf, da indessen seine Frau, hinter der seine Kinder hergehen, sein Gewehr trägt. Wenn ein Soldat Verwandte oder Geschäfte im feindlichen Lager hat, so geht er ganz ruhig dahin, und kömmt wieder zu seiner Fahne, ohne bey seiner Rückkehr die geringste Ahndung zu erfahren.

Das Gefecht selbst ist nicht besser eingerichtet, als die Vorbereitungen dazu. Die Reuterey, worinn die ganze Macht der indischen Heere besteht, bey denen man eine ausgemachte Verachtung gegen das Fußvolk hegt, ficht mit dem Degen in der Faust ziemlich gut, aber hält das Kanonen- oder Musketenfeuer niemals aus. Sie fürchtet sich, ihre Pferde zu verlieren, die meistentheils arabische, persische, tartarische sind, und ihre ganze Habseligkeit ausmachen. Diejenigen, aus denen dieses eben so geehrte, als gut besoldete Corps besteht, haben eine solche Liebe für ihre Pferde, daß sie manchmal Trauer darum anlegen.

So sehr die Indier sich vor dem feindlichen Geschütz fürchten, so ein großes Zutrauen haben sie in das ihrige, ob sie gleich eben so wohl in der Art, es zu führen, als in der Kunst, es zu gebrauchen, unwissend sind. Ihre Stücke, die alle prächtig klingende Namen haben, und die grösstentheils ungeheuer groß sind, hindern den Sieg mehr, als daß sie ihn befördern sollten.

Dieje-

Diejenigen, die sich hervorzuthun verlangen, berauschen sich mit Opium, dem sie die Kraft beylegen, das Blut zu erhitzen, und die Seele zu heldenmüthigen Thaten anzufeuern. In dieser vorübergehenden Trunkenheit sehen sie, ihrer Kleidung und ihrer unmächtigen Wuth nach, eher rasenden Weibern, als entschlossenen Männern ähnlich.

Der Fürst, der diese verächtlichen Völker anführt, sitzt immer auf einem mit reichem Zeug angethanen Elephanten, auf welchem er zu gleicher Zeit der Anführer und das Panier des ganzen Heeres ist, welches die Augen auf ihn gerichtet hat. Ergreift er die Flucht, wird er getödtet, so geht die ganze Maschine zunichte. Alle Corps zerstreuen sich, oder tretten auf die Seite des Feinds.

Dieses Gemählde, das wir noch hätten vergrößern können, ohne es zu übertreiben, macht unser Glück in Indostan glaublich. Viele Europäer, die aus dem, was an der Küste geschehen ist, auf das, was man weiter hinein im Land vermöchte, urtheilen, meynen, daß man ohne verwegen zu seyn, die ganze Eroberung der dortigen Lande unternehmen könnte. Dieses große Vertrauen entspringt bey ihnen daher, weil sie in Stellungen, wo kein Feind sie im Rücken ängstigen, oder den Beystand, den sie erhielten, auffangen konnte, furchtsame Leinweber und Kaufleute, muth- und kriegszuchtlose Heere, schwache, auf einander eifersüchtige, und mit ihren Nachbarn oder ihren Unterthanen immer in Fehden lebende Fürsten besiegt haben. Sie wollen nicht einsehen, daß, wenn sie sich tiefer in Indien hinein-

einwagten, sie alle zu Grund gehen würden, ehe sie den halben Weg zurückgelegt hätten. Die übermäßige Hitze der dortigen Gegend, unaufhörliche Ermattungen, unzählige Krankheiten, der Mangel an Lebensmitteln, hundert andere Ursachen eines unvermeidlichen Todes würden die Eroberer gänzlich aufreiben, wenn auch die Truppen, die ihnen zusetzten, sie in keinerley Gefahr brächten.

Man nehme indessen an, wen man will, daß zehen tausend europäischen Soldaten Indien von einem Ende bis zu dem andern durchzogen und verheert haben, was wird das helffen? Wird diese Macht hinreichend seyn, um die Eroberung sicher zu stellen, um jedes Volk, jede Provinz, jedes Ländgen im Zaum zu halten? Und wenn diese nicht hinreichend sind, so sage man uns, wie viel Truppen wird man wohl dazu gebrauchen?

Man nehme auch an, daß die Herrschaft fest gegründet ist, so wird die Lage des Siegers nicht viel besser seyn. Die Einkünfte Indostans werden in Indostan selbst aufgehen. Die europäische Macht, die dieses Vorhaben einer unrechtmäßigen Eroberung gefaßt haben wird, wird am Ende nichts davon haben, als eine große Abnahme an ihrer Volksmenge, und die Schande, nach Schattenbildern gelaufen zu seyn.

Die Frage, die wir untersuchen, ist ziemlich unnütz geworden, seitdem die Europäer selbst daran gearbeitet haben, ihr Glück in Indostan schwerer zu machen. Dadurch, daß sie die Landeseingebohrnen mit in ihre gegenseitige Fehden aufgenommen, haben sie dieselben in der Kriegszucht, in der Taktik, in den Waffen unterrichtet. Dieser

Staats-

Staatsfehler hat den Fürsten dieser Gegenden die Augen geöffnet. Der Stolz, wohl abgerichtete Truppen zu haben, hat sie ganz eingenommen. Ihre Reuterey hat in ihre Bewegungen mehr Ordnung gebracht, und ihr bis dahin so verachtetes Fußvolk hat die Stätigkeit unsrer Bataillone angenommen. Eine zahlreiche und wohlbediente Artillerie hat ihre Lager vertheidigt, und ihre Angriffe unterstützt. Die besser geordneten und besser bezahlten Heere sind im Stand gewesen, länger im Feld zu bleiben.

Diese Veränderung, die vielleicht augenblickliche Vortheile vorherzusehen verhindert hatten, kann mit der Zeit groß genug werden, um der Begierde, welche die Europäer haben, sich in Indostan auszubreiten, unübersteigliche Hindernisse entgegen zu setzen, und ihnen so gar die Eroberungen, die sie da gemacht haben, wieder abzunehmen. Wird das ein Glück; wird es ein Unglück seyn? Das wollen wir untersuchen.

Als die Europäer anfangen wollten, auf der Halbinsel zu handeln, so fanden sie dieselbe in einer großen Menge kleine Staaten zertheilt, deren einige durch Fürsten aus dem Land, andre durch patanische Könige beherrscht waren. Die Fehden, die unter ihnen herrschten, erhielten sie fast unaufhörlich unter dem Gewehre. Ausser diesen Kriegen einer Provinz gegen die andre, gab es noch unaufhörliche zwischen jedem Landsherrn und seinen Unterthanen. Letztere wurden durch Rentmeister oder Pächter unterhalten, die, um sich am Hof beliebt zu machen, das Maaß der Auflagen immer zu hoch ansetzen ließen. Diese Unmenschen vermehrten diese Last mit der noch erdrückendern Last der Erpressungen.

Ihre

Ihre Räubereyen machten sie nur noch gewisser, ihre Aemter in einem Land zu behalten, wo der, welcher am meisten giebt, immer Recht hat.

Diese Anarchie, diese Gewaltthätigkeiten zeigten uns im voraus, daß man keinen sichern und dauerhaften Handel würde errichten können, wenn man ihn nicht durch die Waffen schützte; und wir bauten befestigte Faktoreyen. Nachher versetzte die Eifersucht, welche die europäischen Nationen in Indien sowohl, als andrer Orten uneins macht, in noch ansehnlichern Aufwand. Jedes von diesen fremden Völkern hielt sich für gezwungen, um nicht für seine Nebenbuhler zu Grund gerichtet zu werden, seine Macht zu vermehren.

Indessen erstreckte sich unsre Herrschaft nicht weiter, als unsre Festungen. Die Waaren kamen zu Land ziemlich ungestört, oder doch unter nicht unübersteiglichen Schwierigkeiten dahin. Selbst nachdem Kulikans Eroberungen den nördlichen Theil von Indostan in die gröste Unruhe versetzt hatten, so erhielt sich die Ruhe noch auf der koromandelischen Küste. Aber der Tod des Nizam : el Mulak Silach von Dekan fachte ein Feuer an, das noch raucht.

Die Anordnung über diese unermeßliche Nachlassenschaft gehörte natürlicher Weise dem Hof zu Delhy. Die Schwachheit desselben machte die Kinder des Nizam so dreuste, daß sie um die Erbschaft ihres Vaters stritten. Um einander den Vortheil abzugewinnen, griffen sie wechselsweise zu den Waffen, zu den Verräthereyen, zum Gift, zum Meuchelmord. Die meisten Abentheurer, die sie an ihren Fehden und Verbrechen Theil nehmen hießen, kamen mitten unter diesen Abscheu-

scheulichkeiten um. Nur die Maratten, eine Nation, die bald auf einer Parthie, bald auf der andern war, und die oft unter allen Mannschaft hatte, schien, von dieser Anarchie Nutzen ziehen, und sich zur Oberherrschaft in Dekan erheben zu wollen. Die Europäer haben behauptet, es wäre für sie sehr was wichtiges, dieses tiefgelegene, aber geheime Vorhaben, und zwar aus folgenden Ursachen zu verhindern.

Die Maratten, haben sie gesagt, sind nach ihren Gesetzen, ihrer Erziehung und den Grundsätzen ihrer Staatsklugheit Räuber. Sie achten das Völkerrecht für nichts, sie haben gar keine Begriffe von dem natürlichen und bürgerlichen Recht; wo sie hinkommen, verwüsten sie alles. Das blosse Gerücht ihrer Annäherung macht die bewohntesten Gegenden zur Wüste. Man erblickt nichts, wie Unglück in den Ländern, die sie bezwungen haben, und die Manufakturen sind da ganz zu Grund gerichtet.

Diese Meinung machte die an der Küste von Koromandel mächtigsten Nationen von Europa glauben, daß solche Nachbarn dort den Handel ganz zu Grund richten würden, und daß es nicht mehr möglich seyn würde, den Unterhändlern Geld in die Hände geben zu können, um die Waaren aus dem Innern des Lands her zu bekommen, ohne daß es alsbald durch die Räuber weggenommen würde. Das Verlangen, einem Unglück vorzubeugen, das sie um ihr Vermögen bringen, und ihnen den Nutzen der Besitzungen, die sie angelegt hatten, rauben könnte, brachte ihre Agenten auf ein neues System.

Bey der jetzigen Lage Indostans, schrieben diese, ist es unmöglich, einträgliche Verbindungen, ohne den Schutz einer Kriegsmacht zu unterhalten. Die Unkosten können bey einer so großen Entfernung vom Hauptland mit dem blossen Gewinst des Handels nicht bestritten werden, für so ansehnlich man sie auch halten mag. Es ist also ganz nothwendig, sich hinreichende Besitzungen zu verschaffen, um diese ungeheuren Kosten bestreiten zu können, und folglich keine kleinen Besitzungen.

Dieser Beweggrund, vermuthlich erfunden, um eine große Habsucht, oder einen unermeßlichen Ehrgeitz zu bemänteln, den man aber, aus der zu allgemeinen Begierde nach Eroberung für so wichtig gehalten hat, konnte wohl nur ein Trugschluß seyn. Es stellen sich eine Menge physischer, moralischer und politischer Gegengründe dar. Wir wollen nur bey einem stehen bleiben, und der soll eine Thatsache seyn. Von den Portugiesen an, die zuerst Erweiterungsabsichten nach Ostindien gebracht haben, bis auf die Engländer, mit denen die schröckliche Liste der unrechtmäßigen Eroberer sich schließt, hat es nicht eine kleine oder große Besitzung gegeben, Bengalen und die Oerter, wo Gewürze wachsen, ausgenommen, die in die Dauer die Unkosten, welche deren Eroberung und Erhaltung erfordert haben, hätte bezahlen können. Je weitläufiger die Eroberungen gewesen sind, je lästiger sind sie auch der herrschsüchtigen Macht gewesen, die sie sich, durch welche Mittel es auch sey, hatte zu verschaffen gewußt.

Und

Und nie wird es anders seyn. Jede Nation, die sich ein großes Gebiet wird erworben haben, wird es auch erhalten wollen. Sie wird ihre Sicherheit nur in befestigten Plätzen suchen, und man wird deren eine unzählige Menge aufführen. Diese Kriegsrüstungen werden sowohl den Landmann, als den Künstler, denen beyde für ihre Ruhe bang seyn wird, entfernen. Häufiger Verdacht wird in dem Gemüthe der benachbarten Fürsten aufsteigen, und sie werden mit Recht fürchten, in die Gewalt eines zum Eroberer gewordnen Kaufmanns zu fallen. Dann werden sie drauf denken, wie sie den Unterdrücker, den sie in ihre Häfen, nur um ihre Schätze und um ihre Macht zu vermehren, aufgenommen hatten, zu Grund richten wollen. Wenn die Umstände sie zu Bündnissen zwingen, so werden sie solche nur mit dem Schwur in ihrem Herzen, denjenigen, mit dem sie einen Bund schließen, zu verderben, unterzeichnen. Das Lügen wird die Grundlage aller Verträge seyn. Je länger sie werden gezwungen worden seyn, sich zu verstellen, desto mehr Zeit werden sie haben, den zum Durchbohren ihres Feinds bestimmten Dolch zu wetzen.

Die gegründete Furcht vor diesen Treulosigkeiten wird die unrechtmäßigen Besitzer bewegen, immer gerüstet zu bleiben. Werden sie Europäer zu Vertheidigern haben? Welcher Abgang an Menschen für das Hauptland! Welche Unkosten, um sie zusammen zu bringen, um sie über das Meer zu schaffen, um sie zu unterhalten, um sie zu ergänzen! Wenn man sich aus Sparsamkeit mit den indischen Soldaten begnügt; was

kann

kann man von einem unordentlich zusammen gebrachten Haufen Leute, die kein Mensch kennt, deren Unternehmungen immer in ein Rauben ausarten, und sich gewöhnlich mit einer schimpflichen und schleunigen Flucht endigen, erwarten? Ihr moralischer und physischer Trieb ist dermassen erschlaft, daß die Vertheidigung ihrer Götter und ihres Heerds niemals dem Kühnsten unter ihnen etwas anders, als einige übergängliche Bewegungen einer aufwallenden Unerschrockenheit eingeflößt haben. Werden wohl fremde und ihrem Vaterland verderbliche Angelegenheiten ihre niederträchtige und verdorbene Seele erheben? Muß man nicht vielmehr vermuthen, daß sie immer in einer Verfassung sind, eine verhaßte Sache, die ihnen keinen dauerhaften und merklichen Vortheil darbiethet, zu verlassen?

Zu diesen Ungelegenheiten wird noch eine raub- und plünderungssüchtige Denkungsart hinzukommen, die sogar in den ruhigsten Zeiten des Friedens, von den Verheerungen des Kriegs nicht sehr verschieden seyn wird. Die Bedienten, die diese entfernten Angelegenheiten zu verwalten haben, werden baldmöglich Reichthümer zusammen zu bringen suchen. Die langsamen und methodischen Vortheile des Handels werden ihnen der Mühe nicht werth scheinen, darauf zu achten, und sie werden Veränderungen beschleunigen, die ihnen Rupien Lackweise einbringen. Ihre Frechheit wird unzähliches Unglück angestellt haben, ehe die oberste Gewalt, die sechs tausend Meilen entfernt ist, drauf gedacht hat, sie in Schranken zu halten. Die Verbesserer werden Millionen nicht widerstehen können, oder sie werden zu spat kommen,

men, um den Umsturz eines Gebäudes zu verhüten, das niemals eine rechte feste Grundlage wird gehabt haben.

Dieser Schluß wird uns der Mühe überheben, die Beschaffenheit der politischen Verbindungen, welche die Europäer mit den indischen Mächten eingegangen sind, zu betrachten. Wenn diese großen Besitzungen schädlich sind, so können die zu Erwerbung derselben geschloßnen Bündnisse nicht vernünftig seyn. Unsre Kaufleute werden, wenn sie weise sind, zu gleicher Zeit der Wuth nach Eroberungen, und der schmeichlerischen Hoffnung, die Waagschale Asiens in ihren Händen zu halten, entsagen müssen.

Der Hof zu Delhy wird entweder der Last seiner innern Streitigkeiten vollends unterliegen, oder das Glück wird ihm einen Fürsten erwecken, der fähig ist, ihm wieder aufzuhelffen. Die Regierungsart wird lehenförmig bleiben, oder wieder despotisch werden. Das Reich wird in viele unabhängige Staaten getheilt seyn, oder nur einem Herrn gehorchen. Die Maratten, oder die Mogolen werden herrschen. Um diese Staatsveränderungen müssen sich die europäischen Kaufleute nicht bekümmern. Indostan, welches auch sein Schicksal seyn mag, wird Leinwand verfertigen. Unsre Kaufleute werden sie einkaufen; sie werden selbige uns wieder verkaufen, und damit gut.

Vergebens würde man einwerffen, daß der Geist, der von jeher in jenen Gegenden geherrscht, uns gezwungen hat, von den gewöhnlichen Vorschriften des Handels abzuweichen; daß wir gerüstet an den Küsten sind; daß diese Lage uns

wider unsern Willen in die Angelegenheiten uns
rer Nachbarn einmischt; daß wenn wir suchten
uns zu sehr abzusondern, wir alles verlieren wür
den. Diese Besorgnisse werden vernünftigern Leu
ten, die wohl wissen, daß die Kriege in jene
entfernten Gegenden nicht anders, als noch ver
derblicher für die Europäer, als für die Landes
einwohner seyn können; und daß sie uns in di
Nothwendigkeit versetzen werden, entweder alle
zu erobern, welches man sich nicht versprechen
kann, oder auf ewig aus einem Land verbann
zu werden, wo es vortheilhaft ist, Verbindunge
zu behalten, ein Hirngespenst zu seyn scheinen.

Die Liebe zur Ordnung selbst wird diese friedl
fertigen Gesinnungen noch erweitern. Weit ent
fernt, die grossen Besitzungen als nothwendig
anzusehen, wird man die Hoffnung nicht aufge
ben, daß man mit der Zeit die befestigten Oerte
werde entbehren können. Die Indier sind von
Natur, trotz des schwarzen Geistes des Despotis
mus, der sie erdrückt, sanft und menschlich. Die
alten Völker, die mit ihnen handelten, lobten
jederzeit ihre Aufrichtigkeit und ihre Redlichkeit.
Dieser Welttheil ist itzt in einer stürmischen Lage
für ihn, und für uns. Unser Ehrgeitz hat die
Zwietracht überall ausgesäet, und unsre Habsucht
hat gegen unsre Länder Haß, Furcht und Ver
achtung eingeflößt. Als Eroberer, als eben so sehr
mit dem Blut verschwenderische, wie nach Reich
thümern gierige Unterdrücker haben wir uns im
Orient gezeigt. Unsre Beyspiele haben die Nation
nallaster vermehrt, und wir haben die Indier
gelehrt, den unsrigen nicht zu trauen.

Wenn

Wenn wir ein auf Redlichkeit gegründetes Verfahren zu den Indiern gebracht hätten; wenn wir sie gelehrt hätten, daß der wechselseitige Nutzen die Grundlage der Handlung ist, wenn wir ihren Ackerbau, und ihre Geschicklichkeit durch für uns eben sowohl, als für sie vortheilhafte Tausche ermuntert hätten, so würde man unvermerkt das Herz dieser Völker gewonnen haben. Die glückliche Gewohnheit, mit uns sicher zu handeln, würde ihre Vorurtheile besiegt, und vielleicht ihre Regierungsart verändert haben. Wir würden es dahin gebracht haben, mitten unter ihnen zu leben, um uns herum ständige und gründlich gesittete Nationen zu bilden, deren Macht unsre Besitzungen, des wechselsseitigen Vortheils wegen geschützt hätte. Jedes unsrer Comtoire wärs für jedes europäische Volk ein neues Vaterland geworden, in dem wir eine vollkommene Sicherheit gefunden hätten. Unsre Lage in Indien ist eine Folge unsrer eigenen Unordnungen, der mörderischen Entwürfe, die wir dahin mitgebracht haben. Die Indier glauben uns nichts schuldig zu seyn, weil ihnen alle unsre Handlungen bewiesen haben, daß wir ihnen nichts schuldig zu seyn glaubten.

Dieser gewaltartige Zustand mißfällt den meisten Völkern in Asien, und sie wünschen sehnlich eine glückliche Veränderung. Die Unordnung unsrer Angelegenheiten muß uns zu eben diesen Gesinnungen gebracht haben. Damit nun aus dieser Uebereinstimmung der Wünsche eine dauerhafte Vereinigung zum Frieden und gutem Verständniß entspränge, wäre es vielleicht hinreichend, daß die europäischen Nationen, die nach Indien handeln, für diese entfernten Gewässer eine Neu-

tralität festsetzten, welche durch die auf ihrem festen Land so häufigen Ungewitter nimmermehr gestört werden sollte. Könnten sie sich als Glieder einer Republik ansehen, so dürften sie keine Macht unterhalten, die sie verhaßt macht, und zu Grund richtet. Bis aber eine Veränderung eintritt, die der Zwitrachtsgeist, der uns belebt, so bald zu hoffen nicht erlaubt, ist es wohl Europa zuträglich, den Handel nach Indien mit ausschließenden Gesellschaften fortzusetzen, oder ihn frey zu lassen? Das ist die letzte Frage, die uns zu untersuchen übrig ist.

XXXV.

Soll Europa den Handel nach Indien frey lassen, oder ihn durch ausschließende Gesellschaften betreiben?

Wenn wir sie blos im Allgemeinen beantworten wollten, wäre es nicht schwer, sie aufzulösen. Fragt man, ob in einem Staat, der einen Handlungszweig zuläßt, alle Bürger desselben Recht haben, daran Theil zu nehmen, so ist die Antwort so natürlich, daß sie gar keine Untersuchung zuläßt. Es wäre abscheulich, wenn Unterthanen, welche die Last der gesellschaftlichen Fesseln, und der öffentlichen Ausgaben zu gleichen Theilen tragen, nicht auch gleichen Antheil an den Vortheilen des Vertrags, der sie zusammen verbindet, haben könnten, daß sie seufzen müßten über das Joch ihrer Satzungen, und dann darüber, daß sie bey ihrer Unterwerfung gegen dieselben wären getäuscht worden.

Auf

Auf der andern Seite stimmen die Grundsätze der Staatsklugheit mit diesen Begriffen der Gerechtigkeit vollkommen überein. Jedermann weis, daß die Freyheit die Seele des Handels ist, und daß sie allein fähig ist, ihn auf seinen höchsten Gipfel zu treiben. Jedermann gesteht ein, daß die Mitwerbung den Handlungsgeist entwickelt, und ihm den ganzen Trieb giebt, dessen er fähig ist. Indessen sind seit länger als einem Jahrhundert die Thatsachen beständig mit diesen Grundsätzen im Widerspruch gestanden.

Alle Völker von Europa, die den Handel nach Indien treiben, betreiben ihn durch ausschliessende Gesellschaften; und man muß gestehen, daß Thatsätze von dieser Art auffallend sind, weil es schwer ist zu glauben, daß große Nationen, bey denen die Einsichten aller Arten so weit getrieben worden sind, während mehr als hundert Jahren beständig geirrt haben sollten, ohne daß die Erfahrung oder die Untersuchung sie jemals hätte eines bessern belehren können. Es müssen also entweder die Vertheidiger der Freyheit ihre Grundsätze zu weit ausgedehnt, oder die Vertheidiger des ausschließenden Vorrechts die Nothwendigkeit der Ausnahme zu weit getrieben haben. Vielleicht ist man auch von beyden Seiten, indem man ganz entgegengesetzte Meinungen behauptet hat, über das Ziel hinaus gegangen, und gleich weit von der Wahrheit abgekommen.

Seitdem man diese berühmte Frage untersucht, hat man immer geglaubt, daß sie vollkommen einfach wäre; man hat immer vorausgesetzt, daß eine ostindische Gesellschaft ihrem Wesen nach ausschließend wäre, und daß ihr Daseyn an das

Daseyn ihres Privilegiums gebunden sey. Dahe
haben die Vertheidiger der Freyheit gesagt, di
ausschließenden Privilegien sind verhaßt, folglic
muß keine Gesellschaft seyn. Hingegen habe
ihre Gegner geantwortet: die Natur der Ding
erfordert eine Gesellschaft; folglich muß ein aus
schließendes Privilegium seyn. Aber wenn wi
zeigen können, daß die Gründe, die gegen di
Privilegien sprechen, nichts gegen die Gesellschaf
ten beweisen, und daß die Umstände, die ein
ostindische Gesellschaft nothwendig machen, nicht
für ihr Privilegium beweisen; wenn wir darthun
daß die Natur der Dinge zwar eine mächtig
Vereinigung, eine Gesellschaft, um den Hande
nach Indien zu führen, erfordert, aber daß das
ausschließende Privilegium mit besondern Ursache
zusammenhängt, so daß diese Gesellschaft bestehe
kann, ohne privilegirt zu seyn, so werden wi
die Quelle des gemeinschaftlichen Irrthums un
die Auflösung der Schwierigkeit gefunden haben

Was macht die Natur der Dinge bey de
Handlung aus? Das Klima, die Erzeugnisse
die Entfernung der Oerter, die Regierungsform
die Denkungsart und Sitten der Völker, di
jenen unterworfen sind. Bey dem Handel nac
Indien muß man sechs tausend Meilen von Europ
reisen, um die Waaren zu suchen, die diese Ge
genden geben: man muß zu einer gewissen Jahrs
zeit dort anlangen, und eine andre erwarten, welch
die zur Rückreise nöthigen Winde mitbringt.
Daraus folgt, daß die Reisen ungefähr zwey
Jahre dauern; und daß die Eigenthümer nicht
eher, als nach zwey Jahren hoffen können, ihre
Kapitalien wieder zu bekommen. Dieses ist der
erste wesentliche Umstand.

Die

Die Natur einer Regierungsform, bey welcher weder Sicherheit, noch Eigenthumsrecht zu finden ist, erlaubt den Leuten nicht, öffentliche Märkte zu haben, oder besondre Waarenlager zu errichten. Man stelle sich Menschen vor, die durch den Despotismus erdrückt und verdorben sind; Arbeitsleute, ausser Stande für sich selbst etwas zu unternehmen; und andern Theils die Natur, die fruchtbarer ist, als die Gewalt habgierig, die trägen Völkern eine zu ihren Bedürfnissen und ihren Wünschen hinreichende Nahrung giebt; und dann wird man sich wundern, daß es noch in Indien den geringsten Kunstfleiß giebt. Auch können wir versichern, daß fast nichts daselbst würde fabricirt werden, wenn man nicht mit dem Geld in der Hand hingieng, und die Weber ermunterte; und wenn man nicht die Vorsorge gebrauchte, die Waaren, die man nöthig hat, ein Jahr voraus zu bestellen. Man bezahlt ein Drittheil des Preißes in dem Augenblick, da man sie bestellt, das zweyte Drittheil, wenn die Arbeit halb fertig ist, und endlich das letzte Drittheil den Augenblick, da sie abgeliefert wird. Aus dieser Einrichtung entspringt ein sehr beträchtlicher Unterschied in Ansehung des Preißes und der Güte; aber auch die Nothwendigkeit, seine Kapitalien ein Jahr länger ausstehen zu haben; nemlich drey Jahre statt zwey; eine sehr abschröckende Nothwendigkeit für Einzelne, besonders wenn man die Größe der Kapitalien betrachtet, welche diese Unternehmungen erfordern.

In der That sind auch die Unkosten der Schifffahrt und die Gefahren unermeßlich; und weil man sie nicht vermindern kann, muß man voll-

ständige Ladungen mitbringen, nemlich solche, die eine Million bis 1,500000 Livres *), in Indien einzukaufen gekostet haben. Aber wo sind die Handelsleute, oder selbst die Kapitalisten, die im Stand wären, dergleichen Vorschüsse zu thun, um erst nach Verlauf drey Jahre für dieselben bezahlt zu werden? Ohne Zweifel giebt es ihrer sehr wenige in Europa, und unter denen, die das Vermögen dazu besäßen, giebt es fast nicht einen einzigen, der Lust dazu hätte. Man untersuche das menschliche Herz. Leute, die ein mäßiges Vermögen haben, sind diejenigen, die gerne viel wagen, um großen Gewinst zu machen. Aber wenn einmal das Vermögen eines Menschen einen gewissen Grad errichtet hat, so will er es geniessen, und mit Sicherheit geniessen. Nicht als wenn die Reichthümer den Durst nach Reichthümern stillten; im Gegentheil erregen sie ihn oft; aber sie verschaffen auch zu gleicher Zeit tausend Mittel, ihn ohne Mühe und ohne Gefahr zu stillen. So fängt gleich unter diesem Gesichtspunkt die Nothwendigkeit an sich zu zeigen, Verbindungen zu stiften, worein eine große Menge Leute nicht anstehen werden, einzutreten, weil ein jeder insbesondre nur einen kleinen Theil seines Vermögens wagen, und die Hoffnung des Gewinnstes nach den vereinten Mitteln abmessen wird, die eine ganze Gesellschaft anwenden kann. Diese Nothwendigkeit wird noch sichtbarer werden, wenn man die Art, wie die Einkäufe in Indien geschehen, und die Vorsicht bey den Umstän-

*) Oder 458233 bis 687349 fl.

ständen, die diese Verrichtung erfordert, genau betrachtet.

Um den Kontrakt wegen einer Ladung im voraus zu schliessen, braucht man mehr als fünfzig verschiedne, auf drey hundert, auf vier hundert, ja auf fünf hundert Meilen von einander zerstreuten Agenten. Wenn die Arbeit gemacht ist, muß man sie untersuchen und nachmessen, sonst würden die Waaren bald durch die Schelmerey der Handwerksleute, die eben sowohl durch ihre Regierung, als durch den Einfluß der Verbrechen aller Arten, wovon ihnen Europa, seit drey hundert Jahren das Beyspiel gezeigt hat, verdorben und fehlerhaft ausfallen.

Nach allen diesen Umständen werden noch andre nicht minder nothwendige Verrichtungen erfordert. Es sind Leute nöthig, die Leinwand bleichen, die sie schlagen, die sie einpacken, ja sogar Bleichen braucht man, worinn sich Teiche mit wohlgewähltem Wasser befinden. Es wäre Einzelnen ohne Zweifel sehr schwer, diese Vorsichten alle zu beobachten, und keine zu versäumen; aber gesetzt auch, ihre Emsigkeit machte es ihnen möglich, so könnte es doch nur in so fern seyn, daß jeder unter ihnen einen ununterbrochnen Handel triebe, und immer auf einander folgende Unternehmungen veranstaltete. Denn alle die hier benannten Mittel sind nicht in einem Tag bey der Hand, und können nur durch einen beständigen Verkehr unterhalten werden. Folglich müßte jeder Einzelne im Stand seyn, drey Jahre nach einander ein Schiff zu versenden, das heißt, eine

Aus-

Auslage von 41000000 Livres *) zu thun. Man sieht wohl, daß das unmöglich ist, und daß nur eine Gesellschaft eine solche Sache unternehmen könne.

Aber es werden sich vielleicht in Indien Handlungshäuser niederlassen, die alle diese besondern Verrichtungen besorgen, und immer für die aus Europa abgeschickten Schiffe Ladungen in Bereitschaft halten werden?

Dieses Niederlassen von Handlungshäusern, sechs tausend Meilen vom Hauptland, mit unermeßlichen Kapitalien, um die nöthigen Vorschüsse an die Weber zu thun, scheint uns ein durch die Vernunft und Erfahrung widerlegter Wahn. Aufrichtig geredet, läßt sichs wohl denken, daß Handelsleute, die Vermögen in Europa haben, mit demselben nach Asien gehen werden, um da Niederlagen von Nesseltüchern anzulegen, in der Hoffnung, Schiffe ankommen zu sehen, die aber vielleicht gar nicht, oder doch nur in sehr geringer Anzahl, und mit unzulänglichen Kapitalien ankommen werden? Sieht man nicht im Gegentheil, daß die Lust, zurück zu kehren aller Europäer sich bemeistert, sobald sie sich ein kleines Vermögen in jenen Ländern erworben haben, und daß sie, statt zu suchen, es durch die leichten Mittel, die ihnen der Privathandel in Indien, und der Dienst der Gesellschaften anbietet, zu vermehren, Eile haben, desselben ruhig in ihrem Vaterland zu genießen.

Will

*) Oder 1832905 fl.

Will man neue Beweise, neue Beyspiele? Man sehe nur, was in Amerika geschieht!

Wenn man annehmen könnte, daß der Handel und die Hoffnung des Gewinnsts, den er verschaft, fähig wären, die reichen Europäer aus ihrem Vaterland zu locken, so geschähe es gewiß, um sich in einem lange nicht so weit entfernten Welttheil als Asien, und worinn noch dazu die Gesetze und Sitten Europas herrschen, niederzulassen. Es scheint, daß es ganz natürlich wäre, Handelsleute zu sehen, die den Zucker den Colonisten zum voraus abkauften, um ihn an die europäischen Schiffe, sobald sie ankämen, zu liefern; und dagegen von ihnen Dinge empfiengen, die sie den Colonisten verkauften, wenn diese sie brauchten. Indessen geschieht doch gerade das Gegentheil. Die in Amerika sich niedergelassenen Kaufleute sind bloße Commissionäre, Factoren, die den Colonisten und Europäern den wechselseitigen Tausch ihrer Erzeugnisse erleichtern, die aber so wenig im Stand sind, den Handel für sich selbst zu treiben, daß, wenn ein Schiff seine Ladung nicht hat absetzen können, sie auf Rechnung des Eigenthümers bey dem Commissionär, an den sie gerichtet worden war, liegen bleibt. Diesem zu Folge muß man urtheilen, daß das, was in Amerika geschieht, noch weniger in Asien geschehen würde, wo größere Mittel nöthig wären, und wo man größere Schwierigkeiten zu übersteigen hätte. Wir setzen noch hinzu, daß die angenommene Errichtung die Handelshäuser in Indien die Nothwendigkeit, in Europa Gesellschaften anzulegen, nicht aufheben würde, weil

man

man doch nichts destoweniger zu jeder Versendung ein Kapital von 12 bis 1500000 Livres *) auslegen müßte, welches nie vor dem dritten Jahr wieder einkommen könnte.

Aus dieser einmal auf alle Fälle erwiesenen Nothwendigkit folgt, daß der Handel nach Indien von einer besondern Art ist, da kein, oder fast kein Handelsmann ihn für sich mit seinen eigenen Kapitalien, und ohne Hülfe einer großen Menge Theilhaber unternehmen und fortsetzen kann. Es bleibt uns also übrig, zu beweisen, daß solche erwiesenermaßen nothwendige Gesellschaften durch ihren eigenen Vortheil, und durch die Natur der Dinge bewogen werden müßten, in eine und dieselbe Gesellschaft zusammen zu tretten.

Zwey Hauptursachen unterstützen diesen Satz; die Gefahr der Mitwerbung in dem Einkauf und Verkauf, und die Nothwendigkeit der Sortirungen.

Die Mitwerbung der Käufer und Verkäufer setzt die Waaren auf ihren richtigen Werth. Wenn es mehr Verkäufer, als Käufer giebt, so fällt der Preis der Waaren unter ihren wahren Werth, so wie jener diesen übersteigt, wenn die Anzahl der Käufer die Menge der Verkäufer übersteigt. Laßt uns diese Begriffe auf den indischen Handel anwenden.

Wenn man voraus setzt, daß dieser Handel nach Verhältniß der Menge besondere Versendungen, die man dahin bestimmen wird, zunehmen werde,

*) 449880 bis 687349 fl.

werde, so sieht man nicht, daß diese Menge blos die Zahl der Käufer vermehren werde, ohne daß es in unsrer Gewalt stände, die der Verkäufer zu vermehren. Es ist gerade, als wenn man Handelsleuten rathen wollte, hauffenweise hinzugehen, und auf Dinge zu bieten, um sie wohlfeiler zu bekommen.

Die Indier gebrauchen fast gar nichts von den Erzeugnissen unsres Lands und unsrer Geschicklichkeit. Sie haben wenig Bedürfnisse, wenig Ehrgeitz, wenig Thätigkeit. Sie würden des Golds und Silbers aus Amerika, welches, statt ihnen Vergnügungen zu verschaffen, nur der Tyranney, unter der sie seufzen, mehr Nahrung giebt, leicht entbehren. Da also der Werth aller Gegenstände des Tausches kein ander Maas hat, als das Bedürfniß und die Laune der Tauschenden, so ist augenscheinlich, daß unsre Waaren in Indien sehr wenig gelten, da hingegen die, welche wir da kaufen, viel gelten. So lange ich keine indische Schiffe werde in unsern Häfen unsre Zeuge, und unsre Metalle holen sehen, so lange werde ich sagen, daß dieses Volk unsrer nicht bedarf, und daß es uns nothwendig bey allem Handel, den wir mit ihm schließen, Gesetze vorschreiben wird. Daraus folgt, daß, jemehr europäische Kaufleute sich mit diesem Handel beschäftigen werden, jemehr wird der Werth der indischen Waaren steigen, jener der unsrigen aber fallen; und daß wir uns endlich nur durch Hinsendung eines unermeßlichen Werths die Handlungsartikel, die wir aus Asien erhalten, verschaffen werden. Aber wenn nach einer Folge

dieser

dieser Ordnung der Dinge jede dieser besondern Gesellschaften genöthiget ist, mehr Geld auszuführen, ohne mehr Waaren mit nach Haus zu bringen, so wird daraus ein sicherer Verlust für sie entstehen; und die Mitwerbung, die ihren Sturz in Asien wird angefangen haben, wird sie noch in Europa verfolgen, um jenen zu vollenden, weil die Gesellschaften bey einer größern Anzahl von Verkäufern, da doch die Zahl der Käufer immer dieselbe bleibt, sich genöthiget sehen werden, wohlfeiler zu verkaufen, nachdem sie gezwungen worden, theurer einzukaufen.

Der Artikel der Sortirungen ist nicht minder wichtig. Man versteht durch Sortirung die Vereinbarung aller Arten von Waaren, welche die verschiedenen Gegenden Indiens liefern; eine Vereinbarung, die sich nach dem bekannten Ueberfluß oder Mangel einer jeden Art in Europa richtet. Davon hängt hauptsächlich alles Glück und aller Gewinnst des Handels ab. Aber nichts würde in der Ausführung besondern Gesellschaften schwerer fallen, als dieses. Wie sollten auch in der That diese kleinen einzelnen Gesellschaften ohne Verkehr, ohne Verbindung unter sich, denen so gar daran läge, einander die Wissenschaft ihrer Geschäfte zu verbergen, diesem ganz unumgänglichen Punkt Genüge leisten? Wie sollten sie diese Menge von Agenten und Triebfedern regieren, deren Nothwendigkeit wir eben erwiesen haben? Es ist offenbar, daß die, solcher allgemeinen Uebersichten unfähigen Suprakargos oder Commissionäre alle zu gleicher Zeit dieselbe Art Waare fordern würden, weil sie glaubten, daran sey

am meisten zu verdienen. Sie würden folglich machen, daß der Preis derselben in Indien stiege, und in Europa abschlüge, und dadurch würden sie auf einmal ihren Committenten und dem Staat unfehlbar einen großen Schaden zufügen.

Alle diese Betrachtungen würden gewiß den Eigenthümern und Capitalisten, die man einladen würde, in diese Gesellschaften zu tretten, nicht entgehen. Die Furcht, die andere Gesellschaften entweder beym Kauf oder beym Verkauf, oder in der Wahl der Sortimente anzutreffen, würde ihre Thätigkeit zurückhalten. Bald würde die Anzahl der Gesellschaften abnehmen, und die Handlung, statt sich auszubreiten, täglich in einen engern Kreis sich einschränken, und vielleicht am Ende zu Grunde gehen.

Diese besondern Gesellschaften würden also, wie wir gesagt haben, einen Vortheil dabey finden, sich zu vereinigen, weil alsdann alle ihre Agenten entweder auf der Küste von Koromandel, oder auf der Küste von Malabar, oder in Bengalen, nach einem zusammenhängenden System verbunden und geleitet, und also einmüthig in den verschiedenen Factoreyen daran arbeiten würden, die Ladungen, die aus der Hauptfactorey spedirt werden sollen, zu sortiren; indessen durch die genaueste Abpassung und Berichte alle diese nach einem einförmigen Plan gemachten Ladungen zusammen genommen, eine vollkommene nach den aus Europa geschickten Aufträgen und Weisungen abgemessene Sortirung ausmachen würden.

Aber vergebens würde man hoffen, daß eine solche Vereinigung ohne Beystand der Regierung

zu Stande kommen könnte. Es giebt Fälle, wo die Menschen ermuntert werden müssen; und besonders ist das in einem solchen Fall, wie dieser, nöthig, wenn sie zu besorgen haben, daß man ihnen einen Schutz versagen möchte, der ihnen nothwendig ist; oder daß man andern Vortheile gestattete, die ihnen nachtheilig seyn könnten. Die Regierung würde ihrer Seits nicht weniger Vortheil dabey finden, diese Vereinigung zu begünstigen, da es ausgemacht ist, daß es das sicherste und leicht einzige Mittel ist, sich die Waaren Indiens, die zum innern Gebrauch des Staats und zur Ausfuhr, die mit demselben getrieben wird, nöthig sind, so wohlfeil, als möglich zu verschaffen. Diese Wahrheit wird durch ein sehr deutliches Beyspiel sichtbar werden.

Wir wollen einen Handelsmann annehmen, der ein Schiff nach Indien mit ansehnlichen Kapitalien versendet. Wird er mehrern Kommissionären an demselben Ort auftragen, die Waaren, die er braucht, einzukaufen? Nein, gewiß nicht, weil er wohl einsehen wird, daß, wenn sie ihre Befehle, jeder seines Orts recht geheim ausführten, sie sich einander schaden, und nothwendig den Preiß der verlangten Waaren steigern würden, so daß er mit einer gleichen Summe Geldes eine geringere Menge desselben bekäme, als wenn er nur einen Kommissionär gebraucht hätte. Die Anwendung hievon ist leicht zu machen. Der Staat ist der Handelsmann und die Gesellschaft der Kommissionär.

Wir haben bis daher bewiesen, daß in dem Handel nach Indien die Natur der Dinge erfordre, daß die Bürger eines Staats so wohl ihres eignen, als des Vortheils des Staats wegen sich in eine Gesellschaft vereinigen; aber wir haben noch nichts gefunden, daraus man abnehmen könnte, diese Gesellschaft müsse ausschliessend seyn. Wir glauben im Gegentheil zu bemerken, daß das ausschliessende Recht, mit dem die europäischen Gesellschaften immer begünstigt gewesen sind, von besondern Ursachen abhängt, die diesem Handel gar nicht wesentlich sind.

Als die verschiednen Nationen von Europa nacheinander merkten, daß ihr Vortheil erfordre, an dem Handel nach Indien, den die Privatpersonen nicht trieben, ob er ihnen gleich seit langer Zeit offen stand, Antheil zu nehmen, so mußten sie wohl Gesellschaften errichten, und ihnen der Schwierigkeit der Unternehmung angemessene Aufmunterungen geben. Man streckte ihnen Kapitalien vor; man schmückte sie mit den Vorrechten der landesherrschaftlichen Gewalt aus, man erlaubte ihnen, Gesandten abzuschicken, man gab ihnen das Recht, Krieg und Frieden zu schliessen, und zum Unglück für sich und für die Menschheit, haben sie dieses Recht nur gar zu sehr ausgeübt. Man sah zu gleicher Zeit ein, daß es nöthig wäre, ihnen die Mittel zu versichern, sich für die Unkosten wegen Errichtungen, die nothwendig ansehnlich seyn mußten, schadlos zu halten. Daher entstanden die ausschliessenden Privilegien, deren Dauer anfangs nur auf eine gewisse Anzahl Jahre gesetzt war, und die hernach durch Umstände, die wir angeben wollen, fortgedauert haben.

Die glänzenden Vorrechte, die man den Gesellschaften ertheilt hatte, waren, wenn man es recht betrachtete, eben soviel Bürden, die man dem Handel auflegte. Das Recht, Festungen zu haben, zog die Nothwendigkeit, welche zu errichten und zu haben, nach sich. Das Recht Truppen zu halten, war von der Nothwendigkeit, sie immer zu ergänzen und zu besolden unzertrennlich. Eben so verhielt sich es mit der Erlaubniß, Gesandten zu schicken und Verträge mit den Landsfürsten zu schliessen. Alles dieses zog Ausgaben für blossen Prunk nach sich, die sehr geschickt waren, den Flor des Handels zu hemmen, und die Leute, die von den Gesellschaften nach Indien geschickt wurden, um dort ihre Faktoren zu seyn, die aber, wenn sie anlangten, sich für Fürsten hielten, und nach dieser Meinung handelten, im Kopf verrückt zu machen.

Unterdessen fanden es die Regierungen sehr bequem, Arten von Kolonien in Asien zu haben, die sie dem Schein nach nichts kosteten, und weil es billig war, daß man den Gesellschaften alle Vortheile versicherte, da man ihnen alle Unkosten auf den Hals ließ, so sind die Privilegien beybehalten worden. Aber wenn man sich nicht an diese vorgebliche Sparsamkeit gekehret, sondern seinen Blick auf die Zukunft geworfen, und alle Begebenheiten, die der Wechsel einer großen Anzahl Jahre natürlicher Weise in seinem Lauf hervorbringt, zusammen genommen und betrachtet hätte, so würde man eingesehen haben, daß die landsherrlichen Ausgaben, denen man niemals

mals ein gewisses Maas setzen kann, weil sie von einer unendlichen Menge politischer Umstände abhängen, über lang oder über kurz die Vortheile und die Kapitalien des Handels aufzehren würden; daß alsdann die Schatzkammer des Staats sich erschöpfen müßte, um der privilegirten Gesellschaft unter die Arme zu greifen, und daß diese spaten Begünstigungen, die blos dem schon gethanen Uebel abhelfen könnten, ohne dessen Wurzel auszurotten, die Handlungsgesellschaften auf ewig in einem Zustand der Mittelmäßigkeit und der Mattigkeit lassen würden.

Aber warum sollten die Regierungen nicht endlich diesen Irrthum erkennen und ablegen? Warum sollten sie nicht eine Last wieder übernehmen, die ihnen zukömmt, und deren Last, nachdem sie die Gesellschaften erdrückt hat, endlich immer ganz auf sie zurückfällt? Dann würde die Nothwendigkeit des Ausschließenden wegfallen. Die bestehenden Gesellschaften, welche ihrer alten Verbindungen und eines festgestellten Kredits wegen viel werth sind, würden sorgfältig erhalten werden. Der Anschein eines Alleinhandels würde auf ewig von ihnen weichen, und die Freyheit würde ihnen neue Gegenstände darbieten, wornach zu greifen die mit dem Privilegium verbundenen Lasten ihnen nicht erlaubt hatten. Auf der andern Seite würde das allen Bürgern eröfnete Feld der Handlung unter ihren Händen fruchtbar werden. Man würde sehen, daß sie neue Entdeckungen versuchten, sich neue Unternehmungen vorsetzten. Der innere Handel Indiens, der einen sichern Vertrieb in Europa zu finden hätte, würde sich er-

weitern und eine größere Thätigkeit annehmen. Die auf alle diese Verrichtungen aufmerksame Gesellschaften würden ihre Versendungen und ihre Rückfrachten nach dem Fortgang des Privathandels richten, und diese Mitwerbung, unter der niemand litte, würde zum Vortheil der verschiedenen Staaten ausfallen.

Dieses System scheint uns geschickt, alle Interessen, alle Grundsätze zu vereinigen. Es scheint uns keinem Einwurf, weder von Seiten der Vertheidiger des ausschliessenden Privilegiums, noch von Seiten der Vertheidiger der Freyheit ausgesetzt zu seyn.

Sollten die erstern wohl sagen, daß ohne ausschliessendes Privilegium die Gesellschaften nur ein willkührliches Daseyn haben, und gar bald die einzelne Kaufleute zu Grund gerichtet werden würden?

Ihr waret also nicht aufrichtig, würde ich ihnen antworten, als ihr behauptetet, daß der Privathandel nicht fortkommen könnte. Denn, wenn er es dahin bringt, den Handel der Gesellschaften zu Grund zu richten, wie ihr es jetzt behauptet, so kann es nur dadurch geschehen, daß er jenen zum Trutz durch die Ueberlegenheit seiner Mittel und die Kraft seiner Freyheit sich aller Handlungszweige, die sie im Besitz haben, bemächtigt. Was macht ausserdem eigentlich eure Gesellschaften aus? Ihre Kapitalien, ihre Schiffe, ihre Factoreyen, nicht ihr ausschliessendes Privilegium. Was hat sie immer ruinirt? Die un-

geheu-

geheuren Ausgaben, die Misbräuche aller Arten, die thörichten Unternehmungen; mit einem Wort, die schlechte Verwaltung, die weit verderblicher ist, als die Mitwerbung. Aber wenn die Vertheilung ihrer Mittel und ihres Vermögens mit Klugheit und Sparsamkeit geschieht, wenn der Geist des Eigenthums unter der Leitung der Freyheit ihre Geschäfte anordnet, so sehe ich kein Hinderniß, das sie nicht besiegen, kein Glück, das sie nicht hoffen können.

Sollte dieses Glück den Vertheidigern der Freyheit Furcht verursachen? Sollten sie etwa auch sagen, daß diese reichen und mächtigen Gesellschaften die besondern Handelsleute abschröcken und diese allgemeine und gänzliche dem Handel so nöthige Freyheit zerstören würden?

Dieser Einwurf würde mich von ihrer Seite nicht wundern. Denn fast immer sind es Worte, durch die sich die Menschen leiten, und ihren Handlungen und Meinungen die Richtung geben lassen. Die meisten Schriftsteller von der Staatswirthschaft nehme ich hievon nichts aus. Handlungsfreyheit! Bürgerliche Freyheit! Wir beten mit ihnen diese beyden Schutzgottheiten des menschlichen Geschlechts an. Aber ohne uns verführen zu lassen, binden wir uns an den Begrif, den sie vorstellen. Was verlangt ihr, würde ich diesen verehrungswürdigen Eiferern der Freyheit sagen? Daß die Gesetze auch so gar den Namen dieser alten Gesellschaften abschaffen, damit jeder Bürger sich ohne Furcht auf diesen Handel legen könne, und daß sie alle dieselben Mittel haben,

sich Vergnügungen zu verschaffen, denselben Vortheil, um zu Vermögen zu gelangen? Aber wenn dergleichen Gesetze mit dem ganzen Schwall von Freyheit im Grund nichts anders als sehr ausschliessende Gesetze wären, wird ihre betrügerische Sprache machen, daß ihr sie gut heißt? Wenn der Staat allen seinen Gliedern erlaubt, Unternehmungen anzufangen, die großen Vorschuß erfordern, und zu denen folglich nur sehr wenige Bürger die Mittel haben, so frage ich, was der große Haufen dabey gewinnt? Es läßt, als wenn man ihm erlaubte, Sachen zu thun, die ihm unmöglich zu thun sind. Vernichtet die Gesellschaften gänzlich, und es wird entweder gar kein Handel nach Indien getrieben, oder er wird nur durch eine kleine Anzahl angesehener Handelsleute getrieben werden.

Ich gehe noch weiter; und ohne auf die ausschliessenden Privilegien Rücksicht zu nehmen, werde ich als Thatsachen annehmen, daß die ostindischen Gesellschaften, nach der Art ihrer Einrichtung eine Menge Leute an ihrem Handel haben Theil nehmen lassen, die sonst niemals den geringsten daran gehabt haben würden. Betrachtet die Menge der Aktieninnhaber von allen Ständen und Alter, die am Gewinnst dieses Handels Theil nehmen, und man wird gestehen, daß sie bey dem gegenseitigen Fall weit geringer gewesen wäre; daß die Errichtung der Gesellschaften sie nur vergrößert hat, indem sie dieselbe einzuschränken schienen; und daß die Mäßigkeit des Preises der Aktien dem Volk die Erhaltung einer Stiftung, durch die ihm eine Bahn eröfnet wird, die ihm die Handlungsfreyheit verschlossen hätte, sehr werth seyn muß.

In

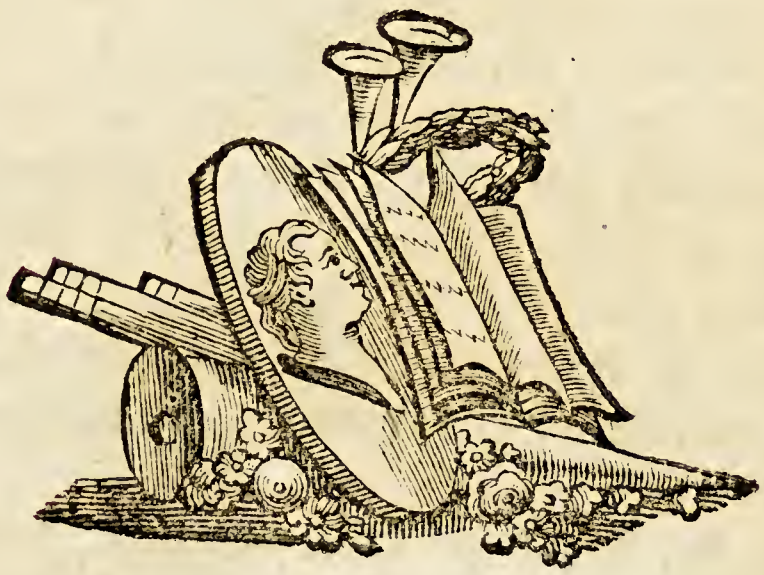
In der That glauben wir, daß die Gesellschaften und die Privatkaufleute eben so gut Glück haben würden, ohne daß das Glück der einen dem Glück der andern schaden, oder jemals gegenseitigen Neid erregen könne. Die Gesellschaften würden fortfahren, sich mit denjenigen Artikeln abzugeben, die, weil sie ihrer Natur und Ausbreitung nach große Mittel und Einigkeit erfordern, nur durch eine mächtige Vereinigung können übersehen werden. Die Einzelne hingegen würden sich auf die Artikel legen, die durch eine große Gesellschaft kaum bemerkt werden, und die mit Hülfe der Haushaltung und vermittelst der Vereinigung einer großen Menge kleiner Mittel für sie eine Quelle von Reichthümern werden würde.

Den Staatsmännern, denen ihrer Fähigkeiten wegen die Leitung der Staatsangelegenheiten anvertraut ist, kömmt es zu, über die Gedanken eines im Dunkel lebenden Bürgers des Staats, den seine Unerfahrenheit verleitet haben kann, den Ausspruch zu thun. Die Staatskunst kann sich nicht zu früh, noch zu gründlich damit abgeben, einen Handel, der das Schicksal der Nationen für so wichtig und wahrscheinlicher Weise immer seyn wird, in Ordnung zu bringen ist.

Wenn der Verkehr Europas mit Indien aufhören sollte, müßte die Pracht, die in unsern Gegenden so schnelle Schritte gemacht, und so tiefe Wurzeln geschlagen hat, aus allen Staaten auf gleiche Weise verbannt werden. Die Weichlichkeit müßte uns nicht tausend erkünstelte Bedürfnisse auferlegen, die unsern Vorfahren unbekannt

waren. Die Handlungswetteifersucht müßte aufhören, die nach Reichthümern gierigen Nationen zu beunruhigen und zu Feinden zu machen. Es wären Veränderungen in den Sitten, in den Gebräuchen, in den Meinungen erforderlich, die sich niemals zutragen werden. Wir müßten wieder in die Schranken einer ungekünstelten Natur treten, aus welchen wir auf immer heraus getreten zu seyn scheinen.

Dieses sind die letzten Betrachtungen, die uns die Verbindungen Europas mit Asien eingeben werden. Es ist Zeit, daß wir uns mit Amerika beschäftigen.



Philosophische und politische

Geschichte der Besitzungen und der Handlung der Europäer in beyden Indien.

Sechstes Buch.

Entdeckung von Amerika. Eroberung von Mexiko. Besitzungen der Spanier in diesem Theil der neuen Welt.

I.

Parallel zwischen der alten und neuen Geschichte.

Die alte Geschichte stellt uns ein prächtiges Schauspiel dar. Dieses, von grossen Staatsveränderungen, von heroischen Sitten, von ausserordentlichen Begebenheiten zusammengesetzte Bild wird immer mehr und mehr reitzend scheinen,

so

so wie sich seltner etwas wird finden lassen, das dem ähnlich ist. Sie ist vergangen, die Zeit des Stiftens und Umstürzens der Reiche! der Mann, vor dem die Erde schwieg, wird nicht mehr gefunden! Die Nationen scheinen nach langen Erschütterungen, nach dem Kampf der Herrschsucht und der Freyheit, heut zu Tage in der todten Ruhe der Knechtschaft festgemacht zu seyn. Man kämpft heut zu Tage mit dem Donnerstrahl, wegen der Eroberung einiger Städte, wegen der Einfälle einiger mächtigen Menschen: ehedem stritt man mit dem Degen, um Königreiche zu zerstöhren und zu errichten, oder um die natürlichen Rechte des Menschen zu rächen. Die Geschichte der Völker ist trocken und unwichtig, ohne daß die Menschen glücklicher wären. Eine tägliche Unterdrückung ist auf die Unruhen und Stürme gefolgt, und man sieht mit wenig Theilnehmung mehr oder minder niederträchtig gewordne Sklaven sich mit ihren Ketten schlagen, um die Laune ihrer Herren zu vergnügen.

Europa, dieser Theil der Welt, der am meisten auf die andern wirkt, scheint eine gründliche und dauerhafte Lage gewonnen zu haben. Es sind fast in gleichem Grad mächtige, einsichtsvolle, ausgebreitete, wachsame Gesellschaften. Sie werden sich einander drängen; und mitten unter dieser beständigen Bewegung werden einige sich ausdehnen, andere engre Schranken bekommen, und die Waage wird bald auf die, bald auf jene Seite sinken, ohne jemals umgeworfen zu werden. Die Schwärmerey der Religion und der Eroberungsgeist, diese beyden ruhestöhrenden Ursachen in der Welt, haben aufgehört. Der

ge-

geheiligte Hebel, dessen einer Arm auf der Erde, und der Ruhepunkt im Himmel steht, ist gebrochen oder doch sehr schwach; und die Fürsten fangen an zu bemerken, nicht wegen des Besten ihrer Unterthanen, um welches sie sich wenig bekümmern, sondern wegen ihrer eignen Vortheile, daß Sicherheit und Reichthümer zu vereinigen, der wichtige Gegenstand sey. Man unterhält zahlreiche Heere, man befestigt seine Gränzen, und man handelt.

Es entsteht in Europa ein Tausch- und Wechselgeist, der in den Köpfen von Privatpersonen zu weitläuftigen Unternehmungen Anlaß geben kann; aber dieser Geist ist ein Freund der Ruhe und des Friedens. Ein Krieg mitten unter handelnden Nationen ist ein Brand, der sie alle zu Grund richtet. Die Zeit ist nicht ferne, wo die stillschweigende Begnehmigung der Regierungen sich bis auf die Privatverbindungen der Unterthanen einer Nation mit den Unterthanen der andern erstrecken, und wo die Bankerotte, deren Prallschlag sich bis in unermeßliche Entfernungen fühlen läßt, als Staatsangelegenheiten werden angesehen werden. Bey diesen kaufmännischen Staaten werden die Entdeckung einer Insel, die Einfuhr eines neuen Handelsartikel, die Erfindung einer Maschine, die Errichtung einer Faktorey, das Ansichziehen eines Handlungszweigs, die Anlegung eines Hafens die wichtigsten Geschäfte seyn; und philosophische Handelsleute werden die Jahrbücher der Völker schreiben müssen, da sie ehedem durch historische Redner geschrieben wurden.

Die Entdeckung einer neuen Welt konnte allein unserer Neugierde eine ähnliche Nahrung verschaf-

schaffen. Ein groſses unbebautes Land, die in den Stand der Thiere herabgesetzte Menschheit, Felder ohne Erndten, Schätze ohne Besitzer, Gesellschaften ohne Polizey, Menschen ohne Sitten; wie sehr anziehend und unterrichtend wäre ein solches Schauspiel nicht für einen Locke, Büffon, Montesquieu! Welche Lecture wäre so überraschend, so gefühlvoll gewesen, als die Erzählung ihrer Reise? Aber das Bild der rohen Natur ist schon entstellt. Man muß eilen, die halb ausgewischten Züge derselben zusammen zu tragen, nachdem wir erst die habsüchtigen und blutdürstigen Christen, die ein unglücklicher Zufall zuerst an die Ufer dieser andern halben Weltkugel brachte, werden geschildert haben.

II.

Aeltere Staatsveränderungen Spaniens.

Spanien, welches in den ältesten Zeiten unter den Namen Hesperien und Iberien bekannt war, wurde durch Völker bewohnt, die auf der einen Seite durch das Meer eingeschlossen, auf der andern durch die pyrinäischen Gebirge beschützt wurden, und daher ruhig ein angenehmes Klima und ein reiches Land genossen, worinn sie sich nach ihren Gebräuchen regierten. Der Theil der Nation, der die südliche Gegend inne hatte, war durch einigen Verkehr, den er mit den Fremden unterhielt, ein wenig aus der Barbarey herausgekommen, aber die Bewohner der Küsten des Weltmeers waren allen den Völkern ähnlich, die

keine

keine andre Verrichtung kennen, als die Jagd. Diese Lebensart hatte für sie so viele Reitze, daß sie ihren Weibern alle Arbeiten des Feldbaues überließen. Man hatte es dadurch, daß man alle Jahre eine allgemeine Versammlung anstellte, wo diejenigen Frauenspersonen, die sich bey diesen Arbeiten am meisten hervorgethan hatten, ein öffentliches Lob erhielten, so weit gebracht, daß sie die Mühseeligkeiten derselben ertrugen.

So wird dann das schwächste Geschlecht zu den härtesten Arbeiten des wilden, wie des gesitteten Lebens gebraucht; das junge Mädchen muß in seinen zarten Händen die Werkzeuge der Feldarbeit halten, während daß seine vielleicht mit einem zweyten oder dritten Kind schwangere Mutter den Leib über den Pflug hinlehnt, und bey brennender Hitze mit der Pflugschaar oder Grabeisen den Schooß der Erde umwühlt. Entweder betrüge ich mich, oder diese Erscheinung ist für den, der nachdenkt, eine der wunderbarsten in den seltsamen Jahrbüchern unsers Geschlechts. Schwerlich würde sich ein auffallenderes Beyspiel von dem, was die Nationalachtung erhalten kann, finden lassen, den es gehört doch weniger Heldenmuth darzu, sein Leben der Gefahr auszusetzen, als es langwürigen Mühseeligkeiten zu widmen. Aber wenn das die Macht der versammelten Männer über den Kopf des Weibs ist, welches würde nicht das der versammelten Weiber über das Herz des Manns seyn?

So war der Zustand Spaniens beschaffen, als die Karthaginenser ihre habsüchtigen Blicke nach einer Gegend richteten, die voll von Reichthümern war, welche aber ihre Bewohner gar nicht kannten.

Diese

Diese Handelsleute, die das mittelländische Meer mit ihren Schiffen bedeckten, zeigten sich da erst als Freunde, welche gegen unnütze Metalle unzählige Bequemlichkeiten darboten. Der Reitz eines, dem Schein nach, so vortheilhaften Handels verleitete die Spanier so sehr, daß sie diesen Republikanern erlaubten, an den Küsten Wohnhäuser, Waarenlager zur Sicherheit für ihre Waaren, Tempel, zur Uebung ihrer Religion zu erbauen. Diese Niederlassungen wurden allmählig Festungen, die sich eine mehr listige als kriegerische Macht zu Nutze machte, um leichtgläubige, immer unter einander in Feindschaft lebende, immer unversöhnliche Nationen unter das Joch zu bringen. Die einen erkaufte Karthago, den andern brachte es Furcht bey; und auf die Art unterwarf es sich Spanien zugleich mit den Soldaten und den Schätzen Spaniens selbst.

Nachdem die Karthaginenser Herren des grösten und herrlichsten Theils dieser schönen Landschaft geworden waren, schienen sie die Mittel, ihre Herrschaft zu befestigen, entweder nicht zu kennen, oder zu verachten. Anstatt fortzufahren, das Gold und Silber, welches ergiebige Bergwerke den Ueberwundnen verschaften, für Dinge von geringem Werthe an sich zu bringen, wollten sie alles mit Gewalt wegschleppen. Dieser Geist der Tyranney breitete sich von der Republik auf den Feldherrn, auf den Officier, auf den Soldaten und auf den Handelsmann selbst aus. Eine so gewaltthätige Aufführung brachte die bezwungnen Provinzen zur Verzweiflung, und flößte denen, die noch frey waren, einen unsäglichen Abscheu vor einem so harten Joch ein. Diese

Ge-

Gesinnungen bewogen beyde, einen eben so schröcklichen Beystand anzunehmen, als grausam ihre Leiden waren. Spanien ward ein Schauplatz der Eifersucht, des Ehrgeitzes und des Hasses zwischen Rom und Karthago.

Beyde Freystaaten fochten mit vieler Erbitterung, um zu sehen, wem die Herrschaft über diesen schönen Theil Europas bleiben würde. Vielleicht würde keiner sie erhalten haben, wenn die Spanier ruhige Zuschauer der Begebenheiten geblieben wären, und so den wetteifernden Nationen Zeit gelassen hätten, einander aufzureiben. Aber da sie in diesen blutigen Auftritten eine Rolle mitspielen wollten, so kamen sie in die Knechtschaft der Römer, und blieben darinn bis ins fünfte Jahrhundert.

Bald flößte das Sittenverderben der Herren der Welt den nordischen Völkern die Kühnheit ein, übel beherrschte und schlechtvertheidigte Provinzen einzunehmen. Die Sueven, die Alanen, die Wenden, die Gothen setzten über die Pyrenäen. Diese Barbaren, die des Räuberhandwerks gewohnt waren, konnten keine Bürger werden: und daher führten sie lebhafte Kriege gegen einander. Die geschicktern oder glücklichern Gothen unterwarfen sich ihre Feinde, und machten aus ganz Spanien einen Staat, der ungeachtet des Fehlers seiner Verfassung, ungeachtet der Betrügereyen der Juden, welche die einzigen Handelsleute in demselben waren, sich bis zum Anfang des achten Jahrhunderts erhielt.

Zu der Zeit setzten die Mauren, welche Afrika mit jener Heftigkeit, die alle ihre Unternehmungen merkwürdig machte, bezwungen hatten, über

das Meer. Sie fanden einen König ohne Sitten und ohne Fähigkeiten, viele Höflinge und keine Minister; Soldaten ohne Muth, und Generale ohne Erfahrung; weichlich gewordne Unterthanen, voll Verachtung gegen die Regierung, und bereitwillig einen andern Herrn anzunehmen; Rebellen, die zu ihnen stiessen, um alles zu verheeren, zu sengen und zu ermorden. In weniger als drey Jahren ist das Reich der Christen zerstöhrt, und das Reich der Ungläubigen auf festen Gründe errichtet worden.

Spanien erhielt von seinen Siegern einige Keime von Geschmack, Menschlichkeit, Artigkeit, Philosophie, verschiedne Künste und einen ziemlich großen Handel. Diese glänzenden Tage dauerten nicht lange. Sie wurden durch die unzähligen Sekten, die unter den Siegern entstanden, und durch den Fehler verfinstert, den sie begiengen, daß sie sich besondre Landsherren in allen beträchtlichen Städten ihres Gebiets erwählten.

Während dieser Zeit unterlagen die Gothen, die, um dem Joch der Mahometaner zu entgehen, eine Zuflucht im Innersten Asturiens gesucht hatten, dem Joch der Anarchie, verfaulten in einer unwissenden Barbarey, wurden durch schwärmerische Priester unterdrückt, schmachteten in einer unaussprechlichen Armuth, und erlebten das Ende eines bürgerlichen Kriegs, nur um wieder in einen andern zu verfallen. Ungeachtet ihres nur zu großen Glücks, während dieser Unfälle vergessen oder nicht gekannt zu seyn, waren sie doch weit entfernt, darauf zu denken, wie sie die Zwistigkeit ihrer Feinde benützen könnten. Aber so bald das anfängliche Wahlreich im zehnten Jahrhun-

dert

dert erblich geworden war, so bald der Adel und die Bischöfe das Vermögen verloren hatten, Unruhen im Reich zu stiften; so bald das aus der Sklaverey gezogene Volk zur Staatsverwaltung mit gezogen wurde, sah man den Nationalgeist wieder aufleben. Die von allen Seiten her bedrängten Araber wurden nach und nach ihrer Länder beraubt. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts blieb ihnen nur ein kleines Königreich übrig.

Ihr Verfall wäre schleuniger gewesen, wenn sie mit einer Macht hätten zu thun gehabt, welche alle Länder, die sie ihnen abnahm, zu einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt hätte vereinigen können. So verhielt es sich aber damit nicht. Die Mahometaner wurden von unterschiednen Anführern angegriffen, wovon jeder einen unabhängigen Staat ausmachte. Spanien wurde in so viele Reiche getheilt, als es Provinzen enthielt. Wie viel Zeit, Erbschaften, Kriege, Staatsveränderungen gehörten nicht dazu, ehe diese schwache Staaten in die von Kastilien und Arragonien vereinigt wurden? Da endlich Ferdinands und Isabellens Heyrath alle spanische Kronen glücklicher Weise in eine Familie zusammen gebracht hatte, so fand man sich mächtig genug, das Königreich Grenada anzugreifen.

Dieser Staat, der kaum den achten Theil der Halbinsel ausmachte, war seit dem Einbruch der Sarracenen immer blühend gewesen, aber sein Flor nahm immer zu, so wie die Eroberungen der Christen eine immer größre Menge von Ungläubigen bewogen hatte, sich dahin zu flüchten. Im ganzen übrigen Europa waren keine so gut

angebaute Ländereyen, noch so zahlreiche und so vollkommne Manufakturen, noch eine so ununterbrochne und so weit getriebne Schiffahrt. Das öffentliche Einkommen belief sich auf 7,000000 Livres *), welches damals bey der Seltenheit des Goldes und Silbers ein entsetzlicher Reichthum war.

So viel Vortheile, statt die Regenten von Kastilien und Arragonien von dem Krieg gegen Grenada abzuhalten, waren gerade die Beweggründe, die sie zu dieser Unternehmung am lebhaftesten antrieben. Sie mußten zehn Jahre lang einen blutigen und hartnäckigen Krieg führen, um diese blühende Provinz zu bezwingen. Die Eroberung derselben ward in den ersten Tagen des Jahrs 1492 durch die Einnahme der Hauptstadt vollendet.

III.

Colombo faßt das Vorhaben, Amerika zu entdecken.

In diesen ruhmvollen Umständen schlug ein unbekannter Mann, der in der Kenntniß der Sternkunde und der Schiffahrt weiter gekommen war, als sein Zeitalter, dem innerhalb glücklichen Spanien vor, sich ausserhalb zu vergrößern. Christoph Colombo **) fühlte gleichsam aus Instinkt, daß noch ein andrer Welttheil seyn müßte, und daß er ihn entdecken sollte. Die Gegenfüßler, welche die Vernunft selbst für ein Hirngespinst ansah, der Aberglauben aber einen Irrthum und eine Gotteslästerung nannte, waren in den Augen dieses Genies eine unwidersprechliche Wahrheit. Voll

von

*) 3,208327 fl.
**) Ein Genueser, gebohren 1447.

von diesem Gedanken, einem der grösten, die jemals in den Kopf eines Menschen gekommen sind, schlug er Genua, seinem Vaterland vor, ihm eine neue Halbkugel zu unterwerfen. Allein es wurde ihm von dieser kleinen Republik, von Portugal, wo er sich aufhielt, und von England selbst, welches er zu allen Seeunternehmungen hätte geneigt finden sollen, mit Verachtung begegnet, daher legte er seine Absichten und seine Projekte Isabellen vor.

Die Minister dieser Prinzessin hielten anfänglich einen Mann, der eine Welt entdecken wollte, für einen Träumer. Sie begegneten ihm lange Zeit mit dem beleidigenden Hochmuth, den Leute in hohen Aemtern so oft gegen diejenigen zeigen, die weiter nichts als Genie besitzen. Colombo ließ sich durch diese Schwierigkeiten nicht abschröcken. Er hatte, wie alle diejenigen, die sich ausserordentliche Vorhaben bilden, denjenigen Eifer, der da macht, daß sie sich gegen die Urtheile der Unwissenheit, den Hohn des Hochmuths, die Kleinmüthigkeit des Geitzes, die Verzögerungen der Faulheit sträuben. Seine standhafte, erhabene, muthige Seele, seine Klugheit und Geschicklichkeit machten endlich, daß er über alle Hindernisse siegte. Man verwilligte ihm drey kleine Schiffe und neunzig Mann. Mit diesem schwachen Geschwader, dessen Ausrüstung nicht einmal 100000 *) Franken kostete, segelte er den 3ten August 1492, mit dem Titel eines Admirals und Vizekönigs der Inseln und Länder, die er entdecken würde, ab.

*) Oder nach Robertson 40000 fl.

IV.

Colombo segelt anfänglich gegen die canarischen Inseln zu. Beschreibung derselben.

Diese 500 Meilen von den spanischen Küsten, und 100 Meilen vom festen Land von Afrika gelegenen Inseln sind sieben an der Zahl. Das Alterthum hat sie unter dem Namen der glückseligen oder Fortuneninseln gekannt. Auf dem westlichsten Theil dieses kleinen Inselmeers zog der berühmte Ptolomäus, der im zweyten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung lebte, die erste Mittagslinie, nach der er die Länge aller Oerter, deren geographische Lage er bestimmte, berechnete. Nach der scharfsichtigen Bemerkung der drey französischen Sternkundigen, die 1778 die so sonderbare und so unterrichtende Beschreibung einer 1771 und 1772 gemachten Reise herausgegeben haben, würde er haben Alexandrien wählen können; allein er befürchtete ohne Zweifel, daß diese Vorliebe für sein Vaterland von andern nachgeahmt werden, und aus diesen Abänderungen einige Verführung entspringen möchte. Der von diesem Philosophen eingeschlagene Weg, diejenige Mittagslinie für die erste anzunehmen, welche zu seinem Osten allen damals bekannten Theil der Erde liegen zu lassen schien, wurde allgemein gebilligt, und während mehrern Jahrhunderten allgemein befolgt. Nur in den neuen Zeiten haben mehrere Nationen, aber sehr übel die Mittagslinie der Hauptstadt ihres Reichs dafür angenommen.

Die

Die angenommene Gewohnheit, des Namens der glückseligen Inseln sich zu bedienen, hat inzwischen doch nicht verhindert, daß man sie gänzlich aus den Augen verlor. Irgend ein Seefahrer hat ohne Zweifel diese ungetreuen Inseln neuerdings aufgefunden, nachdem im Jahr 1344 der römische Hof das Eigenthum derselben an Ludwig von Cerda, einen castilischen Infanten verschenkte. Dieser Prinz hatte durch den Eigensinn des Haupts seiner Familie noch nichts versuchen können, dieses Geschenk einträglich zu machen, als Bethencourt von Rochelle aus den 6 May 1402 absegelte, und zwey Monate nachher sich von Lancerote Meister machte. Bey der Unmöglichkeit, etwas mit den ihm übrig gebliebenen Mitteln ausrichten zu können, entschloß sich dieser Abentheurer, dem König von Kastilien alle Eroberungen, die er machen könnte, zu unterwerfen. Mit den Unterstützungen, die ihm dieser Herr gab, überfiel er 1404 Fortaventura, Gomera im Jahr 1405, die Insel Ferro im Jahr 1406; Canaria, Palma, und Teneriffa aber wurden erst 1483, 1492 und 1496 unterjocht. Dieses Inselmeer hat seitdem unter dem Namen der canarischen Inseln immer einen Theil der spanischen Herrschaft ausgemacht, und ist unter den castilischen Gesetzen gestanden.

Die canarischen Inseln geniessen eines gewöhnlich heitern Himmels. Die Hitze ist auf den Küsten stark, aber an den etwas höher gelegenen Orten ist die Luft angenehm gemässigt, und auf einigen den grösten Theil des Jahrs mit Schnee bedeckten Gebirgen zu kalt.

Die Früchte und Thiere der alten und neuen Welt gedeihen fast alle auf dem verschiedenen Boden dieser Inseln. Man baut daselbst Oehl, etwas Seide, viel Orseille, *) und eine beträchtliche Menge Zucker, der aber schlechter ist, als der von Amerika. Das Getraid, das sie liefern, reicht meistens zu dem einheimischen Verbrauch hin; und ohne die Getränke von minderer Beschaffenheit in Anschlag zu bringen, beträgt ihre Weinausfuhr jährlich 10:12000 Pipen Malvasier.

Im Jahr 1768 zählten die canarischen Inseln 155170 Einwohner, ohne 508 Geistliche, 922 Mönche und 746 Nonnen zu rechnen. 29800 dieser Einwohner waren in Regimenter vertheilt. Diese Militz war damals von keiner Bedeutung; allein seitdem hat man sie so wie alle andre in den spanischen Colonien ein wenig in den Waffen geübt.

Obgleich die Audienz oder der oberste Justitzhof auf der eigentlich sogenannten canarischen Insel sich befindet, so sieht man doch Teneriffa für die Hauptinsel dieses Inselmeers an, die durch ihre feyerspeyende Berge, und durch einen Berg, der nach den neuesten und besten Beobachtungen sich 1904 Toisen über das Meer erhebt, bekannt ist. Sie ist auch die gröste, reichste und bevölkerteste. Sie ist der Aufenthalt des obersten Befehlhabers und der Sitz der Regierung. Die Seefahrer, die meistens Engländer oder Amerikaner sind, verkaufen in ihrem Hafen Santo Cruce, und nehmen auch daselbst ihre Ladung ein.

Das

*) Ein Moos, welches eine purpurartige Farbe giebt.

Das Geld, das diese Handelsleute dahin bringen, kömmt auf den Inseln selten in Umlauf. Die Auflagen sind nicht Ursache, daß es daraus fortgeht, weil solche sich blos auf den ausschliessenden Tabackhandel und auf eine Taxe von sechs fürs Hundert Ausfuhr und Einfuhr Zoll beschränken: schwache Quellen, welche schon durch die Kosten der Landsherrlichkeit erschöpft werden. Wenn die canarischen Inseln jährlich 15 — 1600000 Franken ins Hauptland schicken, so geschieht dieses aus abergläubischer Achtung der Cruzadobulle *) durch die Hälfte der Besoldungen, welche der Krone diejenigen, die eine Stelle erlangt haben, im ersten Jahr bezahlen müssen; durch den Betrag des Lanzenrechts, das im ganzen Reich statt der ehemaligen allen und jeden Personen von Rang obgelegenen Verbindlichkeit, dem König in Krieg nachzufolgen eingeführt worden ist; durch das Drittel aller zum Reich gehörigen Bißthümer, sie mögen gelegen seyn, wo sie wollen; durch den Ertrag, der durch einige in Spanien seßhafte Familien an sich gebrachten oder beybehaltenen Ländereyen: end-

*) Der König von Spanien bezieht als Oberhaupt der Kirche und Verwalter der Kirchengüter in der neuen Welt den aus dem Verkauf der Cruzadobullen entstehenden Gewinn. Diese Bulle wird alle Jahre zweymal ausgegeben, und enthält den päbstlichen Ablaß für vergangene Sünden, und nebst andern Freyheiten die Erlaubnis, während der Fastenzeit verbotene Speisen zu essen. In den spanischen Kolonien kauft sich jede Person von europäischer, creolischer, oder vermischter Herkunft eine solche Bulle für den von der Regierung darauf gesetzten Preis. Dieser richtet sich nach dem Stand des Käufers, für die niedrigste Klasse, Knechte, Hausgesind und Sklaven zwey Silberrealen oder 30 kr. für andre Spanier 8 Realen, 4 fl. für Beamten und Eigenthümer von Encomiendes 16 Realen, 8 fl. Anm. des Uebersetz.

endlich durch den Kostenaufwand derjenigen, welche die Unruhe, der Ehrgeitz oder die Begierde sich Kenntnisse zu verschaffen bewogen haben, aus diesem Inselmeer zu reisen.

Ein so ansehnlicher Ausfluß des Gelds hat die canarischen Inseln in einer beständigen Erschöpfung gelassen. Sie würden sich daraus erhoben haben, wenn man sie in dem ruhigen Genuß der ihnen 1657 zugestandenen Freyheit, alle Jahre nach der andern Halbkugel fünf Fahrzeuge, die mit 1000 Tonnen Lebensbedürfnissen oder Waaren beladen waren, zu senden, gelassen hätte. Unglücklicherweise beschränkten sie die Hindernisse, welche Cadix diesem Handel in Weg legte, nach und nach auf ein sehr kleines Caraqueschiff. *) Diese Tyranney hört auf, und wir werden von ihrem Sturz reden, wenn wir erst Colombo auf den großen Schauplatz, auf dem sein Genie und sein Muth sich entwickeln werden, gefolgt seyn werden.

Es war der 6 September, als er Gomera, wo seine zu schwachen Fahrzeuge ausgebessert und frische Lebensmittel eingenommen wurden, abgieng, und die von den vorhergehenden Seefahrern übliche Strasse verließ, und gegen Westen selgelte, um in einen unbekannten Ocean auszulaufen.

Bald fieng sein Schiffsvolk, daß über die unermeßliche Weite der Meere, die sie von ihrem Vaterland trennte, stutzte, an, in Furcht und Schrecken zu gerathen. Sie murrten laut, und die unbiegsamsten unter diesen Rebellen wiederholten öfters den Vorschlag, den Urheber ihrer Ge-

*) Unter welchem man ein rundes portugiesisches Fahrzeug versteht.

Gefahren in die Wellen zu werfen. Seine eifrigsten Anhänger selbst verloren alle Hoffnung; und er konnte sich weder durch Ernst noch durch Güte mehr etwas versprechen. Wenn in drey Tagen sich kein Land zeigt, dann überlasse ich mich eurer Rache, sagte der Admiral. Diese Rede war kühn, ohne verwegen zu seyn. Seit einiger Zeit fand er mit dem Loth Grund, und Anzeigen, die selten trügen, liessen ihn den Schluß machen, daß er von dem sich vorgesetzten Ziel nicht mehr weit entfernt sey.

V.

Ankunft des Colombo in der neuen Welt.

Im Monat October wurde die neue Welt entdeckt. Colombo landete auf einer der Lukayeninseln, die er San Salvador nannte, und von der er im Namen der Isabelle Besitz nahm. Niemand in Europa war fähig zu denken, es könne eine Ungerechtigkeit dabey seyn, sich eines Lands zu bemächtigen, das nicht von Christen bewohnt wäre.

Die Inselbewohner wurden beym Anblick von solchen Schiffen und von ihnen so verschiedenen Männern erschreckt, und liefen davon. Die Spanier hielten einige an, die sie mit Liebkosungen und Geschenken überhäuften, und dann zurückschickten. Mehr brauchte es nicht, um der ganzen Nation Vertrauen einzuflößen.

Diese Einwohner kamen ohne Gewehr ans Ufer. Verschiedne giengen in die Schiffe, und betrachteten alles mit Bewunderung. Man bemerkte

merkte an ihnen Zutrauen und Freudigkeit. Sie brachten Früchte herbey. Sie nahmen die Spanier auf die Schultern, um ihnen zu helfen ans Land zu kommen. Die Bewohner der benachbarten Inseln zeigten eben die Sanftmuth und eben die Sitten. Die Matrosen, die Colombo, auf Kundschaft ausschickte, wurden in allen Wohnungen aufs beste bewirthet. Männer, Weiber, Kinder suchten ihnen Lebensmittel herbeyzuschaffen. Man füllte die Hangbetten, in welchen sie schliefen, mit der feinsten Baumwolle.

Leser, sage mir, waren es gesittete Völker, die bey wilden, oder wilde, die bey gesitteten gelandet sind? Und was liegt daran, daß sie nackend sind; daß sie mitten in Wäldern wohnen, daß sie unter Hütten leben, daß unter ihnen weder ein Gesetzbuch, noch eine bürgerliche, noch peinliche Gerichtsverfassung vorhanden ist, wenn sie sanft, menschenfreundlich, wohlthätig sind, wenn sie die Tugenden, die den Menschen auszeichnen, besitzen. Ach überall würde man mit dem nemlichen Verfahren die gleiche Aufnahme erfahren haben. Laßt uns, wenn es möglich ist, diesen Anfang der Entdeckung, diese erste Zusammenkunft der beyden Welten, um die unsre mit Grund zu verabscheuen, vergessen, oder vielmehr uns daran erinnern.

Gold war es, was die Spanier suchten, und sie sahen welches. Verschiedne Wilde trugen Zierrathen von diesem reichen Metalle an sich; sie gaben ihren neuen Gästen welches. Diese bekamen mehr Abscheu vor der Nackheit und Einfalt dieses Volks, als sie von ihrer Gütigkeit gerührt wurden. Sie konnten an ihnen den

Stem-

Stempel der Natur nicht erkennen. Voll Erstaunen kupferfarbne Menschen, ohne Bart und ohne Haar am Leibe zu finden, sahen sie dieselben für unvollkommne Thiere an, die man schon damals unmenschlich würde behandelt haben, ohne den Vortheil, den man davon erwartete, wichtige Nachrichten, in Ansehung der benachbarten Gegenden, und in welchen Ländern die Goldbergwerke wären, von ihnen zu erfahren.

VI.

Zu St Domingo errichten die Spanier ihre erste Niederlassung in Amerika. Sitten der Einwohner dieser Insel.

Nachdem sie einige nicht gar große Inseln besucht hatten, landete Colombo an der nördlichen Küste einer großen Insel, welche die Einwohner Hayti nannten, der er aber den Namen Hispaniola gab, gegenwärtig heißt sie San-Domingo. Er wurde durch einige Wilden aus den andern Inseln dahin gebracht, die mit ihm ohne Mißtrauen gesegelt waren, und ihm hatten zu verstehen gegeben, daß die große Insel das Land sey, welches ihnen das Metall, wornach die Spanier so gierig waren, verschafte.

Die Insel Hayti, die zweyhundert Meilen lang, über sechszig und unterweilen achzig breit ist, wird nach ihrer ganzen Länge von Osten nach Westen, durch eine Kette von Bergen zerschnitten, die grösten Theils sehr schrof sind, und die Mittel derselben einnehmen. Sie war, als man sie fand, unter fünf sehr zahlreiche Nationen ge-

getheilt, die friedlich mit einander lebten. Sie hatten Könige, Kaziken genannt, die um desto unumschränkter herrschten, je beliebter sie waren. Diese Völker waren weißer, als die auf den andern Inseln. Sie bemahlten sich den Leib. Die Mannspersonen waren ganz nackend. Die Weiber trugen eine Art von baumwollenem Rock, der nicht weiter als bis an das Knie gieng. Die Mägdchen giengen nackend, wie die Männer. Sie lebten von Mays, von Wurzeln, von Obst und von See-Muscheln. Sie waren nüchtern, flüchtig, behende, aber nicht stark, und hatten eine große Abneigung gegen die Arbeit. Ihre Tage flossen ohne Unruhe, in einer sanften Trägheit dahin. Sie brachten die Zeit mit Tanzen, mit Spielen und mit Schlafen zu. Sie zeigten wenig Geist, wie die Spanier sagen, und in der That als Inselbewohner, die von allen andern Völkern getrennt lebten, konnten sie nur wenig Einsichten haben. Die abgesonderten Gesellschaften werden langsam und mit Mühe aufgeklärt; sie bereichern sich mit keiner von den Entdeckungen, welche Zeit und Erfahrung bey andern Völkern hervorbringen. Die Anzahl der Zufälle, durch welche Einsichten erlangt werden, sind für sie eingeschränkter.

Die Spanier selbst bezeugen es uns, daß diese Nation menschlich und ohne Arges, ohne Rachsucht, ja fast ohne Leidenschaften war.

Sie wußten nichts, aber sie hatten auch gar keine Lust etwas zu lernen. Diese Gleichgültigkeit und das Vertrauen, mit dem sie sich Fremdlingen in die Hände lieferten, beweiset, daß sie glücklich waren.

Ihre

Ihre Geschichte, ihre Sittenlehre, waren in einer Sammlung Lieder, die man sie in der Kindheit lehrte, eingehüllt.

So wie alle Völker, hatten auch diese einige Fabeln über den Ursprung des menschlichen Geschlechts.

Man weis nicht viel von ihrer Religion, an die sie eben nicht fest hielten, und es hat den Anschein, als hätten sie ihre Zerstörer in diesem Punkt, so wie in vielen andern, verleumdet. Sie haben vorgegeben, daß diese so sanften Inselbewohner eine Menge bösartiger Wesen anbeteten. Das läßt sich nicht glauben. Die Anbeter eines bösartigen Gottes sind nie gut gewesen. Und was war auch an ihren Göttern und Gottesdienst gelegen? Fragten sie die neuen Ankömlinge wegen ihrer Religion? War ihr Glaube ein Beweggrund zur Neugierde, Haß oder Verachtung für sie? Der Europäer ist es, der sich aufführte, als wenn die Dämonen des Inselbewohners sich bey ihm Raths erholten, der Inselbewohner war es, der sich betrug, als hätte er der Gottheit des Europäers gehorcht.

Die Anzahl der Weiber ward durch kein Gesetz bey ihnen bestimmt. Gewöhnlicher Weise hatte eine unter ihnen einige Vorrechte, einige Vorzüge, aber ohne Gewalt über die andern. Es war die, die der Mann am meisten liebte, von der er glaubte, daß er am zärtlichsten geliebt würde. Manchmal ließ sie sich beym Tod dieses Gatten mit ihm begraben. Das war aber bey diesen Völkern kein Gebrauch, keine Pflicht, keine Sache, worinn man eine Ehre suchte: es war eine wahre Unmöglichkeit bey der Frau, dasjenige zu überleben, was ihrem Herzen das

theuerste war. Die Spanier nannten diese in der Ehre und Liebe durch die Gesetze und die Sitten rechtgesprochne Freyheit Unzucht, Ausgelassenheit, Verbrechen, und sie schrieben den vorgegebenen Ausschweifungen dieser Menschen den Ursprung einer schändlichen und verheerenden Krankheit zu, von welcher man gemeiniglich glaubt, daß sie in Europa vor der Entdeckung von Amerika nicht bekannt war.

Die Insulaner hatten keine andere Waffen, als den Bogen mit Pfeilen von Holz, deren im Feuer gehärteten Spitze manchmal mit scharfen Steinen oder mit Fischgreten besetzt waren. Die bloßen Kleider der Spanier waren gegen diese ziemlich ungeschickt abgedrückten Pfeile undurchdringliche Panzer. Dieses Gewehr nebst kleinen Keulen, oder vielmehr dicken Stöcken, deren Schlag selten tödlich seyn mußte, machten dieses Volk eben nicht furchtbar.

Es bestand aus unterschiedenen Ordnungen, deren eine sich eine Art von Adel anmaßte; aber man weis nicht recht, was für Vorzüge mit dieser Art Adel verknüpft waren, und wie man dazu gelangen konnte. Dieses unwissende und wilde Volk hatte auch Zauberer, die Kinder oder Väter des Aberglaubens.

Columbo versäumte kein Mittel, wodurch er sich diese Inselbewohner geneigt machen konnte. Aber er zeigte ihnen auch, daß, wenn er gleich den Willen nicht hätte, ihnen zu schaden, er doch die Macht besäße, es zu thun. Die erstaunlichen Wirkungen seines Geschützes, womit er Versuche vor ihren Augen anstellte, überzeugten sie von dem, was er ihnen sagte. Die

Spa-

Spanier schienen ihnen vom Himmel herabgekommene Menschen: und die Geschenke, die sie von jenen bekamen, waren für sie keine bloßen Gegenstände der Neugierde, sondern geheiligte Sachen. Dieser Irrthum war vortheilhaft. Er wurde durch keine schwache oder grausame That gestöhrt. Man schenkte diesen Wilden rothe Mützen, Glaskügelchen, Stecknadeln, Messer, Schellen, und sie gaben Gold und Lebensmittel dafür her.

In den ersten Augenblicken dieses guten Verständnisses steckte Colombo den Platz zu einer Pflanzstadt ab, die er dazu bestimmte, den Mittelpunkt zu allen den Entwürfen, welche er auszuführen gedachte, abzugeben. Er errichtete das Kastell Navidad mit Hülfe der Insulaner, die lustig daran arbeiteten, ihre Ketten zu schmieden. Er ließ neun und dreyßig Kastilianer darinn, und nachdem er den grösten Theil der Insel auskundschaftet hatte, segelte er wieder nach Spanien.

Er lief zu Palos, einem Hafen in Andalusien ein, von wo aus er sieben Monate vorher abgereiset war, und gieng zu Land nach Barcellona, wo der Hof war. Diese Reise war ein Triumph. Der Adel und das Volk giengen ihm entgegen, und folgten ihm haufenweis bis vor den Thron Ferdinands und Isabellens. Diesen stellte er die Inseleinwohner, die gutwillig mit ihm gereiset waren, vor. Er ließ Haufen Gold, Vögel, Baumwolle, viele Seltenheiten, die der Neuheit wegen kostbar waren, herbeybringen. Diese Menge fremder Gegenstände, die vor den Augen einer Nation vorgelegt wurden, deren Eitelkeit und Einbildungskraft alles übertreibet, zeigten ihr in der Ferne, dem Raum und der Zeit nach, eine

unerschöpfliche Quelle von Reichthümern, die immerfort in ihren Schooß fließen würde. Der Eifer ergriff sogar die Regenten. In der öffentlichen Audienz, die sie dem Colombo ertheilten, ließen sie ihn sich, wie sonst einen Grand von Spanien, bedecken und setzen. Er erzählte ihnen seine Reise. Sie überhäuften ihn mit Liebkosungen, Lobeserhebungen und Ehrenbezeugungen; und kurz darauf reisete er mit siebenzehen Schiffen ab, um neue Entdeckungen zu machen, und Pflanzorte anzulegen.

Bey seiner Ankunft zu San-Domingo, mit 1500 Soldaten, Arbeitsleuten, Bekehrern, mit den benöthigten Lebensbedürfnissen, mit den Saamen aller Pflanzen, von denen man glaubte, daß sie unter einem feuchten und heißen Himmelsstrich gleich gut fortkommen könnten; mit den Hausthieren der alten Halbkugel, von denen die neue nicht eine einzige Art besaß, fand Columbo, daß man seine Festung zerstört, und alle Spanier ermordet hatte. Diese Räuber hatten sich ihr Verderben durch ihren Hochmuth, ihre Ausgelassenheit und Tyranney zugezogen. Columbo fand sich nach den Erläuterungen, die er deßwegen einzog, davon überzeugt, und er war so glücklich, diejenigen, die nicht so mäßig gesinnt waren, als er, zu überreden, eine gute Staatsklugheit heische es, daß man die Rache auf eine andere Zeit verschöbe. Ein Castell, das mit dem Namen Isabella beehrt wurde, ward an die Ufer des Meers, und das von St. Thomas auf die Gebirge von Cibao, wo die Einwohner in den Flüssen den grösten Theil des Golds, dessen sie sich zu ihren Zierathen bedienten, und wo die Eroberer vorhatten, Minen aufzuthun, erbaut.

Während man mit diesen Arbeiten beschäftigt war, waren die aus Europa mitgebrachten Lebensmittel aufgezehrt, oder verdorben. Die Colonie hatte nicht genug frische erhalten, um den Abgang zu ersetzen; und Soldaten und Matrosen hatten weder die Zeit, noch die Einsichten, noch den Willen, für die Hervorbringung derselben zu sorgen. Man mußte sich daher an die Landeingebohrnen wenden, die bey ihrem geringen Feldbau ausser Stand waren, Fremdlinge zu ernähren, die, ob sie gleich die mässigsten der alten Halbkugel waren, doch immer jeder soviel verzehrte, als für mehrere Indianer hingereicht hätte. Diese Unglücklichen gaben alles her, was sie hatten, und was man verlangte. Solche beständig dauernden Forderungen aber machten doch endlich, daß sie ihre von Natur schüchterne Denkungsart ablegten, und alle Caciquen, mit Ausnahme des Guacanasari, der zuerst die Spanier in seine Staaten aufgenommen hatte, beschlossen, ihre Kräfte zu vereinigen, um ein Joch, das täglich unerträglicher würde, zu zerbrechen.

VII.

Grausamkeiten der Eroberer auf S. Domingo. Was sie bewirken.

Colombo unterbrach den Lauf seiner Entdeckungen, um dieser unerwarteten Gefahr vorzukommen, oder sie doch zu zerstreuen. Obgleich das Elend, das Clima und die Unmäßigkeit zwey Drittel seiner Gefährten ins Grab gestürzt hatten, obgleich die Krankheit mehrere von denen, welche diesen schröck-

lichen Geiseln entwischt waren, verhinderte, sich mit ihm zu vereinigen; ob er gleich nicht mehr als 200 Fußgänger und 20 Reuter gegen den Feind führen konnte, so scheute sich doch dieser ausserordentliche Mann nicht, im Jahr 1495 in den Ebenen von Vega Real ein von den Geschichtschreibern allgemein auf 100000 Streiter angegebenes Heer anzugreifen. Die Hauptvorsicht, die man nahm, war, über selbiges während der Nacht herzufallen.

Die Inselbewohner waren geschlagen, ehe sie stritten. Sie sahen die Spanier als Wesen von einer erhabnern Natur an. Die europäischen Waffen hatten ihre Bewunderung, ihre Ehrfurcht, und ihr Schröcken noch vermehrt. Der Anblick der Pferde hat sie mit Erstaunen erfüllt. Viele unter ihnen waren einfältig genug, um zu glauben, der Mensch und das Pferd wären nur ein und dasselbe Thier, oder eine Art Gottheit. Wenn auch ein Eindruck von Schröcken ihren Muth nicht verrathen hätte, so hätten sie sich doch nur schwach vertheidigen können. Das Kanonenfeuer, die Piken, eine unbekannte Mannszucht, würde sie leicht aus einander getrieben haben. Sie flohen von allen Seiten. Um sie deswegen, welches man ihre Rebellion nannte, zu bestrafen, mußte jeder Indianer von mehr als vierzehn Jahren eine Abgabe von Gold oder Baumwolle, *) nachdem er eine Gegend bewohnte, entrichten.

Diese Einrichtung, welche eine beständige Arbeit erforderte, mußte für ein Volk, das keiner mühsamen

*) Alle Vierteljahr eine Falkenschelle voll Gold, oder 25 Pfund Baumwolle.

men Beschäftigung gewohnt war, das gröste Unglück seyn. Das Verlangen, sich von seinen Unterdrückern zu befreyen, wurde seine einzige Leidenschaft. Als die Hoffnung, sie durch Gewalt über das Meer zurückbringen, nicht mehr da war, so sann es 1496 den Entwurf aus, solche durch Hunger darzu zu zwingen. In dieser Absicht säete es keinen Mais mehr, riß die gepflanzten Manioc Wurzeln heraus und floh in die magersten und steilsten Gebirge.

Aber selten sind die verzweiflungsvollen Entschliessungen auch die glücklichsten. Der von den Indianern gefaßte Entschluß war für sie unendlich traurig. Die Gaben einer rohen und undankbaren Natur konnten sie nicht ernähren, wie sie unbedachtsamerweise gehoft hatten; und ihre Freystatt, so unzugänglich sie war, konnte sie vor den Verfolgungen eines gereitzten Tyrannen, der in dieser gänzlichen Entziehung aller Lokalhülfsquellen von ungefähr einige Lebensmittel aus dem Mutterland erhalten hatte, nicht sichern. Die Wuth war so weit getrieben, Hunde abzurichten, um diese Unglückliche aufzuspühren und zu zerreissen. Man behauptete, einige Castilianer hätten das Gelübde gethan, jeden Tag zwölf derselben zu Ehren der zwölf Apostel umzubringen. Nach der angenommenen Meinung soll diese Insel vor diesem Ereigniß eine Million Einwohner gezählt haben.

Kaum waren diese Unglückseeligen, die so vielen Unglücksfällen entgangen waren, zu ihrem Heerd zurückgekehrt, wo Widerwärtigkeiten einer andern Art für sie zubereitet wurden, als sich ihre Verfolger entzweyten. Die Verlegung des

Hauptorts der Colonie von Norden nach Süden, von Isabella nach San-Domingo konnte wohl zum Vorwand einiger Beschwerden dienen, allein die Zwistigkeiten hatten ihre vorzügliche Quelle in den durch einen heissen Himmelsstrich in Gährung gebrachten, und durch eine schlecht gegründete Aufsicht zu wenig im Zaum gehaltenen Leidenschaften. Man gehorchte dem Bruder, dem Vertretter des Colombo nur dann, wenn man einen Caciquen absetzen, einen Canton ausplündern, Dorfschaften vertilgen durfte. Nach der Theilung der Beute wurde der Geist der Unabhängigkeit wieder der herrschende Geist; dem Haß und der Eifersucht wurde allein Gehör gegeben. Die Spaltungen kamen endlich soweit, daß einer gegen den andern die Waffen ergriff, man bekriegte öffentlich einander.

Während dieser Zwistigkeiten war der Admiral in Spanieu. Er war dahin gereißt, um die gegen ihn unaufhörlich wiederholten Beschuldigungen zu widerlegen. Die Erzählung von dem, was er großes verrichtet hatte, die Auseinandersetzung von dem, was er nützliches auszuführen vorhatte, gewannen ihm leicht wieder Isabellens Zutrauen. Ferdinand selbst sehnte sich ein wenig mit diesen weit aussehenden Seefahrten aus. Man entwarf ihm den Plan einer ordentlichen Regierung, mit der fürs erste zu San-Domingo der Versuch angestellt werden sollte, und auch nachher befolgt worden ist, sammt den Abänderungen, deren Nothwendigkeit die Erfahrung an Handen gegeben haben würde, in den verschiedenen Niederlassungen, welche die Folge der Zeit auf der andern Halbkugel errichten sollte! Geschickte des Bergwerks kundige Leute wur-

den

den sorgfältig aufgesucht; und die Kammer übernahm ihre Besoldung und Unterhaltung auf mehrere Jahre.

Die Nation dachte ganz anders, als ihre Beherrscher. Die Zeit, die das Nachdenken hinter der Schwärmerey herführt, hatte dem Eifer, den man Anfangs bezeugte, nach der neuen Welt zu reisen, ein Ende gemacht. Ihr Gold führte niemand mehr in Versuchung. Die bleiche Farbe aller derer, die daher zurückgekommen waren; die grausamen und schimpflichen Krankheiten der meisten unter ihnen; was man von der dortigen bösen Luft, von der Menge derer, die da gestorben wären, und von dem Mangel, den man dort aushalten müßte, erzählte; der Widerwille, einem Ausländer, dessen Strenge man allgemein tadelte, zu gehorchen; vielleicht die Furcht etwas zu seinem Ruhm beyzutragen; alle diese Gründe hatten den Unterthanen der Krone von Kastilien eine unüberwindliche Abneigung gegen San-Domingo eingeflößt, und sie waren damals die einzigen Spanier, denen bis 1493 erlaubt war hinzureisen.

Es waren aber doch Kolonisten erforderlich. Der Admiral schlug vor, sie aus den Gefängnissen unter den Missethätern zu nehmen; die grösten Bösewichte dem Tod und dem Schimpf zu entziehen, um sie dazu zu gebrauchen, die Macht ihres Vaterlandes, deren Plage und Last sie waren, auszubreiten. Dieses Vorhaben würde bey schon festgegründeten Pflanzörtern weniger Ungelegenheit gehabt haben: wo die Macht der Gesetze und die Reinigkeit der Sitten die Frechheit einiger zügellosen und verderbten Glieder im-

Zaum hätte halten, oder dämpfen können. Aber neue Staaten müssen andre Stifter haben, als Räuber. Amerika wird sich von dem Sauerteig und Abschaum, der sich in die Masse der ersten Bevölkerung, die Europa dort anlegte, einmischte, niemals reinigen, und Colombo überzeugte sich bald selbst, wie schlimm der Rath war, den er angegeben hatte.

Wenn dieser kühne Seefahrer nur gewöhnliche Menschen mitgenommen hätte, so würde er ihnen auf der Fahrt, wo nicht erhabne Grundsätze, doch eine rechtschaffne Denkungsart beygebracht haben. Diese hätten bey ihrer Ankunft die gröste Menge ausgemacht, und Beyspiele von Mäßigung und Gehorsam gegeben, die man hätte befolgen müssen, und vielleicht auch willig nachgeahmt hätte. Diese Harmonie hätte die besten Würkungen hervorgebracht. Den Indiern würde besser begegnet, die Bergwerke besser bearbeitet, die Zölle besser bezahlt worden seyn. Das Hauptland, welches durch diesen guten Fortgang zu mehrern Unternehmungen wäre ermuntert worden, hätte neue Besitzungen angelegt, die Spaniens Ruhm, Reichthümer und Macht vermehrt hätten. In wenig Jahren wären diese großen Dinge verrichtet worden. Ein übler Einfall verdarb alles.

Die Missethäter, die mit dem Colombo reiseten, machten mit den Räubern, die zu San-Domingo waren, vereinigt das verderbteste Volk aus, das die Erdkugel jemals gesehen hatte.

Ihre Vereinigung setzte sie in Stand, der vorgesetzten Gewalt zu trotzen; und die Unmöglichkeit, sie zu zwingen, machte, daß man seine Zuflucht zu Mitteln nahm, sie lieb zu gewinnen.

Ver-

Verschiedene dieser Mittel wurden vergebens versucht.. Endlich kam man 1499 auf den Gedanken, zu jedem Stück Landes, das ein Spanier erhielt, eine größre oder geringere Anzahl der Eingebohrnen hinzuzufügen, welche alle ihre Zeit, allen ihren Schweis für Herren ohne Menschlichkeit und Vorsicht verwenden sollten. Die Schwachheitshandlung stellte eine scheinbare Ruhe in der Colonie wieder her, aber ohne dabey dem Admiral die Zuneigung derer, die dabey Vortheil zogen, zu verschaffen. Die gegen ihn geführten Beschwerden wurden selbst heftiger fortgesetzt, hitziger unterstützt und besser, als vorher noch nie, aufgenommen. Dieser ausserordentliche Mann erkaufte den Ruf, den ihm sein Genie und seine Arbeiten erworben hatten, sehr theuer. Sein Leben war ein beständiger Abstich dessen, was die Seele der Eroberer zu erheben und niederzuschlagen fähig ist. Immerfort war er den Rottirungen, den Verleumdungen, der Undankbarkeit der Privatpersonen ausgesetzt, und dabey mußte er noch die Einfälle eines hochmüthigen und mistrauischen Hofs aushalten, der ihn bald belohnte, bald strafte, bald zu erniedrigenden Rechtfertigungen herabsetzte, und bald wieder sein Vertrauen schenkte.

Das Vorurtheil des spanischen Ministeriums ließ sich gegen den Urheber der grösten Entdeckung, die jemals gemacht worden, so weit einnehmen, daß man einen Schiedsrichter in die neue Welt schickte, um zwischen Colombo und seinen Soldaten zu richten, Bovadilla, der ehrgeitzigste, der geldgierigste, der ungerechteste, der heftigste unter allen, die nach Amerika gesegelt waren,

kömmt im Jahr 1500 zu San Domingo an, entsetzt den Admiral seines ganzen Vermögens, aller seiner Ehrenstellen und Gewalts, und schickt ihn in Fesseln nach Europa. Der allgemeine Unwille gab seinen Herrschern zu verstehen, daß die Welt die unaufschiebliche Bestrafung eines so verwegenen Bubenstückes, die Genugthuung für einen so großen Schimpf erwarte. Um das Wohlwollen mit ihren Vorurtheilen zu vereinbaren, riefen Isabelle und Ferdinand mit einem wahren oder verstellten Unwillen den Staatsbedienten, der die ihm von ihnen anvertraute Gewalt so entsetzlich mißbraucht hatte, zurück, aber das beweinenswürdige Opfer seiner unbegreiflichen Lasterhaftigkeit sandten sie nicht wieder auf seinen Posten zurück.

Ehe aber Columbo im Müssiggang unthätig da liegen, ehe er in der Erniedrigung leben sollte, entschloß er sich, als Abentheurer eine vierte Reise nach den Gegenden, die man fast für seine Schöpfung halten konnte, zu thun. Nach diesem neuen Versuch, den zu vereiteln die Bosheit der Menschen und die Unbeständigkeit der Elemente nicht vermochten, beschloß er im Jahr 1506 zu Vallodolid eine glänzende Laufbahn, nachdem Isabellens erst kurz vorher erfolgter Tod ihm alle Hoffnung zu einer glücklichen Vollendung benahm. Ob er gleich nur neun und fünfzig Jahre alt war, so waren doch seine Leibeskräfte sehr geschwächt. Hingegen hatten seine Seelenkräfte von ihrer Stärke nichts verloren.

Das war das Ende dieses seltenen Mannes, der Europa in Erstaunen dadurch gesetzt hatte, daß er einen vierten Theil zur Welt,

oder vielmehr eine Hälfte zu diesem so lange verheerten und so wenig bekannten Erdball hinzufügte. Die allgemeine Erkenntlichkeit hätte dieser neuen Halbkugel den Namen des kühnen Schiffers geben sollen, der zuerst hingelangt war. Das war die geringste Ehrenbezeugung, die man seinem Andenken schuldig gewesen wäre: aber es mag Neid, oder Unachtsamkeit, oder ein Spiel des Glücks, welches auch den Ruhm austheilet, Schuld daran gewesen seyn, so geschah dem doch nicht also. Diese Ehre war dem Florentiner, Amerikus Vespucci, *) vorbehalten, ob er gleich nur den Spuren eines Mannes, dessen Name den grösten Namen an die Seite gestellet werden muß, folgte. So ward gleich der erste Augenblick, da Amerika dem übrigen Erdboden bekannt wurde, mit einer Ungerechtigkeit bezeichnet, eine Vorbedeutung aller derjenigen, wovon dieses unglückliche Land den Schauplatz abgeben sollte!

Seine Unglücksfälle hatten mit der Entdeckung angefangen. Ungeachtet Colombos Leutseligkeit und Einsichten vervielfältigte er sie selbst dadurch, daß er zu den Feldern, die er seinen Soldaten austheilte, Amerikaner hinzufügte. Was er sich erlaubte, um aus der Verlegenheit zu kommen, in die ihn eine nur selten unterbrochene Widersetzlichkeit der Untergebenen versetzte, setzte fort und er-

*) Vespucci war ein Edelmann von Florenz, der den Ojeda, einen Gefährten des Colombo auf seiner zweyten Reise begleitete, und durch seine zierliche Beschreibung der entdeckten Länder sich Bewunderung erwarb. Einhellige Uebereinstimmung der Nationen nannte den neuen Welttheil nach ihm — Amerika. Anmerk. des Uebers.

erweiterte Bovadilla in der Absicht, sich beliebt zu machen. Ovando, der an seine Stelle kam, zerriß nach dem erhaltenen Auftrag alle diese Fesseln. Die Ruhe war der erste Genuß schwacher Weesen, welche die Gewaltthätigkeit zu Arbeiten verurtheilt hatten, die sich nicht zu ihrer Nahrungsart, ihrer Leibesbeschaffenheit und ihrer Lebensart schickten. Sie irrten auf ungefähr herum, und blieben sitzen, ohne etwas zu thun. Die Folge dieser Unthätigkeit war eine Hungersnoth, die sowohl für sie, als ihre Unterdrücker von betrübten Folgen war. Mit Sanftmuth, mit weisen Anordnungen und mit vieler Geduld war es möglich, glückliche Veränderungen zu bewirken. Diese langsamen und mäßigen Wege aber standen Eroberern, die vom Erwerbungs und Genießungsdrang geplagt wurden, nicht an. Sie verlangten mit der von einem großen Eigennutz unzertrennlichen Hitze, daß alle Indianer unter sie vertheilt würden, um zu der Bearbeitung der Bergwerke, zur Anbauung der Felder, und zu verschiedenen Arbeiten, zu denen man sie tauglich fände, gebraucht zu werden. Die Religion und die Staatsklugheit waren die beyden Deckmäntel, hinter die man dieses abscheuliche System verbarg. So lange, hieß es, als man diesen Barbaren die freye Uebung ihrer Religion lassen wird, werden sie sich niemals zum Christenthum bekennen; und sie werden immer einen Geist des Aufruhrs hegen, wenn ihre Zerstreuung sie nicht außer Stand setzt, etwas zu unternehmen. Der Hof entschloß sich nach vielen Untersuchungen zu einer allen guten Grundsätzen widersprechenden Einrichtung.

Die

Die ganze Insel wurde in eine große Anzahl Bezirke abgetheilt, von welchen die Spanier nach ihrem Rang, ihrem Ansehen und ihrer Herkunft größre oder kleinere Strecken erhielten. Die Indianer, die zu diesen willkührlichen Besitzungen mitgegeben waren, wurden Sklaven, welche das Gesetz immer beschützen wollte, und die es niemals weder auf San Domingo, noch in andern Theilen der neuen Welt, wo diese schröckliche Einrichtung nachher allgemein eingeführt wurde, nachdrücklich in Schutz genommen hat.

Auf diese Einrichtung entstanden zwar einige Unruhen; allein sie wurden durch Treulosigkeiten gehemmt, oder im Blut erstickt. Nachdem die Sklaverey gegen alle Beunruhigung gesichert war, warfen die Bergwerke einen bleibenden Ertrag ab. Die Krone bezog davon anfänglich die Hälfte, in der Folge begnügte sie sich mit einem Drittel, und wurde endlich gar genöthigt, sich auf ein Fünftel einzuschränken.

Die Schätze, die aus San Domingo herüberkamen, entflammten auch die Begierde derjenigen, die nicht über die See reißen wollten. Die Vornehmen, die Günstlinge, die Mächtigen liessen sich solche Besitzungen, welche Reichthümer ohne Mühe einbrachten, schenken. Sie ließen sie durch Bediente verwalten, die ihr Glück machen, und dabey das Vermögen ihrer Herren vermehren mußten. In weniger als sechs Jahren waren sechszig tausend amerikanische Familien auf vierzehntausend zusammen geschmolzen. Man mußte nach dem festen Land und nach den benachbarten Inseln

gehen,

gehen, und da andre Wilde herholen, um ihre Stelle zu ersetzen.

Die einen und die andern wurden wie das Vieh bey der Arbeit an einander gekoppelt. Man schlug diejenigen, die unter ihrer Last erlagen, so lange, bis sie aufstanden. Zwischen beyden Geschlechtern war blos ein verstohlener Umgang. Die Mannsleute kamen in den Bergwerken um, und die Frauensleute auf dem Acker, den sie mit ihren schwachen Händen baueten. Eine ungesunde nicht hinreichende Nahrung erschöpfte Körper, die durch Abmattungen ausgemergelt waren, vollends. Die Milch versiegte in der Mütter Brust. Sie starben vor Hunger und Müdigkeit, und drückten dabey ihre todten oder sterbenden Kinder an ihre ausgetrockneten Brüste. Die Väter richteten sich selbst mit Gift hin. Einige hiengen sich an Bäume auf, nachdem sie ihre Weiber und Kinder vorher daran aufgehenkt hatten. Ihr Geschlecht ist nicht mehr. Ich muß einen Augenblick innhalten. Meine Augen sind voll Thränen, und ich sehe nicht mehr, was ich schreibe.

VIII.

Seefahrt, welche die Spanier zu der Kenntnis von Mexiko führt.

Ehe diese entsetzenvolle Auftritte die ersten von den Spaniern in der neuen Welt entdeckten Gegenden gänzlich verheerten, hatten einige Abentheurer dieser Nation minderbeträchtliche Besitzungen auf Jamaika, Portorico und Cuba angelegt. Velasquez, der-

der Stifter der letztern wollte, daß sein Pflanzort mit dem auf San-Domingo den Vortheil, Entdeckungen auf dem festen Land zu machen, theilen sollte, und er fand den grösten Theil derjenigen, die ein thätiger und unersättlicher Geitz auf seine Insel geführt hatte, sehr geneigt, seine Absichten zu unterstützen. Hundert zehn schifften sich den 8. Februar 1517 auf drey kleinen Fahrzeugen zu San Jago ein, steuerten gegen Westen und landeten nach und nach auf Jucatan und Campesche; wurden an beyden Küsten als Feinde empfangen; giengen in großer Menge durch die gegen sie geschehenen Anfälle zu Grund, und erreichten in gröster Unordnung wieder den Hafen, aus dem sie einige Monate zuvor mit so schmeichelhaften Hofnungen ausgereißt waren. Ihre Rückkehr wurde durch das Ende des Anführers der Unternehmungen Cordova, der an seinen Wunden starb, bezeichnet.

Bis auf diesen Zeitpunkt hatte die andere Halbkugel den Spaniern nichts als nackende herumirrende Wilde ohne Kunstfleiß, ohne Regierung gezeigt. Zum erstenmal sahe man nun in Häusern wohnende, gekleidete, in eine ganze Nation vereinigte Völker, welche in den Künsten, die kostbaren Metalle in Gefässe zu verarbeiten, ziemlich weit gekommen waren.

Diese Entdeckung konnte Furcht vor neuen Gefahren erregen; allein sie zeigte auch den Reitz nach einer reichern Beute; und zwey hundert vierzig warfen sich in vier Schiffe, die das Oberhaupt der Colonie auf seine Kosten ausrüstete. Sie fiengen damit an, das, was die vorhergehenden Abentheurer bekannt gemacht hatten,

wahr

wahr zu finden, kamen in der Folge ihrer Schifahrt bis an den Fluß Panuco, und glaubten überall noch entscheidendere Merkmale des Gesitteten anzutreffen. Oft landeten sie. Bisweilen griff man sie sehr lebhaft an, und bisweilen empfieng man sie mit einer der Anbetung ähnlichen Hochachtung. Bey ein oder zwey Anlässen konnten sie gegen das Gold der neuen Halbkugel einige Kleinigkeiten der alten vertauschen. Die unternehmendsten unter ihnen glaubten eine Niederlassung in diesen schönen Gegenden anzulegen; ihr Befehlshaber Grijalva aber, der, ob er gleich thätig und unerschrocken war, doch keine Heldenseele hatte, fand seine Macht zu einer Unternehmung von solcher Wichtigkeit nicht hinlänglich. Er nahm daher seinen Weg nach Cuba zurück, woselbst er von allem dem, was er gesehen hatte, was er von dem mexikanischen Reich in Erfahrung bringen konnte, einen mehr oder weniger übertriebnen Bericht abstattete.

Die Eroberung dieser großen und reichen Gegend war durch Velasquez sogleich beschlossen. Aber die Wahl des Werkzeugs, das er darzu brauchen wollte, beschäftigte ihn länger. Er scheute sich gleich stark, solche einem Mann anzuvertrauen, dem es an den zu Durchsetzung seiner Absicht unumgänglichen Eigenschaften fehlte, oder einem der zuviel Stolz haben würde, um ihm zu gehorchen. Seine Vertrauten stimmten ihn endlich, den Ferdinand Cortes, denjenigen unter seinen Lieutenanten, der durch seine Fähigkeiten als der herrschsüchtigste zu Ausführung dieses Vorhabens, aber auch als der untauglichste wegen seiner pörsön-

sönlichen Absichten sich auszeichnete, darzu zu rufen. Die Thätigkeit, die Erhabenheit, die Kühnheit, welche dieser neue Befehlshaber bey den Zurüstungen einer Unternehmung, deren Schwierigkeiten er voraus sah und heben wollte, zeigte, machten einen von Natur schon argwöhnischen Statthalter sehr unruhig. Er gieng anfangs insgeheim und nachher sogar öffentlich damit um, einen so unbedeutenden Auftrag, dessen unbedachtsame Uebertragung er sich selbst vorwarf, zurück zu nehmen. Zu spate Reue. Ehe er die ausgesonnenen Anschläge, die aus eilf kleinen Fahrzeugen bestandene Flotte zurückzuhalten, ausgeführt hatte, segelte diese schon den 10 Februar 1519 mit 109 Matrosen, 508 Soldaten, 16 Reuter, 13 Musqueten, 32 Armbrüsten, einer großen Menge Degen und Picken, 4. Falkonet und 10 Feldstücken ab. Diese Mittel, so schwach sie waren, gab nicht einmal die Regierung her, denn diese lieh den Entdeckungsversuchen und Besitzungen nur ihren Namen. Einzelne Privatpersonen waren es, welche die Vergrößerungsplane entwarfen, welche solche durch gut oder schlecht überdachte Wege einleiteten, und auf ihre Kosten ausführten. Der Durst nach Gold und der Rittergeist, der damals noch herrschte, ermunterten allein die Geschicklichkeit und Thätigkeit. Diese beyden Sporne waren so mächtig, daß Leute vom höchsten und niedrigsten Stand in die neue Welt eilten, Räuber, welche nichts als Plündern athmeten, und stolzdenkende Köpfe, welche zu dem Ruhm hinzugehen glaubten. Daher zeichnete sich die Spur dieser ersten Eroberer durch soviel Schandthaten und soviele ausserordentliche Handlungen aus; darum war

ihre Gierigkeit so grausam, und ihre Tapferkeit so riesenmäßig.

Die doppelte Leidenschaft der Reichthümer und der Ruhmbegierde schien den Cortes zu beleben. Auf dem Weg zu seiner Bestimmung greift er die Indianer von Tabasco an, schlägt verschiedene mal ihre Truppen, nöthigt sie um Frieden zu bitten, läßt sich von ihnen huldigen, und einige Lebensmittel, einige baumwollene Tücher, und zwanzig Weibsleute, die ihm gerne folgen, schenken. Diese Bereitwilligkeit hatte einen zu guten Grund.

In Amerika überließen sich die Mannspersonen fast durchgängig jener schändlichen Unzucht, welche die Natur beleidigt und den thierischen Trieb irre leitet. Man hat dieses Verderben der physischen Schwachheit zuschreiben wollen, die indessen mehr davon zurück halten, als dazu reitzen mußte. Man muß die Ursache davon in der Hitze des Klimas; in der Verachtung gegen ein schwaches Geschlecht; in der Unschmackhaftigkeit der Lust, die man in den Armen einer von Arbeiten ganz abgematteten Frau genießt; in der Unbeständigkeit der Neigungen; in den seltsamen Einfällen, wodurch der Mensch in allen Dingen auf nicht so gemeine Vergnügungen gebracht wird; in einer Sehnsucht nach mehrerer Wollust, die sich leichter gedenken, als ehrbar erklären läßt, suchen. Mußten ausserdem nicht die Jagden, die manchmal den Mann ganze Monate lang von der Frau trennten, die Folge haben, den Mann dem Mann näher zu bringen? Das übrige ist weiter nichts, als die Würkung einer allgemeinen und heftigen Leidenschaft, die selbst in gesitteten Ländern Ehre, Tugend, Anständigkeit,

Red-

Redlichkeit, die Gesetze der Verwandschaft und alle patriotische Gesinnungen mit Füßen tritt, ohne zu rechnen, daß es Handlungen giebt, mit denen gesittete Völker aus Gründen Begriffe von Sittlichkeit verknüpft haben, welche Wilden ganz unbekannt sind.

Dem sey aber wie ihm wolle, so gieng den amerikanischen Frauensleuten durch die Ankunft der Europäer ein neues Licht auf. Sie stürzten sich ohne Rückhalt in die Arme dieser geilen Fremdlinge, die sich Tygerherzen gebildet hatten, und deren habsüchtige Hände von Blut treufelten. Indessen die unglückseeligen Ueberbleibsel dieser wilden Völker zwischen sich und dem Schwerde, das sie verfolgte, unermeßliche Wüsten zu stellen suchten, so giengen die bis dahin gar zu sehr vernachlässigten Weiber über die Leichname ihrer ermordeten Kinder und Gatten frech mit Füßen hinweg, und suchten ihre Würger bis in ihrem eignen Lager auf, um die Glut, die sie verzehrte, ihnen mitzutheilen. Unter den Ursachen, welche die Eroberung der neuen Welt beförderten, muß man diese rasende Lust der amerikanischen Weiber zu den Spaniern mitrechnen. Diese waren gemeiniglich ihre Wegweiser, verschaften ihnen oft Lebensmittel, und entdeckten ihnen manchmal Verschwörungen.

Die berühmteste dieser Frauen ward Marina genannt. Ob sie gleich die Tochter eines ziemlich mächtigen Kaziken war, so kam sie doch durch sonderbare Begebenheiten, gleich in der ersten Kindheit in die Sklaverey bey den Mexikanern. Neue Zufälle hatten sie vor der Ankunft der Spanier nach Tabasko hingebracht.

Diese wurden durch ihre Bildung und ihre Anmuth gerührt, und begegneten ihr mit vorzüglicher Achtung. Ihr Feldherr schenkte ihr sein Herz, und flößte ihr eine sehr lebhafte Leidenschaft ein. Unter zärtlichen Umarmungen lernte sie bald spanisch. Cortez erkannte seiner Seits, wie groß der Geist, wie standhaft die Gemüthsart seiner Geliebten sey: und er machte sie nicht nur zu seiner Dollmetscherin, sondern auch zu seiner Rathgeberin. Nach der Aussage aller Geschichtschreiber hat sie bey allem, was man gegen Mexiko unternahm, einen Haupteinfluß gehabt.

IX.

Die Spanier langen in Mexiko an. Ihre ersten Gefechte geschehen gegen die Republik von Tlaskala.

Mexiko wurde durch den Montezuma beherrscht, als die Spanier an den Küsten dieses Reichs landeten. Der Monarch erfuhr gar geschwind die Ankunft dieser Fremdlinge. In diesen weiten Beherrschungen gaben von Ort zu Ort gestellte Läufer dem Hof von allem, was in den entferntesten Provinzen vorgieng, geschwinde Nachricht. Ihre Briefschaften bestanden in Stücken baumwollener Zeuge, worauf die verschiednen Umstände der Dinge, welche die Beobachtung der Regierung verlangten, vorgestellt waren. Die Figuren waren mit hieroglyphischen Zeichen untermengt, die das ersetzten, was des Kunst die Malers auszudrücken nicht vermocht hatte.

Man mußte erwarten, daß ein Fürst, der durch seine Tapferkeit zum Thron gelangt war, und

durch

durch seine Eroberungen das Reich erweitert hatte, der zahlreiche und kriegerische Heere hielt, eine Handvoll Abentheurer, die sich unterstanden, sein Gebiet mit ihren Räubereyen anzufallen, angreifen lassen, oder selbst angreifen würde. Allein dem geschah nicht also; und die Spanier, die immer unwiderstehlich nach dem Wunderbaren hingetrieben werden, suchten die Erklärung einer der Denkungsart des Monarchen so sichtbarlich entgegengesetzten, und den Umständen, worinn er war, so schlecht angemeßnen Aufführung in einem Wunder. Die Schriftsteller dieser abergläubischen Nation haben sich nicht gescheut, im Angesicht der Welt zu erzählen, daß, kurz vor Entdeckung der neuen Welt, den Mexikanern wäre verkündigt worden, es würde bald von Morgen her ein unüberwindliches Volk kommen, welches auf eine immer schröckliche Art, die durch die abscheulichsten Verbrechen, besonders durch dasjenige, wogegen die Natur sich am stärksten erhebt, erzürnten Götter rächen sollte; und daß diese Prophezeihung allein die Tapferkeit des Montezuma gebändigt hätte. Sie glaubten in dieser Lüge den doppelten Vortheil zu finden, ihre ungerechten Eroberungen zu rechtfertigen, und den Himmel an ihren Grausamkeiten Theil nehmen zu lassen. Eine so plumpe Fabel hat lange Zeit Anhänger in beyden Welttheilen gefunden, und diese Verblendung ist so wunderbar nicht, als man wohl glauben dürfte. Einige Betrachtungen werden die Ursachen davon entwickeln können.

Alte Veränderungen, deren Zeitpunkt unbekannt ist, haben die Gestalt der Erde umgekehrt; und die Sternkunde zeigt uns die Möglichkeit

dieser Zufälle, von denen die physische und moralische Geschichte eine unendliche Menge unwidersprechlicher Proben darbeut. Eine große Anzahl Kometen bewegen sich im eigentlichsten Verstand um die Sonne. Weit entfernt, daß die Bewegungen ihrer Laufbahn unveränderlich sind, werden sie vielmehr durch den Einfluß der Planeten merklich abgeändert. Verschiedene dieser großen Körper sind nahe bey der Erde vorbey gekommen, und können ihr begegnet seyn. Dieser Zufall ist in dem Lauf eines Jahrs oder eines Jahrhunderts unwahrscheinlich: aber seine Wahrscheinlichkeit vermehrt sich durch die Menge der Veränderungen der Erde, daß man beynahe versichern kann, daß dieser Planet nicht immer dem Stoß der verschiedenen Kometen, die seine Laufbahn durchschneiden, entgangen ist.

Diese Begegnung hat auf der Oberfläche des Erdballs über allen Ausdruck große Verheerungen veranlassen müssen. Die Bewegung um die Achse ist verändert; die Meere haben ihre ehemalige Lage verlassen, um sich gegen einen neuen Aequator hinzu stürzen; der gröste Theil der Thiere ist entweder durch die Ueberschwemmung ertrunken, oder durch die der Erde durch den Kometen beygebrachten heftigen Stösse zerstört; ganze Geschlechter vernichtet worden: das sind die Unglücksfälle, welche ein Komet hat bewirken müssen.

Ausser dieser allgemeinen Verheerungsursache müssen die Erdbeben, die feuerspeyenden Berge, tausend andre unbekannte Ursachen, welche auf des Erdballs Inneres und Oberfläche wirken, die verhältnismässige Lage seiner Theile, und durch eine nothwendige Folge die Lage seiner Umdrehungs-

Pole

Pole verändern. Die Gewässer des Meers, die durch diese Veränderungen aus ihrer Lage gekommen, müssen ein Land verlassen, um das andre zu bedecken, und daher diese Ueberschwemmungen und auf einander folgende Fluthen, welche überall sichtbare Denkmale des Ruins, der Zerstöhrung, und tiefe Spuren ihrer Verheerungen im Andenken der Menschen verursachen.

Dieser beständige Kampf eines Elements gegen das andre; der Erde, die einen Theil des Oceans in ihre innere Höhlungen verschlingt; des Meers, welches große Stücke der Erde abnagt und in seine Abgründe mit fortreißt; dieser ewige Streit zwischen zwey, wie es scheint, unverträglichen und doch unzertrennlichen Elementen hält die Einwohner des Erdbodens in einer merklichen Gefahr und in lebhafter Angst in Ansehung ihres Schicksals. Das unauslöschliche Andenken der geschehenen Veränderungen flößt natürlicher Weise eine Furcht wegen zukünftiger Veränderungen ein. Daher kommen diese allgemeinen Ueberlieferungen von vergangnen Ueberschwemmungen, und diese Erwartung des Untergangs der Welt durch Feuer. Die Erdbeben, die durch die Ueberschwemmungen und Vulkane hervorgebracht werden, von welchen diese Erschütterungen hinwiederum die Ursache sind; diese gewaltigen Zufälle, von denen kein Theil der Erdkugel befreyt seyn muß, erzeugen und erhalten immer fort den Schrecken unter den Menschen. Man findet ihn in dem Aberglauben aller Völker ausgebreitet und geheiligt. Er ist in Ländern, wo, wie in Amerika, die Kennzeichen dieser Veränderungen merklicher und neuer sind, auch lebhafter.

Der erschrockne Mensch sieht in einem einzigen Uebel den Keim zu tausend andern. Er erwartet welche vom Himmel und von der Erde, er glaubt den Tod über seinem Haupt und unter seinen Füßen zu erblicken. Begebenheiten, die der Zufall herbeygebracht hat, scheinen ihm in der Natur nnd der Ordnung der Dinge selbst, verbunden zu seyn. Da niemals etwas auf der Erde geschieht, ohne daß diese sich unter dem Schein irgend eines Gestirns befinde, so schreibt man den Sternen alle Unglücksfälle zu, deren Ursache man nicht weis; und blosse Verhältnisse des Orts unter den Planeten haben für den menschlichen Geist, der die Ursache des Uebels immer in der Finsterniß sucht, einen unmittelbaren und nothwendigen Einfluß auf alle Veränderungen, die darauf folgen, oder mit ihnen kommen. Aber die politischen Begebenheiten, als die wichtigsten für den Menschen, haben in seinen Augen immer eine sehr nahe Verbindung mit der Bewegung der Gestirne gehabt. Daher kommen die falschen Prophezeihungen und die Schrecken, die diese eingeflößt haben; Schrecken, durch welche die Erde immer beunruhigt worden, und deren Quelle und Maaß die Unwissenheit ist.

Obgleich Montezuma, wie so viel andre, mit dieser Krankheit des menschlichen Geists hätte behaftet seyn können, so ist doch kein Grund vorhanden zu glauben, daß er eine damals so gemeine Schwachheit gehabt habe. Aber deswegen war seine politische Aufführung nicht besser. Seit dem dieser Fürst auf dem Thron saß, zeigte er keine von den Gaben mehr, durch die er darauf gelangt war. In dem Schooß der Weichlich-

keit

keit verachtete er seine Unterthanen, und unterdrückte seine Zinßpflichtigen. Die Ankunft der Spanier gab dieser niederträchtigen und verdorbenen Seele keinen neuen Trieb. Er verlor mit Unterhandlungen die Zeit, die er zu Gefechten hätte brauchen sollen, und wollte Feinde, die er hätte ausrotten sollen, mit Geschenken zurück schicken. Cortez, dem diese Trägheit sehr willkommen war, vergaß nichts, um sie zu unterhalten. Seine Reden waren Reden eines Freundes. Seine Sendung hatte, sagte er, keinen andern Zweck, als den mächtigen Herrn von Mexiko von Seiten des großen Monarchen des Orients zu sprechen. Auf alles Zudringen, das in ihn geschah, um seine Abreise zu beschleunigen, antwortete er allezeit, man hätte niemals einen Gesandten zurück geschickt, ohne ihm Gehör zu ertheilen. Als dieser Eigensinn die Abgesandten Montezumas, ihren Aufträgen zu folge, genöthigt hatte, es mit Drohungen zu versuchen, und die Schätze und die Macht ihres Lands zu rühmen, wandte sich Cortez zu seinen Soldaten und sagte: das ist eben, was wir suchen, große Schätze und große Gefahren. Damals hatte er seine Zubereitungen zu Stande gebracht und alle ihm nöthigen Erkundigungen eingezogen. In dem festen Entschluß zu siegen oder zu sterben, verbrannte er seine Schiffe und rückte auf die Hauptstadt des Reichs los.

Auf seinem Weg befand sich der Freystaat Tlaskala, der von jeher mit den Mexikanern, die ihn ihrer Bothmäßigkeit unterwerfen wollten, in Feindschaft gelebt hatte. Cortez zweifelte nicht, daß derselbe seinem Vorhaben günstig seyn würde, und ließ um den freyen Durchzug anhalten und

ein Bündniß antragen. Völker, die sich beynahe alle Gemeinschaft mit ihren Nachbarn entzogen hatten, und welche dieser ungesellschaftliche Grundsatz an ein allgemeines Mißtrauen gewohnt hatte, konnten gegen Fremde, deren Ton herrschsüchtig war, und die ihre Ankunft durch Beleidigungen der Landesgötter ausgezeichnet hatten, nicht wohl vortheilhafte Gesinnungen hegen. Daher schlugen sie ohne Zurückhaltung beyde Anträge ab. Die Wunder, die man den Tlaskalanern von den Spaniern erzählte, setzten sie in Verwunderung, aber sie erschröckten sie nicht. Sie lieferten vier oder fünf Schlachten. Einmal wurden die Spanier in Unordnung gebracht, und sie liefen Gefahr, überwunden zu werden. Cortez hielt dafür sich zu verschanzen, und die Tlaskalaner ließen sich auf der Brustwehr todt schlagen. Was fehlte ihnen um zu siegen? Waffen. Ein Ehrenpunkt, der mit der Menschheit verbunden ist.

Ein Ehrenpunkt, der sich bey den Griechen in der Belagerung von Troja befand, der sich bey einigen gallischen Völker zeigte, und bey verschiednen Nationen eingeführt zu seyn scheint, trug viel dazu bey, daß die Tlaskalaner immer geschlagen wurden. Das war die Furcht und der Schimpf, ihre Todten und Verwundeten dem Feind preis zu geben. Alle Augenblicke trennte die Sorge sie wegzuschaffen das Heer, und that dem Angrif Einhalt.

Eine Staatsverfassung, die man in der neuen Welt nicht zu finden geglaubt hätte, hatte sich in dieser Gegend gebildet. Das Land war in verschiedne Bezirke getheilt, wo Männer herrschten, die man Kaziken nannte. Sie führten ihre

Un-

Unterthanen im Krieg an, erhuben die Auflagen, und sprachen Recht; aber ihre Verordnungen mußten durch den Senat zu Tlaskala, welcher der wahre Landsherr war, bestätigt werden. Er bestand aus Bürgern, die in jeder Landschaft durch das Volk gewählt wurden.

Die Tlaskalaner hatten sehr strenge Sitten. Sie bestraften die Lügen, die Ermanglung der Ehrfurcht des Sohns gegen den Vater, und die unnatürliche Unzucht mit dem Tod. Die Gesetze erlaubten die Mehrheit der Weiber, das Klima reitzte dazu, und die Regierung ermunterte sie darzu.

Das kriegerische Verdienst ward am meisten geehrt, wie das bey Wilden oder erobernden Völkern nie anders ist. Im Krieg trugen die Tlaskalaner zwey Pfeile in ihrem Köcher, auf welchen die Bilder zwey ihrer alten Helden geschnitten waren. Das Treffen wurde damit angefangen, daß man einen abdrückte, und die Ehre erforderte, daß man ihn wieder zurückholte.

In der Stadt waren sie gekleidet; aber sie zogen ihre Kleider aus, wenn sie fechten sollten.

Man rühmte ihre Treue und Redlichkeit in öffentlichen Bündnissen; und unter sich ehrten sie die Alten.

Ob ihr Land gleich uneben, nicht von großem Umfang und mittelmässig fruchtbar war, so war es doch sehr bevölkert, ziemlich gut angebaut, und man lebte darinn glücklich.

Dieß sind die Menschen, welche die Spanier nicht einmal würdigten, unter das menschliche Geschlecht zu rechnen. Eine von den Eigenschaften, die sie an den Tlaskalanern am meisten verach-

achteten, war die Liebe zur Freyheit. Sie meinten, das Volk hätte gar keine Regierungsform, weil es nicht von einem einzigen Menschen regiert wurde; keine Polizey, weil es nicht die von Madrid hatte; keine Tugenden, weil es nicht ihren Gottesdienst besaß; keinen Verstand, weil es nicht ihre Meinungen annahm.

Vielleicht hat nie ein Volk seine Vorurtheile in einem so hohen Grad abgöttisch verehrt, als damals, und auch noch jetzt die Spanier thun. Diese Vorurtheile machten den ganzen Grund ihrer Gedanken aus, hatten einen Einfluß in ihre Urtheile und bildeten ihre Gemüthsart. Sie gebrauchten den feurigen und kräftigen Geist, den ihnen die Natur gegeben hat, nur dazu, eine Menge Trugschlüsse zu erfinden, um sich in ihren Irrthümern noch fester zu setzen. Niemals ist die Unvernunft dogmatischer, entschiedener, stärker eingewurzelt und spitzfündiger gewesen. Sie waren ihren Gebräuchen eben so ergeben, als ihren Vorurtheilen. Sie erkannten kein Volk für vernünftig, erleuchtet und tugendhaft, als sich. Mit diesem Nationalstolz, dem blindesten, den man je gesehen hat, würden sie Athen eben so verachtet haben, als Tlaskala. Die Chineser hätten sie für Vieh angesehen, und überall hätten sie den Menschen schimpflich begegnet, sie unterdrückt und ermordet.

Ungeachtet dieser so hochmüthigen und geringschätzenden Denkungsart schlossen die Spanier doch ein Bündniß mit den Tlaskalanern, die ihnen Truppen gaben, um sie zu führen und zu verstärken.

X.

Nach ihrer Einführung in Mexico sind die Spanier genöthigt, solches Reich nach mehrern ausserordentlichen Zufällen wieder zu verlassen.

Mit diesem Beystand rückte Cortez auf Mexiko los, durch ein reiches, mit Flüssen durchströmtes, mit Städten, Waldungen, bebauten Feldern und Gärten bedecktes Land. Das Feld trug reichlich viele unserm Welttheil unbekannte Pflanzen. Man sah da eine Menge Vögel von glänzendem Gefieder und neue Gattungen von Thieren. Die Natur war gar nicht mehr dieselbe, aber nur um desto schöner und reicher. Eine gemäßigte Luft, eine beständige aber erträgliche Wärme unterhielten den Schmuck und die Fruchtbarkeit des Erdbodens. Man sah in einerley Bezirk Bäume mit Blüthen und Bäume mit Früchten bedeckt. Auf einem Feld wurde das Korn gesäet, das man auf dem andern erndtete.

Die Spanier schienen von diesem neuen Schauspiel nicht gerührt zu seyn. So viele Schönheiten machten keinen Eindruck auf sie. Sie sahen, daß das Gold zum Schmuck in den Häusern und in den Tempeln zum Zierrath diente; daß es die Waffen, das Hausgeräth und ihre Person schmückte, und sie sahen auf nichts, als auf dieses Metall, so wie der Mammon, der, wie uns ihn Milton schildert, im Himmel die Gottheit selbst vergaß, und die Augen immer auf den Fußboden, welcher golden war, geheftet hielt.

Montezuma, den seine Unentschlüssigkeit, und vielleicht die Furcht, seinen ehemaligen Ruhm einer Gefahr blos zu stellen, verhindert hatten, die Spanier bey ihrer Ankunft anzugreifen; sich nachher mit den kühnern Tlaskalanern zu vereinigen, und endlich Sieger, die durch ihre eigne Triumphe ermattet waren, anzugreifen; Montezuma, dessen Bewegungen blos darinn bestanden waren, den Cortez von dem Vorhaben, nach seiner Hauptstadt zu kommen, abzuhalten, faßte den Entschluß, ihn selbst hinein zu führen. Dreyßig Fürsten, deren verschiedne ganze Heere auf die Beine stellen konnten, standen unter seinem Gebot. Seine Schätze waren unermeßlich, und seine Macht unumschränkt. Es scheint, seine Unterthanen sollten Kenntnisse, Einsichten, Artigkeit und Geschicklichkeit besessen haben. Das Volk war kriegerisch und voll Ehrbegierde.

Wenn der Kaiser von Mexico diese Mittel hätte zu benutzen gewußt, wäre sein Thron unerschütterlich gewesen. Aber dieser Fürst vergaß, was er sich selbst und seiner Krone schuldig war, und zeigte nicht den geringsten Muth, nicht die geringste Einsicht. Indessen er die Spanier mit seiner ganzen Macht, ungeachtet des Vortheils ihrer Kriegszucht und ihrer Waffen hätte müde machen können, wollte er lieber Treulosigkeit gegen sie gebrauchen.

Zu Mexico überhäufte er sie mit Geschenken, mit Ehrenbezeugungen und Liebkosungen, und Vera-Cruz, einen Pflanzort, den die Spanier angelegt hatten, um sich einen Rückzug zu versichern, oder um Beystand zu erhalten, ließ er angreifen. Wir müssen, sagte Cortez zu seinen

Ge-

Gefährten, als er ihnen diesen Vorfall erzählte, wir müssen diese Barbaren durch eine große That in Erstaunen setzen; ich habe beschlossen, den Kaiser in Verhaft zu nehmen, und mich seiner Person zu bemächtigen. Dieses Vorhaben ward gebilligt. Sogleich geht er, unter Begleitung seiner Officiere nach dem Pallast des Montezuma, und sagt ihm, er solle ihm folgen, oder sich entschliessen zu sterben. Dieser Fürst, durch eine der Kühnheit seiner Feinde gleiche Niederträchttgkeit ergiebt sich in ihre Hände. Er wird gezwungen, seine Feldherren, die blos seinen Befehlen gehorcht hatten, am Leben bestrafen zu lassen, und was seine Niederträchtigkeit aufs höchste treibt, er huldigt dem König von Spanien für sein Reich.

Mitten in diesem Glück erfährt Cortez, daß Narvaez mit 800 Fußgängern, 84 Reutern, 12 Kanonen von Cuba angelangt ist, um ihm die Befehlshaberstelle zu nehmen, und sich zu rächen. Diese Macht war durch den Velasquez abgesandt, der mißvergnügt war, daß Abentheurer, die durch seinen Beystand abgereißt waren, aller Verbindung mit ihm entsagt, daß sie sich von seiner Gewalt unabhängig erklärt, und daß sie Abgeordnete nach Europa gesandt hätten, um die Bestätigung der selbst sich angemaßten Gewalt zu erlangen. Ob aber Cortez gleich nicht mehr als 250 Mann bey sich hat, so geht er doch auf seinen Nebenbuhler zu, nimmt ihn gefangen, zwingt die Besiegten das Gewehr zu strecken, und giebt es ihnen nachher, mit dem Vorschlag, unter ihm zu dienen, wieder. Er gewinnt ihr Herz durch sein Zutrauen und seine Großmuth. Die

Sol-

Soldaten tretten unter seine Fahnen, und mit ihnen geht er wieder nach Mexiko hin, allwo er nur 150 Mann zurückgelassen hatte, um den Kaiser zu bewachen.

Es waren Unruhen unter dem mexikanischen Adel, der die Gefangenschaft seines Fürsten mit Schaam und Zorn ansahe, und der unbedachtsame Eifer der Spanier, die bey einem öffentlichen Fest, zu Ehren der Götter des Lands, die Altäre umwarfen, und Priester und Anbeter ermordeten, hatte das Volk gereitzt, zu den Waffen zu greifen.

Die Mexikaner hatten barbarischen Aberglauben, und ihre Priester waren Ungeheuer, die den abscheulichsten Mißbrauch mit dem Gottesdienst trieben, mit dem sie die Leichtgläubigkeit dieser Nation getäuscht hatten. Sie erkannte, wie alle gesitteten Völker, ein höchstes Wesen, ein zukünftiges Leben, mit dessen Belohnungen und Strafen; aber diese nützlichen Lehrsätze waren mit Abgeschmackheiten vermischt, die sie unglaublich machten.

In der mexikanischen Religion erwartete man das Ende der Welt mit dem Ende eines jeden Jahrhunderts; und dieses Jahr war im ganzen Reich eine Zeit der Trauer und der tiefsten Betrübniß.

Die Mexikaner riefen Untergottheiten an, so wie andre Nationen, welche unter den Benennungen von Genien, Kamis, Manitus, Engeln, Fetischen angebetet haben. Die geringste dieser Gottheiten hatte ihre Tempel, ihre Bilder ihre Verrichtungen, ihr besonders Ansehen; und alle thaten Wunderwerke.

Sie

Sie hatten ein heiliges Wasser, womit man Besprengungen verrichtete. Dem Kaiser ward welches zu trinken gegeben. Die Pilgrimschaften, die Prozeßionen, die den Priestern gemachten Geschenke waren gute Werke.

Die Versöhnungen, Büßungen, Kasteyungen, Fasten waren ihnen bekannt.

Einige ihrer abergläubischen Gebräuche waren ihnen besonders eigen. Alle Jahre wählten sie einen Sklaven. Man sperrte ihn im Tempel ein, betete ihn an, streute ihm Weyhrauch, und am Ende erwürgte man ihn mit grossen Feyerlichkeiten.

Noch ein abergläubischer Gebrauch, den man an andern Orten nicht findet, ist der. Die Priester kneteten einen Teig in Gestalt eines Menschen, und backten ihn. Diese Bildsäule stellten sie auf den Altar, wo sie ein Gott ward. An dem Tag kam eine unzählige Menge Volks in den Tempel. Die Priester schnitten die Bildsäule in kleine Stücken, und gaben jedem der Anwesenden eins, welches sie aßen, und glaubten, sie wären geheiligt, nachdem sie ihren Gott gegessen hätten.

Es ist besser, man ißt Götter, als Menschen: aber die Mexikaner opferten auch Kriegsgefangene in dem Tempel des Gottes der Schlachten. Die Priester aßen nachher, wie es heißt, diese Gefangenen, und schickten Stücke davon an den Kaiser, und an die vornehmsten Herren des Reichs.

Wenn der Friede eine Zeit lang gedauert hatte, so ließen die Priester dem Kaiser sagen, daß die Götter hungerte; und in der bloßen Absicht, Kriegsgefangene zu machen, fieng man wieder Krieg an.

In

In allem Betracht war diese Religion abscheulich und schröcklich. Alle ihre Feyerlichkeiten waren traurig und blutig. Sie erhielt den Menschen unaufhörlich in Furcht. Sie mußte die Menschen unbarmherzig, und die Priester allmächtig machen.

Man kann die Spanier nicht schelten, daß sie vor diesen unvernünftigen Grausamkeiten Abscheu bekamen: aber sie hätten sie nicht durch noch größre Grausamkeit zerstören müssen; sie hätten sich nicht über das im vornehmsten Tempel der Stadt versammelte Volk herwerffen, und es nicht erwürgen müssen; sie hätten nicht die Vornehmen ermorden sollen, um sie zu plündern.

Bey seiner Zurückkunft nach Mexiko fand Cortez die Spanier in dem Quartier, wo er sie gelassen hatte, um den Kaiser zu bewachen, belagert. Dieses war ein ziemlich großer Raum, um die Spanier und ihre Bundsgenossen zu fassen, mit einer dicken Mauer und mit Thürmen, die in einer gewißen Entfernung von einander standen. Man hatte das bestmöglichste Geschütz darauf gepflanzt; und der Dienst geschahe mit eben so vieler Regelmäßigkeit und Wachsamkeit, als in einem belagerten Platz, oder einem der Gefahr ausgesetzten Lager. Der General drang in diesen festungsähnlichen Ort erst nach überstiegenen vielen Hindernissen; und als er auch durchdrang, dauerten die Gefahren doch noch immer fort. Die Blutgierigkeit der Landseingebohrnen war so groß, daß sie versuchten, durch die Schießscharten in diese Freystatt einzudringen.

Um sich aus einer so verzweifelten Lage zu ziehen, nahmen die Spanier ihre Zuflucht zu

Aus-

Ausfällen. Sie waren zwar glücklich, aber nicht entscheidend. Die Mexikaner bewiesen einen außerordentlichen Muth. Sie giengen freudig einem sichern Tod entgegen. Sie stürzten sich nackend und schlecht bewafnet in die Glieder der Spanier, um ihre Waffen unnütz zu machen, oder um sie ihnen weggzureißen. Alle wollten sterben, um ihr Vaterland von den Fremden, die darinn zu herrschen sich anmaßten, zu befreyen.

Das blutigste Gefecht fiel auf einer Anhöhe vor, der sich die Amerikaner bemächtigt hatten, und von wo aus sie mit mehr oder weniger mörderischen Pfeilen alles, was sich zeigte, abtrieben. Der zu ihrer Vertreibung befehligte Haufe wurde dreymal zurückgetrieben. Cortez ärgerte sich über diesen Widerstand, und ob er gleich selbst ziemlich scharf verwundet war, wollte er doch selbst den Angriff übernehmen. Kaum ist er im Besitz dieses wichtigen Posten, als zwey junge edle Mexikaner ihre Waffen wegwerfen, und zu ihm als Ueberläufer kommen. Sie fallen auf die Knie; drauf aber ergreifen sie ihn und springen in der Stellung eines Bittenden, in der Hoffnung, ihn mit sich herunter zu reissen und so ums Leben zu bringen, herab. Seine Stärke oder seine Behendigkeit aber macht ihn von ihren Händen los, und sie sterben als Opfer einer edelmüthigen aber fruchtlosen Unternehmung.

Diese That und tausend andre eben so muthige machten, daß die Spanier wünschten, man möchte Mittel und Wege zu einer Aussöhnung finden. Endlich willigte Montezuma, der noch immer gefangen war darein, das Werkzeug der Sklaverey seines Volks zu werden, und zeigt sich auf

dem Wall mit allem Glanz des Throns, um seine Unterthanen zu bereden, daß sie mit den Feindseeligkeiten aufhören sollten. Ihr verachtungsvoller Unwille zeigt ihm, daß sein Reich ein Ende habe, und die Pfeile, die sie gegen ihn abdrücken, schlagen ihm eine tödliche Wunde.

Eine neue Ordnung der Dinge folgte auf die traurige Begebenheit. Die Mexikaner sahen am Ende, daß ihr Vertheidigungsplan, so wie ihr Angrifsplan gleich schlecht seyen: und sie schränkten sich darauf ein, einem Feind, den die Uebermacht seiner Kriegszucht und seiner Waffen unüberwindlich mache, die Lebensmittel abzuschneiden. Kaum merkte Cortez diese Veränderung des Systems, so dachte er darauf, sich zu den Tlaskalanern zurück zu ziehen.

Die Ausführung dieses Vorhabens erforderte eine große Behendigkeit, ein undurchdringliches Geheimniß, wohl überdachte Maaßregeln. Man setzt sich gegen Mitternacht auf den Marsch. Die Armee rückte ganz in der Stille und in Ordnung auf einen Damm, als ihr Hintertreffen mit Heftigkeit von einem zahlreichen Korps und ihre Flanken durch Kähne, die an den beyden Seiten des Damms vertheilt waren, angegriffen wurde. Wenn die Mexikaner, die mehr Mannschaft hatten, als sie brauchen konnten, die Vorsicht gebraucht, und einen Theil derselben an das Ende des Damms, den sie weißlich abgebrochen, gestellt hätten, so wären unfehlbar alle Spanier und ihre Bundsgenossen in diesem blutigen Treffen umgekommen. Ihr Glück wollte, daß ihr Feind sich seinen Vortheil nicht ganz zu Nutze zu machen wußte, und sie kamen endlich an die

Ufer

Ufer des Sees, nach unglaublichen Gefahren und Ermattungen. Die Unordnung, worinn sie sich befanden, setzte sie noch einmal einer gänzlichen Niederlage aus. Ein neuer Fehler half ihnen aus der Noth.

Kaum verstattete des Tags Anbruch den Mexikanern, das von ihnen behauptete Schlachtfeld zu entdecken, als sie einen Sohn und die beyden Töchter des Montezuma unter den Todten gewahr wurden, die die Spanier mit einigen andern Gefangnen fortschleppten. Dieses Schauspiel machte sie erstarrt vor Schrecken. Die Vorstellung, daß sie die Kinder ermordet hatten, nachdem der Vater schon durch ihre Hand gefallen war, war zu mächtig, als daß schwache, und durch die Gewohnheit an einen blinden Gehorsam entnervte Seelen ihn hätten aushalten können. Sie scheuten sich Gottlosigkeit auf den Königsmord zu häufen, und schenkten daher eiteln Trauerfeyerlichkeiten eine Zeit, die sie der Vertheidigung des Vaterlands schuldig waren.

Während dieser Zeit setzte sich die geschlagne Armee, die ihr Geschütz, ihre Munition, ihr Gepäcke, ihre Beute, 5 bis 600 Spanier, 2000 Tlaskalaner verloren hatte, und bey der fast kein Soldat war, der nicht wäre verwundet gewesen, wieder auf den Marsch. Man eilte sie zu verfolgen, zu beunruhigen und sie endlich im Thal Otumba zu umringen. Das Kanonen- und Musketenfeuer, die Spitze der Lanzen und Degen hinderte die Indier nicht, so nackend sie auch waren, sich zu nähern, und sich mit vieler Heftigkeit über ihre Feinde herzuwerfen. Der Muth wollte schon der Anzahl weichen, als Cortez das Glück

dieses Tags entschied. Er hatte sagen hören, daß in diesem Theil der neuen Welt das Schicksal der Schlachten von der königlichen Fahne abhienge. Diese Fahne, deren Gestalt merkwürdig war, und die man nur bey wichtigen Gelegenheit vortrug, war nicht gar weit von ihm. Er stürzte sich mit seinen tapfersten Gefährten darauf los, um sie wegzunehmen. Einer von ihnen ergreift sie, und trägt sie in die Glieder der Spanier. Die Mexikaner lassen den Muth sinken, werfen ihre Waffen von sich und ergreifen die Flucht. Cortez setzt seinen Marsch fort, und gelangt ohne Hindernisse zu den Tlaskalanern.

XI.

Die Spanier sinnen auf neue Mittel, um Mexiko zu unterjochen, und es gelingt ihnen.

Er hatte weder das Vorhaben, noch die Hoffnung aufgegeben, das mexikanische Reich zu bezwingen, aber er hatte einen neuen Entwurf dazu gemacht. Er wollte einen Theil der Einwohner dazu gebrauchen, um sich den andern unterwürfig zu machen. Die Regierungsverfassung, die Beschaffenheit der Gesinnungen, die Lage von Mexiko begünstigten sein Vorhaben, und die Mittel es auszuführen.

Mexiko war ein Wahlreich, und einige Könige oder Kaziken waren die Wahlfürsten. Sie erwählten gemeiniglich einen unter sich. Man ließ ihn schwören, daß, so lange er den Thron besitzen würde, so sollte der Regen zur rechten Zeit fallen, die Flüsse keine Verheerungen anstellen,

die

die Felder nicht unfruchtbar seyn, die Menschen nicht an den Wirkungen einer ansteckenden bösen Luft sterben sollten. Dieser Gebrauch konnte mit der theokratischen Regierungsform, wovon man noch Spuren bey fast allen Völkern in der Welt findet, in Verbindung stehen. Vielleicht war auch der Endzweck dieses seltsamen Eides, dem Fürsten zu verstehen zu geben, daß weil die Unglücksfälle eines Staats fast immer von den Unordnungen in der Staatsverwaltung herkämen, er mit so viel Mäßigung und Weisheit regieren müßte, daß man die öffentlichen Unfälle niemals als die Wirkungen seiner Unvorsichtigkeit, oder als eine gerechte Strafe seiner Ausschweifungen betrachten könnte.

Man hatte die schönsten Gesetze gemacht, um es dahin zu bringen, daß die Krone nur dem Verdienstvollsten ertheilt werden möchte; aber der Aberglaube gab den Priestern einen großen Einfluß auf die Wahlen.

Sobald der Kaiser eingesetzt ward, war er verbunden, Krieg zu führen, und den Göttern Gefangene zu bringen. Dieser Fürst, wenn er gleich ein Wahlfürst war, herrschte sehr unumschränkt, weil keine geschriebene Gesetze vorhanden waren, und weil er die eingeführten Gebräuche verändern konnte.

Fast alle gerichtlichen Förmlichkeiten und Hofgebräuche waren durch die Religion geheiligt.

Die Gesetze straften die Verbrechen, die überall gestraft werden; aber die Priester halfen den Missethätern oft durch.

Es gab zwey Gesetze, die geschickt waren, viele Unschuldige ums Leben zu bringen, und die da

machen mußten, daß das doppelte Joch des Despotismus und des Aberglaubens recht schwer auf den Mexikanern lag. Sie verdammten die zum Tode, welche die Heiligkeit der Religion, oder die Majestät des Fürsten beleidigt haben würden. Man sieht, welche leichte Mittel zur Privatrache, oder zu den eigennützigen Absichten der Priester und der Höflinge so schlecht bestimmte Gesetze an die Hand geben.

Zum Adel gelangte man, und die Edelleute selbst gelangten zu den hohen Würden, nur durch Beweise des Muths, der Frömmigkeit und der Geduld. Man stand in den Tempeln eine härtere Lehrzeit, als bey dem Heer aus; und hernach wiedmeten sich diese Edeln, die es mit so vieler Mühe geworden waren, den niederträchtigsten Verrichtungen im Pallast des Kaisers.

Cortez glaubte, es würden sich unter der Menge von Vasallen in Mexico welche finden, die das Joch gern abschüttelten, und sich zu den Spaniern schlügen.

Er hatte gesehen, wie sehr die Mexikaner von den kleinen von ihrem Reich abhängenden Nationen gehaßt wurden, und wie hart die Kaiser ihre Macht fühlen ließen.

Er hatte bemerkt, daß die meisten Provinzen die Religion der Hauptstadt verabscheuten, und daß in Mexiko selbst die Edeln und Reichen, bey denen der Geist der Geselligkeit die wilden Vorurtheile und Sitten des Volks milderte, fast nichts als Gleichgültigkeit gegen diese Religion hegten. Viele unter den Edeln fühlten einen Widerwillen, daß sie die niedrigsten Verrichtungen bey ihren Herren besorgen mußten.

Seit

Seit sechs Monaten reifte Cortez stillschweigend seine grosse Entwürfe, als er seinen Zufluchtsort, von 590 Spaniern, 10000 Tlaskalanern, einigen andern Indianern begleitet, mit 40 Pferden und 8 oder 9 Feldstücken verließ. Sein Zug gegen den Mittelpunkt der mexikanischen Staaten gieng leicht und schnell von statten. Die kleinen Nationen, die ihn hätten aufhalten oder verhindern können, wurden ohne Mühe unterjocht, oder sie ergaben sich ihm freywillig. Verschiedene Völkerschaften, welche die umliegenden Gegenden der Hauptstadt des Reichs bewohnten, wurden ebenfalls gezwungen, seiner Gewalt sich zu unterwerfen, oder sie thaten es auch selbst.

Erfolge, die geschickt waren, auch die Argwöhnigsten in Erstaunen zu setzen, hätten natürlicherweise alle Herzen dem unerschütterlichen und weitblickenden Anführer, dessen Werk sie waren, eigen machen sollen. Aber doch war es dem nicht also. Unter seinen spanischen Soldaten befand sich eine zimlich große Menge, welche die Gefahren, denen sie mit so genauer Noth entgangen waren, nur allzuwohl im Andenken behalten hatten. Die Furcht vor denen, die sie noch zu befahren hatten, machte sie treulos. Sie verstanden sich untereinander, ihren General zu ermorden, und die Anführung einem Officier zu übertragen, der Entwürfe, die ihnen ausschweifend schienen, fahren lassen und für ihre Erhaltung weisere Maßregeln ergreifen würde. Die Verrätherey sollte wirklich ausgeführt werden, als die Gewissensbisse einen der Verschwornen bewogen, sich dem Cortez zu Füßen zu werfen. Sogleich läßt dieser kühne Kopf, dessen Geistes-

kräfte die unerwarteten Ereignisse immer mehr entwickelten, den Villasagna den Haupturheber eines so schwarzen Complots, gefangen nehmen, richten und bestrafen; aber erst nachdem er ihm eine genaue Liste aller seiner Mitschuldigen entrissen hatte. Er bemühte sich, die Unruhen, welche diese Entdeckung verursachen konnte, zu zerstreuen. Er erreichte seine Absicht dadurch, daß er bekannt machen ließ, der Bösewicht habe ein Papier, welches ohne Zweifel den Plan der Verschwörung, oder die Namen der Theilnehmer enthalten, zerrissen, und ungeachtet der zur Entdeckung mit ihm vorgenommenen scharfen Foltern das Geheimnis mit sich ins Grab genommen.

Um aber inzwischen den Leuten keine Zeit zu lassen, über das vorgegangne nachzudenken, eilte der General, Mexico, den großen Gegenstand seines Ehrgeitzes und das Ziel der Hoffnungen seiner Armee anzugreifen. Dieses Vorhaben zeigte aber grosse Schwierigkeiten.

Gebirge, die grösstentheils eine Höhe von 1000 Fuß hatten, umgaben eine Ebene von ungefähr 40 (französ.) Meilen. Dieser ungeheure Raum war grösstentheils mit unter sich zusammen hängenden Seen bedeckt.

An dem nördlichen Ende des grösten war auf einigen kleinen Inseln die ansehnlichste Stadt, die in der neuen Welt vor ihrer Entdeckung durch die Europäer, erbauet worden war. Man gelangte auf drey, mehr oder weniger langen, aber immer breiten und gut gebauten Straßendäm-

dämmen dahin. Die Einwohner der entferntesten Ufer dieser großen Wege kamen auf ihren Kähnen dahin.

Alles war seit langer Zeit zu einem hartnäckigen gen Widerstand in der Verfassung gesetzt. Die Vertheidigungsanstalten waren durch Quetlavaca, der an Montezumas, seines Bruders Stelle gekommen war, getroffen; allein die Blattern, die ein Sklav von Narvaez dahin gebracht hatte, rafften ihn hinweg; und als die Belagerung anfieng, regierte Guatimozin.

Die Handlungen dieses jungen Fürsten waren alle heldenmüthig und klug. Das Feuer seiner Blicke, die Erhabenheit seiner Reden, der Glanz seines Muths machten auf seine Unterthanen den Eindruck, den er wünschte. Er machte den Boden Fuß für Fuß streitig, und er verließ nie einen Zollbreit, der nicht mit den Leichnamen seiner Soldaten übersäet und mit dem Blut seiner Feinde gefärbt war. 50000 Menschen, die aus allen Theilen des Reichs zur Vertheidigung ihrer Herrn und ihrer Götter herbey gelaufen, waren durchs Schwerd oder durchs Feuer umgekommen, der Hunger richtete alle Tage unbeschreibliche Verheerungen an; zu diesen Unglücksfällen kamen noch ansteckende Krankheiten hinzu, ohne daß jedoch Quatimozins Seele einen Augenblick, nur einen einzigen Augenblick erschüttert worden wäre. Die Stürmenden waren nach hundert mörderischen Gefechten und großem Verlust in den Mittelpunkt des Platzes gedrungen, als er noch nicht daran dachte, zu weichen. Man bewog ihn endlich, einzuwilligen, daß er sich vom Schutt, der nicht mehr vertheidigt werden könnte, entfernen möchte, um den Krieg in den Provinzen fort-

zu-

zusetzen. Um aber diesen Rückzug zu erleichtern, wurden dem Cortez einige Scheinfriedensvorschläge gemacht: allein diese edle List hatte nicht den verdienten Erfolg; und eine Brigantine bemächtigte sich des Kahns, auf dem der großmüthige und unglückliche Monarch sich befand. Ein spanischer Finanzeinnehmer vermuthete, daß Quatimozin verborgene Schätze bey sich hätte; und um ihn zu einem Bekenntnis zu zwingen, ließ er ihn über glühende Kohlen ausspannen. Sein Günstling, der auf gleiche Art gefoltert wurde, wandte sich an ihn mit traurigen Klagen. Und ich, sagte ihm der Kaiser, ruhe ich etwan auf Rosen? Ausdrücke, die allen denen, welche die Geschichte der Bewunderung der Menschen hinterlassen hat, an die Seite gestellt werden können. Die Mexikaner werden solche ihren Kindern wieder vorsagen, wenn eines Tages sie den Spaniern Quaalen mit Quaalen vergelten, wenn sie diesen Vertilgerstamm im Meer oder im Blut ersäufen können. Diese würden vielleicht die Acten ihrer Märtyrer, die Jahrbücher ihrer Verfolgungen haben. Man würde darinn ohne Zweifel lesen, daß Quatimozin halbtod von einem glühenden Rost genommen, und daß er drey Jahre nachher unter dem Vorwand einer Verschwörung gegen seine Tyrannen und Henker öffentlich aufgehängt worden ist.

XII.

Vorstellung, die man sich von Mexiko, ehe es von den Spaniern unterjocht worden ist, machen muß.

Wenn man den Spaniern Glauben zustellen darf, so war Mexico, dessen sie sich nach einem dritthalbmonatlichen lebhaften und ordentlichen Angrif mit Hülfe von 60 oder gar 100000 verbündeten Indianern, und durch die Oberhand ihrer Kriegszucht, ihrer Waffen, und ihrer Schiffe bemeistert hatten, so war dieses Mexiko eine prächtige Stadt. Seine Mauern schlossen 30000 Häuser, eine unermeßliche Volksmenge, schöne Gebäude in sich.

Der von Marmor und Jaspis erbaute Pallast des Oberhaupts des Staats war unermeßlich groß. Bäder, Springbrunnen, Bildsäulen verschönerten ihn. Er war mit Gemählden angefüllt, die, wenn sie gleich von Federn gemacht waren, doch Colorit, Glanz und Wahrheit hatten. Die meisten unter den Kaziken hatten, wie der Kaiser, Thiergärten, wo alle Thiere der neuen Welt gesammelt waren. Ihre Gärten waren mit Pflanzen von allerley Gattungen besetzt. Alles, was der Boden und Himmelsstrich seltnes und glänzendes hatte, gab bey einem reichen Volk, wo die Natur schön und die Künste unvollkommen waren, einen Gegenstand der Pracht ab. Die Tempel waren in großer Menge und grösstentheils prächtig, aber mit Blut gefärbt und mit

den

den Köpfen der Unglücklichen, die man geopfert hatte, tapezirt.

Eine von den grösten Schönheiten dieser bezaubernden Stadt war ein Platz, wo sich gewöhnlich mehr als 100000 Menschen befanden; der mit Zelten und Waarengewölbern bedeckt war; wo die Kaufleute alle Schätze des Lands und der Geschicklichkeit der Mexikaner vor Augen legten. Vögel von allen Farben, glänzendes Muschelwerk, Blumen ohne Zahl, Schmelzwerk: und Goldschmidtsarbeiten machten diesen Markt zu einem schönern und glänzendern Anblick, als die reichsten Messen in Europa nicht haben können.

Unaufhörlich giengen 100000 Boote vom Ufer nach der Stadt, und von der Stadt ans Ufer: an dem See lagen über 50 Städte, und eine Menge von Flecken und Dörfern.

Der übrige Theil des Reichs bot, soweit es die Lage erlaubte, das gleiche Schauspiel dar: aber immer mit dem Unterschied, den man überall zwischen der Hauptstadt und den Provinzen findet. Dieses Volk, dessen Alterthum eben nicht sehr weit hinaus reichte, ohne Umgang mit aufgeklärten Völkern, ohne Kenntniß des Gebrauchs des Eisens, ohne den Beystand der Schreibkunst, ohne irgend eine der Künste, denen wir den Vortheil verdanken, andre zu kennen und auszuüben, unter einer Himmelsgegend, wo der Geist des Menschen nicht durch Bedürfniß angefeuert wird: dies Volk, sagt man uns, hat sich durch sein Genie zu dieser Höhe geschwungen.

Das Falsche dieser hochtrabenden Beschreibung, in den Augenblicken der Eitelkeit durch einen Sieger entworfen, der natürlicherweise zur Uebertrei-

treibung geneigt, oder durch die große Uebermacht, welche ein ordentlicher Staat über wilde Gegenden, die in der andern Halbkugel bis dahin verheert wurden, hatte, betrogen wurde: dieses Falsche kann jedermann sehr leicht begreiflich gemacht werden. Um dieses zu bewerkstelligen wäre es nicht genug, wenn man den jetzigen Zustand von Mexiko dem Zustand, worinn die Eroberer vorgeben, daß sie dies Land gefunden haben, entgegen stellen wollte.

Wer kennt nicht die beweinenswürdigen Folgen einer zerstörenden Tyranney, einer langen Unterdrückung? Aber man erinnere sich der Verheerungen, welche die aus Norden gekommenen Barbaren ehemals in Gallien und Italien angerichtet haben! Als dieser Strom abgelaufen war, blieben nicht auf der Erde große Massen, welche die Macht der unterjochten Völker bezeugten, welche solche noch bezeugen? Zeigt uns aber die Gegend, mit der wir uns hier beschäftigen, auch solche prächtige Ruinen? Es muß also als erwiesen angenommen werden, daß die öffentlichen und Privatgebäude, die als so stolze Gebäude beschrieben worden sind, nichts als unförmliche auf einander gethürmte Steinmassen waren; daß das berühmte Mexico nichts war, als ein Dorf, das aus einer großen Menge, auf einem großen Platz unregelmässig verbreiteter Bauernhütten bestand; und daß die andern Oerter, deren Größe oder Schönheit man hat erheben wollen, noch unter dieser ersten der Städte standen.

Die Arbeiten der Menschen sind immer ihrer Stärke und den Werkzeugen, deren sie sich bedienten, angemessen gewesen. Ohne die Wissen-

schaft

schaft der Mechanik, und die Erfindung ihrer Maschinen keine großen Denkmäler. Ohne Quadranten und Ferngläsſer kein Fortschreiten in der Sternkunde, keine Genauigkeit in den Beobachtungen. Ohne Eisen kein Hammer, keine Zange, kein Ambos, kein Ofen, keine Säge, keine Axt, kein Keil, keine Arbeit von Metall, die angesehen zu werden verdient, keine Maurerarbeit, keine Zimmerarbeit, keine Schreinerarbeit, keine Baukunst, keine gestochene, keine Bildhauerarbeit. Welche Zeit müssen nicht unsere Arbeiter ungeachtet dieser Hülfsmittel haben, um einen Steinblock aus der Steingrube loszumachen, aufzuheben, und fortzubringen? Welche Zeit ihn zu behauen? Wie würde man ohne unsere Hülfsmittel zu seinem Zweck gelangen? Auch ein Mann von einem größern Verstand, als der Wilde, würde beym ersten Anblick eines unsrer Gebäude, es nicht als das Werk unserer Stärke, sondern als eine ausserordentliche Erscheinung der Natur bewundert haben, welche von sich selbst diese Säulen aufgestellt, diese Fenster ausgebrochen, dieses Gebälk gelegt, und einen so bewunderswürdigen Aufenthalt zubereitet haben müßte. Dieses wäre die schönste Höhle gewesen, welche er noch jemals in den Gebirgen gefunden hat.

Nehmen wir Mexiko alles, was fabelhafte Erzählungen ihm geliehen haben, hinweg, und wir werden finden, daß dieses Land, so weit es über den wilden Gegenden stand, durch welche die Spanier bis dahin in der neuen Welt gewandert waren, in Vergleichung gegen gesittete Völker des alten festen Lands nichts bedeutete.

Das

Das Reich war einem eben so grausamen, als übel ausgedachten Despotismus unterwürfig. Die Furcht, dieses große Rad der willkührlichen Regierungen galt daselbst statt der Sittenlehre und der Grundsätze. Das Haupt des Staats war nach und nach eine Art einer Gottheit geworden, auf welche die Kecksten keinen Blick zu werfen wagten, und über deren Handlungen zu urtheilen, die Unbedachtsamsten sich nicht getraut hätten. Man begreift wohl, wie Bürger des Staats alle Tage mit dem Opfer ihrer Freyheit die Vergnügungen und Bequemlichkeiten eines Lebens sich erkaufen, an die sie von Kindheit auf gewohnt sind: aber daß Leute, denen die rohe Natur mehr darbot, als die gesellschaftliche Kette, die sie verband, in ihrer Sklaverey ruhig verblieben, ohne daran zu denken, daß sie nur über einen Berg oder über einen Fluß hinüber sich begeben dürfen: das würde unbegreiflich seyn, wenn man nicht wüßte, wie sehr die Gewohnheit und der Aberglaube überall das Menschengeschlecht entstellen.

Verschiedene der Provinzen, die man als einen Theil dieser weitläufigen Herrschaft ansehen konnte, regierten sich durch ihre ursprünglichen Gesetze und nach ihren alten Grundsätzen. Sie waren dem Reich blos steuerpflichtig, übrigens wie vorher durch ihre Kaziken verwaltet. Die Pflichten dieser großen Vasallen beschränkten sich darauf, die Gränzen des Staats, wenn sie den Auftrag bekamen, zu bedecken oder zu erweitern; unaufhörlich zu den Staatsbürden, anfänglich nach einer bestimmten Tariffe, in den letzten Zeiten,

aber

aber nach den Bedürfnissen, dem Geitz oder den Launen des Despoten bey zusteuern.

Die Verwaltung der mehr unmittelbar vom Thron abhängenden Gegenden wurde Großen anvertraut, welche in ihren Aemtern durch Adeliche von einem geringern Rang unterstützt wurden. Diese Beamte waren anfänglich in Achtung und von Bedeutung: seitdem aber die willkührliche Gewalt sich auf die Trümmer einer lehensmässig zu nennenden Regierung erhoben hatte, waren sie blosse Werkzeuge der Tyranney.

Mit jeder dieser Stellen war ein größeres oder kleineres Stück Lands verknüpft. Die, welche die Rathskollegien leiteten, die Armeen anführten, deren Amt den Aufenthalt bey Hof mit sich brachte, genossen gleiche Vortheile. Man wechselte die Kronbesitzung bey veränderter Beschäftigung, und man verlor selbige, sobald man ins Privatleben zurückkehrte.

Es gab aber auch unveränderliche Besitzungen und die man auf seine Abkömmlinge bringen konnte. Es waren aber derselbige nur eine geringe Anzahl, und diese mußten von den angesehnsten Bürgern besessen werden.

Das Volk hatte nichts als Gemeinheiten. Ihr Bezirk war nach der Anzahl der Bewohner eingetheilt. In einigen geschahen die Arbeiten gemeinschaftlich und die Erndten wurden in öffentlichen Kornhäusern niedergelegt und nach den Bedürfnissen vertheilt. In andern theilten die Pflanzer die Felder unter sich, und bauten selbige für ihren besondern Gebrauch. In keinem Bezirk aber war es erlaubt, sich des Bodens selbst anzumassen.

Ver-

Verschiedene größere oder kleinere Bezirke waren mit einer Art von Knechten besetzt, welche zum Boden gehörten, von einem Eigenthümer auf den andern übergiengen, und ausser dem schlechtesten und eingeschränktesten Lebensunterhalt nichts fordern konnten.

Noch geringere Leute waren die Hausssklaven. Ihr Leben war so gering geachtet, daß nach Herreras Erzählung man ihnen solches nehmen konnte, ohne befürchten zu dürfen, deswegen von den Gesetzen angefochten zu werden.

Alle Stände des Staats trugen zu dem Unterhalt der Regierung das ihrige bey. In den ein wenig weiter gekommenen Gesellschaften werden die Abgaben mit Metallen bezahlt. Aber dieser gemeine Maßstab alles Werths war den Merikanern unbekannt, ob sie gleich Gold und Silber unter ihren Händen hatten. Sie hatten zwar in der That angefangen, die Nützlichkeit eines allgemeinen Tauschmittels zu fühlen, und bereits bedienten sie sich der Cacaokörner in dem Handel im Kleinen, aber dieser Gebrauch war sehr eingeschränkt, und konnte sich nicht bis auf die Bezahlung der Auflagen erstrecken. Die dem Staat gebührenden Abgaben wurden daher in Natur abgeführt.

Da alle Staatsbediente ihre Besoldung in Lebensmitteln empfiengen, so behielt man für ihren Beytrag einen Theil von dem ihnen Angewiesenen zurück.

Die mit einem Amt verknüpften Ländereyen, und auch die ganz eigenthümlichen gaben an den Staat einen Theil ihrer Erzeugnisse ab.

Außer der allen Gemeinheiten auferlegten Verbindlichkeit, eine gewiße Strecke des Bodens für die Krone zu bauen, mußten sie ihm noch den dritten Theil ihrer eigenen Erndte abgeben.

Die Jäger, die Fischer, die Töpfer, die Mahler, kurz alle Arbeiter ohne Unterschied entrichteten alle Monate das nemliche von ihrem Gewerb.

Die Bettler selbst waren mit bestimmten Abgaben belegt, welche sie mit Arbeiten oder Allmosen zu verdienen suchen mußten.

In Meriko war der Ackerbau noch sehr eingeschränkt, obgleich die Einwohner desselben grösstentheils daraus ihre einzige Beschäftigung machten. Ihr Bemühen gieng allein auf den Mais und den Cacao, und auch von diesen Erzeugnissen sammelte man sehr wenig. Wenn es anders gewesen wäre, so hätten die ersten Spanier nicht so oft Mangel an dem nöthigen Lebensunterhalt leiden müssen. Die Unvollkommenheit der ersten der Künste konnte verschiedene Ursachen haben. Diese Völker hatten einen großen Hang zum Müßiggang. Die Geräthschaften, deren sie sich bedienten, waren fehlerhaft. Sie hatten kein Thier, das sie in der Arbeit unterstützen konnte, zahm gemacht. Herumirrende Völker oder wilde Thiere verheerten ihre Felder. Die Regierung unterdrückte sie unabläßig. Endlich war ihre natürliche Beschaffenheit besonders schwach, welches zum Theil von schlechten und unzulänglichen Nahrungsmitteln herrührte.

Die der reichen Leute, der Adelichen, und der Leute von Stand bestanden außer dem Wildpret und Fischen in indianischen Hühnern, Enten und Kaninchen, den einzigen Thieren, die man nebst

den

den kleinen Hunden in diesen Gegenden zahm gemacht hatte. Aber die Nahrungsmittel des grossen Haufen beschränkten sich auf den auf verschiedene Arten zubereiteten Mais; auf den in warmem Wasser geweichten, und mit Honig und Pimenten vermengten Cacao; auf die Feldkräuter, die nicht zu hart, oder von keinem widrigen Geruch waren. Er bediente sich auch einiger Getränke, welche nicht berauschen konnten. Die starken Getränke aber waren nachdrücklich verbotten, so daß um sich ihrer zu bedienen, die Erlaubniß der Regierung erforderlich war. Man gestattete solche niemand, als Alten und Kranken. Nur bey Festen und öffentlichen Arbeiten bekam von denselben jeder nach Verhältniß seines Alters ein angemessenes Maaß. Die Trunkenheit wurde als das häßlichste aller Laster angesehen. Man schor denen, welche desselben überführt wurden, öffentlich die Haare ab, und ihr Haus wurde abgebrochen. Hatten sie ein öffentliches Amt, so wurden sie abgesetzt, und für immer untüchtig erklärt, Aemter zu bekleiden.

Die Mexikaner waren fast ganz nackend. Ihr Leib war bemahlt. Federn umgaben ihren Kopf. Einige Knochen, oder kleine goldene Zierrathen, nach dem der Rang war, hiengen an ihrer Nase und ihren Ohren. Die Weiber hatten gar keine andere Kleidung, als ein langes Hemd, das bis an die Knie reichte und auf der Brust offen war. In der Zurichtung ihres Haars bestand ihre vornehmste Pracht. Die Personen von höherm Stand, der Kaiser selbst, waren vom Pöbel durch nichts, als einen Mantel von einem viereckigen Stück baumwollenen Zeugs, der auf der rechten Schulter angeheftet war, unterschieden.

Der Pallast des Fürsten und der Großen war zwar groß genug und von Steinen gebaut, hatte aber weder Bequemlichkeit, noch Schönheit, noch nur einmal ein Fenster. Der gemeine Mann wohnte in Hütten, die von Erde aufgeführt, und mit Baumzweigen bedeckt waren. Es war ihm verboten, solche höher, als ein Stockwerk zu bauen. Mehrere Familien waren oft unter dem nemlichen Dach zusammen gehäuft.

Die Hausgeräthschaft war der Bewohnung würdig. Meistens fand man statt Tapeten blos Decken, statt des Betts Stroh, statt eines Stuhls geflochtene Palmblätter, statt des Geschirrs erdene Gefässe. Baumwollene Tücher und Tapeten, die mehr oder weniger fleißig gearbeitet, und zu verschiedenem gebraucht wurden, machten den Unterschied zwischen reichen und gemeinen Häusern aus.

Wenn aber die Künste der allerersten Nothwendigkeit in Mexiko schon so unvollkommen waren, so muß man billig schließen, daß die Künste des Vergnügens es noch weit mehr waren. Die Form und Bearbeitung der wenigen Gefässe und des goldenen oder silbernen Geschmeids, die bis zu uns gekommen sind, ist gleich barbarisch. Das nemliche Rohe herrscht in den Gemählden, von denen die Spanier mit so vieler Bewunderung sprechen, und die man mit Federn aller Arten zusammensetzte. Diese Mahlereyen sind nicht mehr vorhanden, oder wenigstens sehr rar, aber sie sind in Kupfer gestochen. Der Künstler ist unendlich unter seinem Gegenstand, er mag Pflanzen, Thiere, oder Menschen vorstellen. In seiner Arbeit ist weder Licht, noch Schatten, weder Zeichnung, noch Wahrheit. Die Baukunst hat keine

grössere Schritte gemacht. Man findet im ganzen Reich nicht ein altes Denkmal von einiger Majestät, nicht einmal Trümmer, die das Andenken einer vergangenen Größe erneuerten. Auf nichts kann Mexiko stolz seyn, als auf die Strassendämme, die zu seiner Hauptstadt führen, als auf die Wasserleitungen, welche Trinkwasser von einer beträchtlichen Entfernung herbeyführen.

In den Wissenschaften war man noch weiter zurück, als in den Künsten; und das war eine natürliche Folge des gewöhnlichen Gangs des menschlichen Geistes. Es war beynahe nicht möglich, daß ein Volk, dessen Aufklärung nicht alt war, und das von seinen Nachbarn keine Anleitung erhalten können, nur irgend ausgebreitete Kenntnisse haben sollte. Alles, was man aus seinen gottesdienstlichen und Staatseinrichtungen schließen konnte, war, daß es einige Fortschritte in der Sternkunde gemacht hatte. Wie viele Jahrhunderte hätte es zu seiner Aufklärung nöthig gehabt, da es der Hülfe der Schreibkunst beraubt war, da es noch bey der Unvollkommenheit der Hieroglyphen von diesem mächtigen und vielleicht einzigen Mittel zu Einsichten so weit entfernt war!

Es waren Gemählde, die auf Baumrinden, auf falbe Thierhäute, auf baumwollene Zeuge gezeichnet, und zu Erhaltung des Andenkens an Gesetze, Glaubenslehren, Staatsveränderungen bestimmt waren. Die Anzahl, die Farbe, die Stellung, die Figuren, alles wechselte nach den Gegenständen, die sie vorstellen sollten, ab. Ob diese unvollkommene Zeichen gleich den großen Zug, welcher allen vernünftigen Zweifel ausschließt, nicht haben konnten, so kann man doch

denken, daß sie durch Hülfe der Reichs und Familiensagen mit den vorgefallenen Begebenheiten einigermaßen Bekanntschaft verschaffen. Die Gleichgültigkeit der Eroberer gegen alles, was nicht auf einen unersättlichen Geitz Bezug hatte, machte, daß sie den Schlüssel zu diesen wichtigen Schätzen vernachläßigten. Bald kam es gar so weit, daß ihre Mönche solche für Denkmale des Götzendiensts hielten, und daß der erste Bischof von Mexiko, Zummaraga alles, was man davon zusammenbringen konnte, zu dem Feuer verdammte. Das wenige, das diesem schwärmerischen Brand entkam, und das sich auf der einen, oder auf der andern Halbkugel erhielt, hat auch nachher die Dunkelheit, in die uns die Nachläßigkeit der ersten Spanier versetzt hatte, nicht aufgeklärt.

Man weis bis itzt die Zeit der Errichtung dieses Reichs nicht. Zwar sagen uns die castilianischen Geschichtschreiber, daß vor dem zehnten Jahrhundert dieser große Raum nur durch herumschweifende und fast wilde Horden bewohnt worden sey. Sie sagen uns, daß gegen diese Zeit aus Norden und Nordwest gekommene Stämme einige Bezirke dieses Land besetzt, und sanftere Sitten daselbst eingeführt haben. Sie sagen uns, daß drey hundert Jahre nachher ein Volk, das in der Aufklärung noch weiter vorgerückt, und aus der Nachbarschaft von Californien gekommen sey, sich an den Ufern der Seen niedergelassen, und Mexiko erbaut habe. Sie sagen uns, daß diese letzte über die andern so erhabene Nation während eines langen Zeitraums blos mehr oder weniger geschickte Häupter gehabt, die sie, nachdem sie es ihrem Vortheil angemessen fand, wählte

und

und wieder absetzte. Sie sagen uns, daß die höchste Gewalt, die bis dahin getheilt, und wiederruflich war, in einer einzigen Hand vereint, und unveränderlich gewesen sey, und zwar 130, oder gar 197 Jahre vor der Ankunft der Spanier. Sie sagen uns, daß die neun Monarchen, welche nach und nach die Krone trugen, das Eigenthum des Staats so weit ausdähnten, als es unter der ältern Regierung nicht war. Aber welche Glaubwürdigkeit soll man Jahrbüchern, die dunkel, widersprechend, und mit den abgeschmacktesten Fabeln, die man jemals der menschlichen Leichtgläubigkeit vorgelegt hatte, angefüllt sind, zustellen? Zu glauben, daß eine Gesellschaft, deren Herrschaft sich so weit erstreckte, deren Einrichtungen so vielzählig, deren Gang so regelmäßig war, einen so neuen Ursprung, als man öffentlich angegeben, gehabt habe, würden andre Zeugnisse, als die der wilden Soldaten, die weder Fähigkeit, noch Willen hatten, etwas zu prüffen erfordert; bedürfte es andrer Zeugen, als schwärmerischer Priester, die an nichts dachten, als ihren Gottesdienst auf die Trümmer des vorgefundenen Aberglaubens zu gründen. Was würde man von China wissen, wenn die Portugiesen es hätten anzünden, wie Brasilien umkehren, oder zerstören können? Würde man heut zu Tag von dem Alterthum seiner Bücher, seiner Gesetze, und seiner Sitten reden? Wenn man wird nach Mexiko einige Philosophen hineingelassen haben, um die Trümmer seiner Geschichte auszugraben und zu entziffern, diese Gelehrten aber weder Mönche, noch Spanier, sondern Engländer oder Franzosen seyn werden, welche alle Freyheit,

alle Mittel, die Wahrheit zu entdecken haben werden, so wird man vielleicht alsdann näher wissen, ob die Barbaren nicht alle Denkmäler, die auf die Spur führen könnten, zerstört hat.

Diese Untersuchungen könnten inzwischen auf keine genaue Kenntnis der ehemaligen Volksmenge des Reichs führen. Sie war unzählich, sagen die Eroberer. Einwohner bedeckten die Felder; die Bürger wimmelten in den Städten; die Kriegsheere waren sehr zahlreich. Dumme Erzähler, seyd nicht ihr es, die uns versichern, daß es ein erst werdender Staat war; daß hartnäckige Kriege ihn unaufhörlich beunruhigten; daß man alle Kriegsgefangene gleich auf der Stelle ermordete, oder in den Tempeln den Göttern opferte; daß bey dem Tod eines jeden Kaisers, jedes Kaziken, jedes Großen eine mit ihrer Würde im Verhältnis stehende Anzahl Opfer auf ihrem Grab aufgeopfert wurde; daß ein schändlicher Geschmack Ursache war, daß man durchaus die Weiber vernachläßigte; daß die Mütter ihre Kinder selbst vier bis fünf Jahre säugten, und bey Zeiten aufhörten fruchtbar zu seyn; daß die Unterthanen überall und unaufhörlich unter den Drückungen der Regierung seufzten; daß faule Gewässer, große Waldungen die Provinzen bedeckten; daß die spanischen Abentheurer mehr vom Mangel am Lebensunterhalt, als von der Länge der Märsche, als von den Pfeilen der Feinde auszustehen hatten?

Wie soll man nun Thatsachen, die durch so viele Zeugen bestätigt sind, mit dieser entsetzlich großen Volksmenge, die in euern hochtrabenden Jahrbüchern so feyerlich bezeugt sind, vereinba-

ren?

ren? Ehe die gesunde Philosophie auf eure befremdende Widersprüche einen Blick warf; nachdem der Haß, den man gegen euch hegte, euern thörichten Vergrösserungen Glauben verschafte, wurde die Welt, die in Mexiko nichts als eine Wüste sahe, überzeugt, daß ihr unzählige Geschlechter ins Grab gestürzt habt. Ohne Zweifel besudelten sich eure rohen Soldaten nur zu oft mit unschuldigem Blut; ohne Zweifel haben sich eure schwärmerische Bekehrer nur zu oft diesen barbarischen Thaten nicht so widersetzt, wie es ihre Pflicht war; ohne Zweifel entrissen eine rastlose Tyranney, ein unersättlicher Geitz diesem unglückseligen Theil der neuen Welt viele seiner schwachen Kinder: aber eure Grausamkeiten sind doch nicht so arg, als die Geschichtschreiber eurer Verheerungen die Nationen zu glauben veranlaßt haben. Und ich bin es, ich, den ihr als den Verleumder eurer Denkungsart ansehet, der ich selbst euch der Unwissenheit und der Betrügerey anklage, ich werde soviel möglich euer Schutzredner.

Wolltet ihr lieber, daß man die Zahl eurer Meuchelmordthaten über groß angäbe, oder aber eure Dummheit und eure Widersprüche entschleyerte? Hier, beym Himmel bezeuge ich es, bin ich nur damit beschäftigt, von euch das Blut, mit dem bedeckt zu seyn ihr euch zur Ehre rechnetet, abzuwaschen; und überall, wo ich sonst von euch gesprochen habe, hat es blos die Mittel betroffen, eurer Nation ihren ursprünglichen Glanz wieder zu verschaffen, und das Schicksal der euch unterwürfigen Völker zu mildern. Wenn ihr bey mir einigen heimlichen Haß oder einige eigennützige Absicht entdecken werdet, so will ich mich

eurer

eurer Verachtung preis geben. Habe ich die andern Zerstöhrer der neuen Welt, selbst die Franzosen, meine Landsleute mit mehr Schonung behandelt? Warum seyd ihr also die einzigen, die ich beleidigt habe? Weil euch nichts mehr geblieben ist, als Hochmuth. Werdet mächtig, und ihr werdet weniger argwöhnisch werden; und die Wahrheit, die euch schamroth machen wird, wird euch nicht mehr zum Zorn reitzen.

Welches aber auch die Volksmenge von Mexiko gewesen seyn mag, so zog die Eroberung der Hauptstadt die Unterwerfung der Provinzen nach sich. An dem Südmeer fieng das Reich erst bey Nicaragua an, und endigte sich zu Acapulco, auch war ein Theil der Küsten, welche dieser Ocean bespühlte, niemals unterjocht worden. An dem Nordmeer hingegen unterbrach es von dem Fluß Tabasco bis an den Fluß Panuco fast nichts: aber im innern Land hatten Tlaskala, Tepeaca, Mechoacan, Chiapa und einige andre minderbeträchtliche Bezirke ihre Unabhängigkeit erhalten. In weniger als einem Jahr aber waren sie die Freyheit durch den Eroberer, der nur 10, 15, bis 20 Reuter hinschicken durfte, ohne einen Widerstand zu erfahren, beraubt; und vor dem Ende des Jahrs 1522 waren die Provinzen, welche sich gegen die Mexikaner frey erhalten und die Gemeinschaft ihrer Besitzungen beschwerlich oder gar unthunlich machten, sämmtlich ein Theil der spanischen Herrschaft. Seit der Zeit bekam diese auf der nördlichen Seite unermeßlichen Zuwachs. Ohne die unglaublichen barbarischen Handlungen, die immer dabey waren, oder

dar-

darauf folgten, würde sie noch beträchtlicher, vorzüglich aber nützlicher gewesen seyn.

Kaum sahen sich die Kastilianer in dem Besitz von Mexiko, als sie seine besten Ländereyen unter sich vertheilten, als sie das Volk, das solche urbar gemacht hatte, zu Sklaven machten, als sie dieselben zu Arbeiten verdammten, welche ihre natürliche Beschaffenheit nicht ertrug, und der sie nicht gewohnt waren. Diese allgemeine Unterdrückung erregte große Unruhen. Es war nichts verabredetes, kein Anführer, kein Plan; die Verzweiflung allein verursachte diesen großen Ausbruch. Das Schicksal wollte, daß er sich gegen die unglücklichen Indianer selbst drehte. Ein gereitzter Eroberer flog mit Feuer und Schwerd in der Hand, so schnell wie der Blitz von einem Ende des Reichs an das andere, und hinterließ überall Spuren einer in die Augen fallenden Genugthuung, bey deren näheren Erzählung selbst die blutgierigsten Gemüther zittern würden. Unter dem Officier und dem Soldaten herrschte ein barbarischer Wetteifer, wer mehr Schlachtopfer hinrichtet würde; und vielleicht übertraf der General selbst an Wildheit alle seine Truppen und Officiere.

Inzwischen erndtete Cortez doch von so vielen Unmenschlichkeiten die Früchte, die er sich davon versprechen konnte, nicht ein. Er fieng an, die Politik des Madriderhofs anzunehmen, und denjenigen seiner Untergebnen, die sich durch eine wichtige Entdeckung ausgezeichnet hatten, nicht Zeit zu lassen, sich in ihrer Herrschaft fest zu machen, und das aus der gegründeten oder ungründeten Furcht, sie möchten sonst darauf sinnen, sich von der Krone unabhängig zu machen. Wenn

auch

auch Mexicos Eroberer dieses System nicht angenommen hat, so ist er doch zum wenigstens davon selbst eines der ersten Opfer geworden. Man schmälerte ihm täglich seine unbeschränkte Gewalt, die er anfänglich gehabt hatte, und mit der Zeit schränkte man sie so sehr ein, daß er das Privatleben einer eiteln Scheingewalt, welche ohnehin so großer Verdruß begleitete, vorzog.

Dieser Spanier war despotisch und grausam. Seine glücklichen Unternehmungen werden durch die Ungerechtigkeit seiner Entwürfe geschändet. Er ist ein mit unschuldigem Blut bedeckter Meuchelmörder; aber seine Laster gehören seinem Zeitalter oder seiner Nation; seine Tugenden aber ihm. Man stelle diesen Mann unter die alten Völker. Man gebe ihm ein anders Vaterland, eine andre Erziehung, eine andre Gesinnung, andre Sitten, eine andre Religion! Man stelle ihn an die Spitze der Flotte, die gegen Xerxes anrückte! Man rechne ihn unter die Spartaner, die sich vor der Enge von Thermopilis zeigten, oder man denke sich ihn unter jene Bataver, welche sich von der Tyranney seiner Landsleute befreyten, und Cortez wird ein großer Mann seyn. Seine Eigenschaften werden heldenmäßig, sein Andenken ohne Tadel seyn. Wäre Cäsar im fünfzehnten Jahrhundert gebohren und General in Mexico gewesen, er würde schlechter gewesen seyn, als Cortez. Um die ihm vorgeworfenen Fehler zu entschuldigen, muß man sich selbst fragen, was man von einem Mann, der den ersten Fuß in unbekannte Gegenden setzt, und der genöthigt ist, sich wegen seiner Sicherheit vorzusehen, bessres erwarten könne. Es würde ziemlich ungerecht seyn, ihn

mit

mit dem friedliebenden Stifter, der die Gegend kennt, und nach seinem Gefallen über die Mittel, den Raum und die Zeit Aenderungen trift, zu vermengen.

XIII.

Aeusserliche oder innerliche Unruhen, welche Mexiko, seitdem es eine spanische Besitzung geworden ist, betroffen haben.

Seitdem Mexiko unter das Joch der Castilianer gekommen ist, war diese große Gegend keinem Anfall mehr ausgesetzt. Kein benachbarter oder entfernter Feind verheerte seine Provinzen. Der Friede, dessen es genoß, wurde von aussenher durch nichts, als die Seeräuber gestört. Auf dem Südmeer beschränkten sich die Unternehmungen dieser Räuber blos auf die Wegnahme einiger weniger Schiffe: aber gegen Norden plünderten sie Campesche einmal, Veracruz zweymal, und oft breiteten sie ihre Verheerungen auf nicht so bekannte, nicht so reiche, und nicht so wohl vertheidigte Küsten aus.

Während dem daß die Schiffahrt und die Ufer dieser reichen Gegend den Corsaren und den Geschwadern der über Spaniens Stolz aufgebrachten, oder auch nur wegen seiner Uebermacht eifersüchtigen Nationen zum Beutemachen gelegen sind, stören die Chichemecas die Ruhe des innern Landes. Dieses waren diejenigen Völker, welche, wenn man dem Herrera und Torquemada glauben darf, die besten Ebenen der Gegend vor der Ankunft der Mexikaner inne hatten. Um den Fes-

seln zu entgehen, die der Eroberer für sie schmiedete, flohen sie in Höhlen und Gebirge, wo ihre natürliche Wildheit zunahm, und wo sie ein blos thierisches Leben führten. Die neue Staatsveränderung, die mit ihrem alten Vaterland vorgieng, brachte ihnen keine mildere Sitten bey; und was sie vom spanischen Karakter sahen oder vernahmen, flößte ihnen einen unversöhnlichen Haß gegen eine so trotzige und unterdrückende Nation ein. Diese in den Wilden immer schröckliche Leidenschaft äußerte sich in den Verheerungen, die sie in den in ihrer Nachbarschaft angelegten Besitzungen durch Grausamkeiten an denen, welche die Bergwerke zu bauen unternahmen, anrichteten. Vergebens wurden Forte erbaut, und Besatzungen an die Gränzen gelegt, um sie im Zaum zu halten, oder auch sie zurück zu treiben; ihre Raserey hörte nicht eher, als im Jahr 1592 auf. Um diese Zeit beredte sie der Kapitain Caldena, die Feindseligkeiten aufzugeben. In der Absicht, dieser friedfertigen Gesinnung eine Dauer zu geben, ließ ihnen die Regierung Bewohnungen erbauen, sammelte sie in mehrere Dorfschaften, und sandte 400 Tlaskalanerfamilien dahin unter sie, die man dazu gebrauchte, ein Volk, das bisher blos mit Thierhäuten bedeckt, und nur von der Jagd, oder den wildgewachsenen Erzeugnissen der Natur gelebt hatte, in einigen Künsten und Feldarbeiten zu unterrichten. Aber diese Maßregeln, so weise sie auch waren, erreichten erst spat die vorgehabte Absicht. Die Chichemecas sträubten sich lange gegen den Unterricht, den man ihnen zu geben unternommen hatte, verwarfen selbst alle Annahme der wohlthätigen und amerikanischen

Einrichtungen. Erst im Jahr 1608 kam Spanien von der Sorge, sie zu kleiden und zu erhalten, los.

Achtzehn Jahre nachher sahe Mexiko, wie sich die weltliche und die geistliche Macht auf eine das gröste Aufsehen machende Weise gegen einander stießen. Ein tausend Verbrechen überführter Mensch sucht an den Füssen der Altär die Befreyung der Strafe für seine Lasterthaten. Der Vicekönig Gelves läßt ihn da hinwegreißen. Diese nothwendige Gerechtigkeitshandlung wird für einen Angriff der Gottheit selbst angesehen. Der Bannstrahl wird geschleudert. Das Volk empört sich. Die Welt- und Ordensgeistlichkeit ergreift die Waffen. Man verbrennt den Pallast des Kommendanten; man stößt den Dolch in die Brust seiner Wache, seiner Freunde, seiner Anhänger. Er selbst wird in Fesseln geschlagen, und mit siebenzig Edelleuten, die keinen Anstand gefunden, auf seine Seite zu tretten, nach Europa eingeschifft. Der Erzbischof, der Urheber so vieles Unglücks, dessen Rache noch nicht gesättigt war, folgt seinem Opfer mit dem Verlangen und der Hoffnung, ihn vollends aufzuopfern, nach. Nachdem der Hof solches einige Zeit hin und her erwogen, bestimmte er sich endlich doch noch für die Schwärmerey. Der Vertheidiger der Rechte des Throns und der Ordnung wird zu einer gänzlicher Vergessenheit verdammt, und sein Nachfolger bevollmächtigt, alle Unternehmungen des Aberglaubens, und vorzüglich noch den Aberglauben der Freystätte feyerlich zu heiligen.

Das Wort Freystatt, nach seinem ganzen Umfang genommen, könnte jeden Ort, jedes Vorrecht,

recht, jeden Vorzug, der einen Schuldigen gegen die unpartheyische Ausübung der Gerechtigkeit sichert, bedeuten. Denn was ist das für ein Titel, der die Gewalt der Gesetze schwächt, oder verschiebt? Die Freystatt. Was ist das für ein Gefängniß, das den Verbrecher dem gemeinen Gefängniß aller Uebelthäter entzieht? Eine Freystatt? Was ist das für ein Zufluchtsort, wo der Gläubiger den betrügerischen Schuldner nicht packen kann? Eine Freystatt. Was ist das für ein Umfang, wo man ohne allen Rechtsgrund alle Geschäfte der Gesellschaft verrichten kann, und das zwar in einer Gegend, wo die übrigen Bürger dieses Recht nicht anders, als um Geld erhalten? Eine Freystatt. Was ist das für ein ausschliessendes Vorrecht, aus welchem Beweggrund es auch gesucht, und erlangt worden seyn mag? Eine Freystatt. Was sind in einem Reich, in dem die Bürger die Vortheile der Gesellschaft nicht zu gleichen Theilen genießen, und die Bürden nicht in Verhältniß gegen die Vortheile tragen, das für Vorzüge, welche die einen auf Kosten der andern erleichtern? Freystätte.

Man kennt die Freystatt des Tyrannen, die Freystatt des Priesters, die Freystatt des Ministers, die Freystatt des Edelmanns, die Freystatt des Gastgebers, die Freystatt des Handelsmanns. Ich sollte beynahe alle Stände der Gesellschaft nennen. Wo ist aber wirklich derjenige, welcher nicht zu Gunsten einer gewißen Anzahl von Veruntreuungen, die er ungestraft begehen kann, einen Deckmantel vor sich hätte?

Inzwischen sind nicht diejenigen die gefährlichsten Freystätte, wohin man sich rettet, sondern diejenigen, die man mit sich herum trägt, die dem Schuldigen nachfolgen und ihn umgeben, und die zwischen ihm und mir einen Einfang machen, in dessen Mittelpunkt er gelagert ist, und aus dem er mich anfallen kann, ohne daß die Bestrafung ihn erreichen könnte. Das sind die Kleidung und der Stand der Geistlichen. Die eine und der andere waren ehemals eine Art von Freystatt, durch welche man der Strafloſigkeit der himmelschreyendsten Schandthaten beynahe versichert war. Ist dieses Vorrecht wohl erloschen? Ich habe oft Mönche und Priester ins Gefängniß führen sehen, aber fast niemals habe ich gesehen, daß selbige daraus auf den öffentlichen Richtplatz giengen.

Ach warum! weil ein Mensch vermöge seines Standes zu heiligern Sitten verpflichtet ist, soll er mehr geschont werden, ein Mitleiden verdienen, das man einem Schuldigen, der nicht die gleiche Pflicht auf sich hat, verweigern will?.. Aber die seinen Verrichtungen, seiner Kleidung, seinem Stand schuldige Hochachtung... Aber die allen Bürgern gleichmäßig und ohne Unterschied schuldige Gerechtigkeit... Wenn das Schwerd der Gesetze nicht überall ganz gleichgültig geführt wird; wenn es wanket; wenn es nach dem Kopf, den es auf dem Weg antrift, sich richtet oder sinkt, so befindet sich die Gesellschaft in einem schlechten Zustand. Dann ist nur unter einem andern Namen, nur unter einer andern Form ein verabscheuungswürdiges Vorrecht, eine Schutzmauer, die den einen untersagt, den andern aber vorbehalten ist, vorhanden.

Allein diese Freystätte, so sehr sie auch überhaupt dem Wohl der Gesellschaften entgegen sind, werden hier unsre Aufmerksamkeit nicht beschäftigen. Es wird uns nur um diejenigen zu thun seyn, welche die Tempel in verschiednen Theilen der Erdkugel enthalten haben, und noch enthalten.

Diese Zufluchtsörter waren auch den Alten bekannt. In dem noch halb barbarischen Griechenland glaubt man, die Tyranney könnte nur durch die Religion im Zaum gehalten werden. Die Bildsäulen des Herkules, des Theseus, des Pirithäus schienen geschickt zu seyn, den Lasterhaften Schrecken einzujagen, wenn sie auch gleich ihre Keulen nicht mehr zu fürchten hatten. Aber sobald die zu Gunsten der Unschuld eingeführte Freystatt nur des Schuldigen Heil, nur dem Eigennutz und der Eitelkeit derer, welche das Vorrecht aufrecht erhalten sollten, Vortheil brachte, so wurden diese Zufluchtsörter abgeschaft.

Andre Völker führten ebenfalls nach dem Muster der Griechen Freystätte ein. Allein der Bürger warf sich nur deßwegen in den Schoos der Götter, um der ihn verfolgenden gewaffneten Hand zu entkommen. Da rief er den Schutz der Gesetze an; da flehte er das Volk um Beystand. Seine Mitbürger liefen herbey. Die Obrigkeit näherte sich. Er wurde befragt. Hatte er die Freystatt mißbraucht, so wurde er doppelt gestraft. Er empfieng nemlich die Strafe sowohl für seine begangene Lasterthat, als auch für die Entheiligung des Orts, wohin er sich gerettet hatte.

Romulus wollte seine Stadt bevölkern, und er machte sie zur Freystatt. Einige Tempel wurden Freystätte zur Zeit des Freystaats. Nach

dem

dem Tod des Cäsars verordneten die Triumviri, daß seine Capelle eine Freystatt seyn sollte. In den nachfolgenden Jahrhunderten machte öfters die Niederträchtigkeit der Unterthanen die Bildsäulen ihrer Tyrannen zu Freystätten. Von da aus beleidigte der Sklav seinen Herrn ungestraft. Von da aus hetzte der Verfolger der öffentlichen Ruhe die Canaille gegen ehrliche Leute auf.

Diese schröckliche Einrichtung der Barbarey und des Heidenthums verursachte unbeschreibliche Uebel, als das Christenthum den Thron des Reichs bestieg, und sich nicht schämte, sie anzunehmen, ja noch gar zu erweitern. Bald ließen sich die Folgen dieser kirchlichen Politik auf eine grausame Art fühlen. Die Gesetze verloren ihr Ansehen. Die gesellschaftliche Ordnung war umgekehrt. Damals griff die weltliche Obrigkeit die Freystätte muthig an; die Priester aber vertheidigten sie hartnäckig. Mehrere Jahrhunderte hindurch war dieß ein lebhafter Krieg voll von Heftigkeit. Die Partie, die unter einer standhaften Regierung die Oberhand hatte, unterlag unter einem abergläubischen Fürsten. Bisweilen war die Freystatt ganz allgemein, bisweilen aber eingeschränkt. Zu einer Zeit war sie vernichtet, und zu der andern wieder hergestellt.

Was an einer Sache, die der natürlichen Billigkeit, den bürgerlichen Gesetzen, der Heiligkeit der Religion, dem Geist des Evangeliums, der guten Ordnung der Gesellschaft so sichtbarlich entgegen stand, auffallen muß, ist ihre Dauer; die Verschiedenheit der kaiserlichen Edicte; der Widerspruch der canonischen Gesetze; der Eigensinn verschiedener Bischöfe; vorzüglich aber die Ausschweifung der

Rechtsgelehrten über den Umfang der Freystätte nach dem besondern Recht jeder Kirche. Ist es eine große Kirche, so soll die Freystatt so viele Schuhe Freyheit ausser ihrem Umfang haben; ist es eine geringere Kirche, so wird die Freyheit des Umfangs auch eingeschränkter seyn; noch kleiner, wenn es blos eine Capelle ist; das nemliche, wenn die Kirche eingeweiht, oder nicht eingeweiht ist.

Es ist sehr befremdend, daß in einer so langen Reihe von Geschlechtern kein Monarch, kein Geistlicher, keine Obrigkeit, kein einziger Mensch seine Zeitgenossen an die schönen Tage des Christenthums zurückerinnert hat. Ehemals, würde er ihnen haben sagen können, ehemals war der Sünder Jahre hindurch an die Thüre des Tempels verwiesen, wo er seinen Fehler unter freyem Himmel, in Gegenwart aller Gläubigen, aller Einwohner abbüßte. Der Eintritt in die Kirche war ihm nur nach und nach gestattet. Er durfte sich dem Sanctuarium nur in so weit nähern, als seine Buße fortgieng. Und heut zu Tag findet ein Bösewicht, ein Unterthanendrücker, ein Dieb, ein Meuchelmörder nicht allein die Thüren unserer Tempel offen, sondern er findet daselbst auch noch Schutz, Straflosigkeit, Unterhalt und Sicherheit.

Aber wenn der Meuchelmörder den Dolch einem andern Bürger nahe beym Altar in Busen gestoßen hat, was werdet ihr thun? Wird der Ort des blutigen Auftritts seine Freystatt werden? Hier ist gewiß ein sehr behagliches Vorrecht für die Böswichter. Warum werden sie auf den Straßen, in den Häusern, auf den Landstraßen, wo man ihrer habhaft werden kann, den Mord

begehen? Warum morden sie nicht in den Kirchen? Niemals hat es ein ärgerlichers Vorrecht von der Verachtung der Gesetze und dem geistlichen Stolz gegeben, als diese Freyheit der Kirchen. Dem Aberglauben war es vorbehalten, in dieser Welt das höchste Wesen zum Beschützer der nemlichen Laster zu machen, die es in einem andern Leben mit ewigen Strafen bestraft. Man muß hoffen, daß die Ausschweifung des Uebels die Nothwendigkeit der Abhelfung fühlen läßt.

Diese glückliche Veränderung gieng sonst viel später vor sich, als in Mexiko, wo die Leute in einer noch größern Unwissenheit stecken, als in den andern Castilien unterwürfigen Gegenden. Im Jahr 1732 verschlangen die sich zusammen verschwornen Elemente eine der reichsten Flotten, die jemals aus diesem reichen Theil der neuen Welt gekommen. Die Verzweiflung darüber war auf beyden Halbkugeln allgemein. Bey einem im Aberglauben versunkenen Volk sind alle Ereignisse Wunderwerke; und der Zorn des Himmels war allgemein als die einzige Ursache eines so großen Unsterns angesehen, den doch die Unerfahrenheit des Steuermanns und andrer eben so natürlichen Ursachen sehr wohl herbeygeführt haben konnten. Ein Auto da Fe schien das sicherste Mittel zu seyn, die göttliche Wohlthaten wieder zu erlangen; und neun und dreyßig Unglückliche giengen in den Flammen als Opfer einer so beweinenswürdigen Verblendung zu Grund.

Es scheint mir, ich sey bey dieser schändlichen Versöhnung gegenwärtig. Ich sehe es, ich rufe aus: „Verfluchte Ungeheuer, haltet ein. Welche

„ Verbindung ist zwischen dem Unglück, das ihr
„ erfahren habt, und dem eingebildeten oder wirk-
„ lichen Verbrechen derer, die ihr in euren Ge-
„ fängnissen einsperrt, vorhanden? Wenn sie
„ Meynungen hegen, die sie in den Augen des
„ Ewigen verhaßt machen, ist nicht Er es, der
„ den Donner über ihr Haupt schleudern kann?
„ Er hat sie eine lange Reihe von Jahren ge-
„ duldet; er duldet sie, und ihr martert sie.
„ Wenn er sie zu unendlichen Strafen am schröck-
„ lichen Tag seiner Rache würde verdammen
„ wollen, seyd ihr es befugt, diese ihre Strafen
„ beschleunigen? Warum raubt ihr ihnen den
„ Augenblick einer Reue, die vielleicht in der
„ Hinfälligkeit, in der Gefahr, in der Krankheit
„ ihrer wartet? Aber Schurken, liederliche Prie-
„ ster, unkeusche Mönche, war es an euren
„ Lastern nicht genug, den Zorn des Himmels
„ zu reitzen? Bessert euch, werft euch zu den
„ Füßen der Altäre nieder; deckt euch mit dem
„ Sack und der Asche; fleht die Barmherzigkeit
„ des Höchsten an, statt daß ihr Unschuldige,
„ deren Tod eure Schandthaten nicht vertilgen,
„ wohl aber mit acht und dreyßig andern, die
„ euch niemals werden vergeben werden, vermeh-
„ ren wird, auf den Scheiterhauffen hinschleppt.
„ Um Gott zu besänftigen, verbrennt ihr Men-
„ schen! Betet ihr den Moloch an?“ Aber sie hören euch nicht, und die unglücklichen Opfer ihrer abergläubischen Barbarey sind in die Flammen gestürzt worden.

Ein Unglück von andrer Art betraf kurz nachher das neue Mexiko, das an das alte gränzte, und von ihm abhieng. Diese große Gegend, die grö-

grösstentheils in dem gemäßigten Erdgürtel gelegen ist, war den Verheerern von Amerika lange Zeit unbekannt geblieben. Der Bekehrer Ruys kam zuerst im Jahr 1580 dahin. Ihm folgte bald der Kapitain Espajo, und endlich Johann von Onate, welche durch die 1599 angefangenen, und 1611 geendigten Arbeiten ihre Absicht erreichten, Bergwerke aufzuthun, die Heerden und Lebensbedürfnisse zu vervielfachen, und die spanische Herrschaft dauerhaft zu gründen. Innerliche Unruhen brachten im Jahr 1652 die von ihm getroffene Einrichtung in Unordnung. Während dieser Feindseligkeiten wurde der Commendant Roses ermordet, und diejenigen unter seinen Freunden, welche seinen Tod zu rächen suchten, kamen ebenfalls um. Die Grausamkeiten dauerten bis zu der verspateten Ankunft der Pagnalosse fort. Dieser kühne und strenge Anführer hatte den Aufstand beynahe gedämpft, als in der Anwandlung eines gerechten Unwillens er einem aufrührerischen Mönchen, der mit ihm auf eine grobe Art sprach, ja sogar sich unterstand, ihm zu drohen, eine Ohrfeige gab. Sogleich nehmen ihn die Franziskaner, die Herren des Lands waren, in Verhaft. Er wird in Bann gethan, der Inquisition überliefert, und zu beträchtlichen Geldbußen verurtheilt. Vergebens dringt er in den Hof, die in seiner Person beleidigte königliche Gewalt zu rächen, aber das Ansehen seiner Feinde siegt auch über seine noch so angelegentliche Vorstellungen. Ihre Raserey, und ihr Einfluß ließen ihn ein noch traurigerers Schicksal befürchten, und um sich ihren Dolchen zu entziehen, ihren Ränken zu entgehen, flüchtet er sich nach England, und

überläßt die Regierung dem, der sie übernehmen wollte oder konnte. Dieser Rückzug stürzt auch die Provinz in neues Unglück, und erst nach zehen Jahren von Anarchie und Niedermetzeln kömmt wieder alles in Ordnung und Unterwürfigkeit.

Ist wohl was seltsamers, als diese Gewalt der Mönche in Amerika? Da haben sie weder Einsichten noch Sitten; ihre Unabhängigkeit tritt ihre Ordensverfassung und ihre Gelübde mit Füssen; ihre Aufführung ist ärgerlich; ihre Häuser eben sowohl schlechte Orte, und ihre Beichtstühle eben sowohl Kramläden. Da beruhigen sie für ein Silberstück das Gewissen des Lasterhaften; da bringen sie unschuldigen Seelen Verderben bis ins innerste bey; da verführen sie die Weiber und Mädchen zur Ausschweifung; sie sind eben sowohl simonische Frevler, welche mit heiligen Dingen öffentliches Gewerb treiben. Das Christenthum, das sie lehren, ist mit allen Arten von Abgeschmackheiten besudelt. Sie haschen nach Erbschaften, betrügen, stehlen, thun Meineide. Sie setzen die Obrigkeit herab, sie arbeiten ihren Unternehmungen entgegen. Es giebt keine Schandthat, die sie nicht ungeahndet begehen können. Sie flößen den Unterthanen den Geist der Aufruhr ein. Sie sind eben sowohl die Gönner des Aberglaubens, die Ursache aller Unruhen, welche diese entfernten Gegenden getroffen haben. So lange sie daselbst bleiben werden, werden sie die Anarchie durch das sich bey den Unterthanen erworbene, eben so blinde als unbegränzte Zutrauen, und durch die den Bewahrern der Gewalt, die sie nach ihrer Ränksucht leiten, bey:

beygebrachte Kleinmüthigkeit unterhalten. Von welchem so großen Nutzen sind sie also? Sollten sie Verräther seyn? Eine weise Regierung hat dieses Mittel nicht nöthig. Sollte man ihrer als eines Gegengewichts gegen die Macht der Vicekönige schonen? Das ist ein leerer Schrecken. Sollten sie den Großen zinßpflichtig seyn? Das ist ein Fehler, den man wegschaffen muß. Unter welcher Gestalt man auch die Sachen betrachtet, so sind die Mönche Elende, welche Mexiko ärgern, und zu sehr ermüden, als daß man sie dort länger bleiben lassen sollte.

Die Unterwürfigkeit, die Ordnung, wurden im Jahr 1693 durch ein Gesetz, das den Indianern den Gebrauch der starken Getränke untersagte, aufs neue, und noch allgemeiner gestöhrt. Das Verbot konnte die europäischen von einem nothwendig gar zu hohen Preis nicht zur Absicht haben, da Leute, die beständig unterdrückt, beständig geplündert werden, davon niemals Gebrauch machen. Es war allein der Pulk, den die Regierung ihnen abzugewöhnen suchte.

Dieses Getränk wird aus einer Pflanze gezogen, die in Mexico unter dem Namen Maguey bekannt ist, und ihrer Gestalt nach einer Aloe gleicht. Ihre Blätter, die an dem obern Theil der Wurzel beysammen stehen, sind dick, fleischig, stehen beynahe aufrecht, sind verschiedene Fuß lang, rinnenförmig ausgehölt, auf dem Rücken stachlich, und endigen sich in eine sehr scharfe Spitze. Der Stengel der sich mitten aus diesem Blätterbüschel, doppelt so hoch erhebt, trägt auf seinem ästigen Gipfel gelbliche Blumen. Ihr sechstheiliger Kelch trägt

eben

eben so viele Staubfäden. Er ist unten am Stempfel angewachsen, welcher mit ihm eine dreyfächerige Saamenkapsel voller Saamen wird. Der Maguey wächst überall in ganz Mexiko, und läßt sich leicht durch Ableger vermehren. Jeder seiner verschiedenen Theile hat seinen Nutzen. Aus den Wurzeln werden Stricke gemacht; die Stengel liefern Holz; die Stacheln der Blätter dienen zu Nägeln oder Nadeln; selbst die Blätter dienen zur Bedeckung der Dächer. Man röstet sie auch, um daraus Fäden zu ziehen, die zu verschiedenem Gewerbe dienen.

Das vorzüglichste aber, was der Maguey liefert, ist ein süsses und durchsichtiges Wasser, welches sich in einer Höle sammelt, die mit einem Instrument in die Mitte des Blätterbüschels gemacht worden ist, nachdem die Knospen und die innern Blätter herausgerissen worden sind. Täglich füllt sich dieses 3 oder 4 Zoll tiefe Loch voll, und alle Tage leert man es aus; und dieser Reichthum daurt ein ganzes Jahr, oft 18 Monate lang. Dieser eingedrückte Saft giebt einen wahren Zucker; wird er aber mit Brunnenwasser vermischt, und in grossen Gefässen der Gährung ausgesetzt, so erlangt er nach 4 oder 5 Tagen das stechende und beynahe den Geschmack des Ceyders. Setzt man aber Pommeranzen und Citronenschaalen hinzu, so wird er berauschend. Diese Eigenschaft macht ihn den Mexicanern noch angenehmer, welche, da sie sich über den Verlust ihrer Freyheit nicht trösten können, sich wegen ihrer erniedrigenden Sklaverey zu betäuben suchen. Auch ist die meiste Aufmerksamkeit der Indianer beständig auf diejenigen Häuser gerichtet, wo man dieses Getränke ausschenkt. Sie bringen

Tage

Tage und Wochen daselbst zu, und verthun den nothigen Unterhalt ihrer Familie, sehr oft auch ihre wenigen Kleider.

Das spanische Ministerium wollte auf die erhaltenen Berichte von diesen Ausschweifungen, ihren Lauf hemmen. Allein das Hülfsmittel dazu war schlecht gewählt. Statt die Leute durch väterliche Sorgfalt, durch das so wirksame Mittel des Unterrichts davon zu entwohnen, schlug man den so traurigen Weg des Verbotes ein. Die Köpfe wurden darüber warm, die Aufruhren häufig, die Gewaltthätigkeiten von einem Ende des Reichs zum andern wiederholt. Man mußte nachgeben. Die Regierung nahm seine Verbote zurück; aber sie wollte, daß sie das Geld für das Opfer, das es mit seinem Ansehen machte, entschädigte. Der Pulk wurde Auflagen, die dem Kronschatz jährlich 11 — 1200000 Livres *) eintragen, unterworfen.

Ein neuer Auftritt, von einer noch besonderern Art eröffnete sich in Mexiko fünf und zwanzig oder dreyßig Jahre spater. In dieser wichtigen Besitzung war die Policey so sehr vernachläßigt, daß es einer zahlreichen Bande Räuber gelang, sich aller Strassen zu bemächtigen. Ohne einen Paß von einem der Häupter dieser Banditen durfte kein Einwohner aus seinem Haus herausgehen. Es mag eine Gleichgültigkeit, Schwachheit, oder Verdorbenheit gewesen seyn, so nahm die Obrigkeit keine Maßregeln, um einem so großen Unglück ein Ende zu machen. Endlich trug der Hof von Madrid, der durch das Geschrey des gan-

*) Oder 51 — 5500000 fl.

ganzen Volks aufgeweckt worden, dem Valesquez die Besorgung des öffentlichen Wohls auf. Dieser gerechte, standhafte, ernsthafte und von den Gerichtshöfen und dem Vicekönig unabhängige Mann war endlich so glücklich, die Ordnung wieder herzustellen, und sie so fest zu gründen, daß sie nachher niemals wieder erschüttert worden ist.

Ein gegen die Völkerschaften von Cinaloa, Sonora, Neunavarra unternommener Krieg war die letzte bemerkenswerthe Begebenheit, welche dieses Reich beunruhigt hat. Diese zwischen Alt- und Neumexiko gelegenen Provinzen gehörten nicht zu Montezumas Staaten. Erst im Jahr 1540 drangen die Verheerer der neuen Welt unter der Anführung des Vasquez Coronado dahin durch. Sie fanden kleine Nationen, die an den Ufern des Meers von der Fischerey, und im innern des Landes von der Jagd lebten, und die, wenn sie an diesen Lebensbedürfnissen Mangel hatten, keine andre Hülfsquellen, als die wildwachsenden Erzeugnisse der Erde hatten. In dieser Gegend kannte man weder Kleider, noch Hütten. Baumszweige, um sich gegen die Hitze einer brennenden Sonne zu schützen; zusammengebundenes Schilfrohr, um sich gegen die Regengüsse zu bedecken, das war alles, was die Bewohner gegen die Ungunst des Himmelsstrichs ersonnen hatten. Während der strengsten Kälte schliefen sie in freyer Luft bey angezündetem Feuer.

Dieses dem Anschein nach so arme Land schloß Bergwerke in sich. Einige Spanier unternahmen es, sie aufzuthun. Sie wurden reich befunden, und doch bereicherten sich ihre geitzigen Eigenthümer nicht. Da man genöthigt war, von Vera-

cruz

cruz auf dem Rücken der Mauleſel auf einem beſchwerlichen und gefährlichen Weg von 6 - 700 Meilen das Queckſilber, die Zeuge, die meiſten Lebensbedürfniſſe und nöthigſten Werkzeuge zu beziehen, ſo kamen alle dieſe Dinge an Ort und Stelle ſo hoch zu ſtehen, daß die glücklichſte Unternehmung kaum ihre Bezahlung abwarf.

Man mußte daher es ganz verlaſſen, oder andere Einrichtungen treffen. Man entſchloß ſich zum letztern. Der Jeſuit Ferdinand Conſang bekam 1746 den Auftrag, den Meerbuſen, deſſen Ufer an dieſe großen Gegenden reichen, zu unterſuchen. Nach dieſer mit Einſicht begleiteten Schiffahrt lernte der Madrider Hof die Küſten dieſes feſten Landes die durch die Natur daſelbſt gebildeten Häfen, die ſandigen und trockenen Oerter, die keines Anbaus fähig ſind, die Flüſſe, welche durch die an ihren Ufern verbreitete Fruchtbarkeit darzu einluden, daſelbſt Völkerſchaften anſäßig zu machen, kennen. Künftig ſollte nichts mehr verhindern, daß die von Acapulico abgegangenen Schiffe in das Scharlachmeer, in die Gränzprovinzen Bekehrer, Soldaten, Bergleute, Lebensmittel, Waaren, kurz alles, was den Pflanzörtern nothwendig iſt, ohne Mühe hinführten und mit Metallen beladen wieder zurück giengen.

Inzwiſchen war es ein unumgänglicher Punkt, die Landeseingebohrnen entweder durch Beweiße der Menſchlichkeit zu gewinnen, oder aber durch die Gewalt der Waffen zu unterjochen. Aber konnte man ſich die Gunſt der Leute erwerben, aus denen man Laſtthiere machen wollte, oder die lebendig in die Eingeweide der Erde

begra-

begraben werden sollten ? Daher entschloß sich die Regierung zur Gewaltthätigkeit. Nur durch die Unmöglichkeit des verschuldeten Staats, diesen Aufwand zu machen, wurde der Krieg verschoben. Man fand endlich im Jahr 1768 ein Anlehen von 1200000 Livres und die Feindseeligkeiten fiengen an. Einige Horden der Wilden unterwarfen sich nach einem leichten Widerstand. Mit den Apachen, der kriegerischsten unter diesen Nationen, und der für die Unabhängigkeit am heftigsten eingenommenen gieng es nicht auf gleiche Weise. Man verfolgte sie drey Jahre lang unaufhörlich mit dem Vorsatz, sie auszurotten. Großer Gott ! Menschen auszurotten ! weil sie eine trotzige Seele hatten, weil sie das natürliche Recht zur Freyheit fühlten, weil keine Sklaven seyn wollten. Und wir sind gesittete Völker, und wir sind Christen ?

Die Entfernung der alten und neuen Eroberungen von dem Mittelpunkt der höchsten Gewalt machte, daß man urtheilte, sie würden so lange unthätig verbleiben, als man für sie nicht eine unabhängige Verwaltung bestimmte. Man gab ihnen daher einen besondern Befehlshaber, der zwar keinen auffallenden Titel, als der eines Vicekönigs von Spanien war, wohl aber die nemlichen Vorrechte bekam.

XIV.

Was ist Mexiko, unter der spanischen Herrschaft geworden ?

Man muß nun sehen, zu welchem Grad des Wohlstandes Mexiko ungeachtet des ungeheuren Verlusts, den ihm fremde Feinde verursacht haben,

haben, ungeachtet der innern Unruhen, die so oft seinen Busen zerrissen haben, sich geschwungen hat.

Nachdem das große Cordilleras Gebirge ganz Südamerika durchschnitten hat, so wird es in der Erdzunge von Panama niedriger und schmähler; zieht sich in der nemlichen Gestalt durch die Provinzen Costa Riccia, Nicaragua, Guatimala; dehnt sich aus und erhebt sich im übrigen Mexiko, ohne jedoch der erstaunlichen Höhe, zu der es in Peru steigt, sich jemals zu nähern. Die Ufer sind daselbst sehr tief, und zeigen nur sehr nahe am Land einigen Grund; während daß man im Nordmeer solchen auf eine sehr große Entfernung vom festen Land findet. Daher sind die Rheden in dem ersten dieses Meers eben so gut und so häufig, als sie in dem andern selten und schlecht sind.

Das Clima einer fast ganz in dem heißen Erdgürtel gelegenen Gegend ist abwechslungsweise feucht und heiß. Diese Abwechslungen sind in den niedrigen und morastigen, mit Wäldern angefüllten und ungebauten östlichen Gegenden furchtbarer und häufiger, als in denjenigen Rheden des Reichs, die eine wohlthätige Natur günstiger behandelt hat.

Die Beschaffenheit des Bodens ist sehr verschieden. Hin und wieder ist er mager, bald fruchtbar, nachdem er bergich, eben oder versunken ist.

Die Spanier waren nicht sobald Herren dieser reichen und weitausgedehnten Gegend, als sie sich alle Mühe gaben, an denjenigen Orten, die ihnen die besten geschienen, zur Unterstützung

stützung ihrer Herrschaft, und die ihnen größre Vortheile von ihren Eroberungen versprachen, Städte zu erbauen. Diejenigen Europäer, welche sich daselbst niederlassen wollten, erhielten eine zimlich große Besitzung; aber sie waren genöthigt, Feldarbeiter zu suchen, die ihnen die Regierung nicht gab.

Eine andere Einrichtung wurde bey den Feldern beobachtet. Sie waren meistentheils unter die Eroberer zur Belohnung ihres Bluts oder ihres Diensts vertheilt worden. Die Ausdehnung dieser Kronbesitzungen, die nur für zwey oder drey aufeinander folgende Geschlechter zugestanden wurden, stand mit dem Stand und der Gunst im Verhältniß. Man verband damit eine größre oder geringere Anzahl von Mexikanern als Knechte. Cortez hatte deren 23000 in den Provinzen Mexiko, Tlaskala, Mechoacan und Oaxaco und zwar mit dem Vorrecht, daß sie seiner Familie beständig verbleiben sollten. Die Unterdrückung muß in diesen Erbbesitzungen nicht so groß gewesen seyn, als in dem übrigen Reich, da man 1746 daselbst noch 15940 Indianer, 1800 Spanier, Metis oder Mulatten und 1600 schwarze Sklaven zählte.

Das Land hatte zum Lebensunterhalt seiner neuen Einwohner, zum Ackerbau und zu den andern von einer nur ein wenig zusammengesetzten Gesellschaft unzertrennlichen Bedürfnissen kein einziges der erforderlichen Thiere. Man ließ selbige von den Castilien bereits unterworfenen Inseln, die solche selbst erst kaum von unsrer Halbkugel erhalten hatten, dahin kommen. Sie pflanzten sich mit einer unglaublichen Geschwindigkeit fort. Alle arteten aus, und wie hätten sie auch, da sie

durch

durch die Ueberfahrt über das Meer geschwächt, ihrer ursprünglichen Nahrung beraubt, und zu ihrer Erziehung untauglichen Händen anvertraut wurden, nicht merkliche Veränderungen auszustehen gehabt haben? Die auffallendste Veränderung erfuhr das Schaaf. Mendoza ließ Schafböcke aus Spanien kommen, um ausgeartete Gattungen zu ersetzen; und seit dieser Zeit gab es Wolle genug, um den verschiedenen und allerdings beträchtlichen Manufacturen Stof zu verschaffen.

Die Vermehrung der Heerden zog eine Vermehrung des Feldbaus nach sich. Nebst dem Mais, der immer das vorzüglichste Nahrungsmittel der Mexikaner war, baute man die Getraidarten unserer Gegenden. Anfänglich geriethen sie nicht. Ihre Saamen, die auf Gerathewohl in die Gesträuche geworfen wurden, brachten anfänglich nichts, als dickes und mageres Gras hervor. Ein zu schnelles und zu starkes Wachsthum ließ ihnen nicht Zeit zu reifen, noch auch sich zu gestalten: allein dieser Ueberfluß an Säften verminderte sich nach und nach; und endlich gedieh der gröste Theil unsrer Getraidarten, unsers Gemüßes und unsrer Baumfrüchte. Wenn die Weinrebe und der Oehlbaum in dieser Gegend der neuen Welt nicht einheimisch gemacht wurden, so lag die Schuld an der Regierung, die es in der Absicht verhinderte, um den Erzeugnissen des Hauptlands den Absatz nicht zu entziehen. Vielleicht würde auch der Boden und das Clima diese kostbare Pflanzen nicht angenommen haben. Wenigstens ist man so zu denken berechtigt, wenn man sieht, daß die Versuche,

die um das Jahr 1706 den Jesuiten und den Erben des Cortez *) zu machen gestattet wurde, nicht glücklich ausfielen, und daß die Erfahrungen, die man seitdem gemacht hat, nicht viel beßer ausgefallen sind.

Die Baumwolle, der Tabak, der Cacao, der Zucker, einige andere Erzeugnisse gerathen überhaupt. Aber aus Mangel der Arme oder der Thätigkeit waren diese Gegenstände auf einen blos inländischen Umlauf beschränkt. Es giebt nichts, als die Jalappe, die Vanille, den Indigo und die Cochinille, welche in den Handel von Neuspanien mit den andern Nationen kommen.

XV.

Von dem Pflanzen der Jalappe.

Die Jalappe a) ist eines derjenigen Purgiermittel, die in der Arzney am häufigsten gebraucht werden. Sie führt ihren Namen von der Stadt Xalapa, in deren Gegenden sie häufig wächst. Ihre Wurzel, die allein gebraucht wird, ist knollig, dick, länglich wie Rüben, von innen weiß, und voll eines milchartigen Safts. Die Pflanze, von welcher sie kömmt, ist lange Zeit unbekannt gewesen. Gegenwärtig weiß man, daß sie eine Winde ist, die unserer Zaunwinde gleich ist. Ihr Stengel ist steigend, eckig, und ein wenig haarig. Ihre Blätter stehen wechselsweise, sind ziemlich groß, oben sammetartig, unten gerunzelt, siebennervig, zuweilen ganz herz-

*) Dem Marquis de la Valle.

a) Convolvulus Jalappa. L.

herzförmig, zuweilen in verschiedenen, bald mehr bald weniger deutliche Lappen vertheilt. Die Blumen, welche büschelweise b) längst an den Stengeln stehen, haben einen unten drüsigen Kelch, welcher tief 5-spaltig und von 2 Deckblättern begleitet ist. Die Blumenkrone, groß, glockenförmig, von aussen weiß, von innen dunkel purpurfarbig, enthält fünf weisse Staubfäden von ungleicher Länge; der Fruchtknote, so in der Mitten steht, und einen einzigen Griffel trägt, wird nach der Zeitigung zu einer runden Saamenkapsel, welche in einem Fach 4 röthliche, sehr zottige Saamen einschließt. Diese Pflanze findet sich nicht allein in der Gegend von Xalappa, sondern auch auf den sandigen Orten von Veracruz. Sie pflanzt sich leicht fort. Das Gewicht der Wurzeln steigt von 12 Pf. bis zu 20 Pf. Man schneidet sie in Scheiben, um sie auszutrocknen. Sie werden hernach braun, und von harzigem Ansehen, ihr Geschmack ist ein wenig scharf und ekelhaft. Die beste Jalappe ist fest, harzig, braun, hart zu zerbrechen und läßt sich entzünden. Man giebt sie nur in sehr kleinen Gaben, weil sie sehr wirksam und heftig purgirend ist. Ihr harziger, mit Weingeist gemachter Auszug, wird zum nemlichen Gebrauch, nur mit mehrerer Vorsicht angewandt. Europa verbraucht jährlich von dieser Wurzel 7500 Centner, welche es mit 972000 Livres *) bezahlt.

b) Nach Houstons und Linne Angabe ist auf jedem Blumenstiel nur eine Blume.

*) Oder 4455000 fl.

XVI.

Von dem Bau der Vanille.

Die Vanille c) ist eine Pflanze, welche wie der Epheu sich um die Bäume schlingt, die ihr im Wege stehen, sie beynahe gänzlich bedeckt, und durch ihre Hülfe in die Höhe steigt. Ihr Stengel von der Dicke eines kleinen Fingers ist grünlich, fleischig, beynahe rund, absatzweise knochig und wie die Weinrebe rankig. An jedem Knoten sitzt wechselsweise ein Blatt, das ziemlich dick, eyförmig, 8 Zoll lang und 3 Zoll breit ist. Er treibt auch Wurzeln, d) welche durch die Rinde der Bäume dringen, und daraus hinlängliche Nahrung ziehen, daß die Pflanze einige Zeit bey Kräften bleibt, wenn schon durch Zufall der untere Theil des Stengels beschädigt oder gar von der Hauptwurzel getrennt wird. Wenn dieser Stengel eine gewisse Höhe erreicht hat, so treibt er Aeste, breitet sich auf die Seiten aus und bedeckt sich mit Büscheln ziemlich großer Blumen, die von innen weiß, aussen aber grünlich sind. Fünf Abtheilungen ihres Kelchs sind lang, schmal undwellen förmig. Die sechste, die weiter innen steht, ist gewunden. Der Stempfel, den sie umgeben, trägt einen einzigen Staubfaden. Er wird nach der Zeitigung zu einer fleischigen Frucht, die eine Schotte 7 bis 8 Zoll lang bildet, welche sich in drey Hülsen zertheilt, an welchen sehr feine Saamen hängen.

Diese

c) Epidendrum Vanilla. L.
d) An jedem Knoten oder Absatz.

Diese Pflanze wächst von Natur an ungebauten Oertern, die allzeit feucht, öfters überschwemmt und mit grossen Bäumen bedeckt sind; woraus man schließen kann, daß dieser Grund zu ihrem Fortkommen der beste ist. Um sie fortzupflanzen, ist es genug, daß man unten an den Bäumen einige Aeste oder Ranken ansticht, welche Wurzel fassen, und sich in kurzer Zeit empor schwingen. Einige Pflanzer befestigen sie lieber einen Fuß hoch von der Erde an die Bäume, um ihre Pflanzen vor der Fäulniß zu verwahren, Diese Pflanzen treiben sehr bald Fasern, welche gerade herunter steigen, sich in die Erde senken und daselbst Wurzeln treiben.

Die Einsammlung der Schotten fängt gegen das Ende des Herbstmonats an, und dauert ungefähr 3 Monate. Das Gewürzhafte, so ihnen eigen ist, erhält man erst durch die Zubereitung. Diese besteht darinn, daß man verschiedene Schotten an Fäden faßt, sie einen Augenblick in einen Kessel voll siedenden Wassers eintaucht, um sie zu bleichen. Man hängt sie hernach an einen Ort auf, wo sie der freyen Luft und den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Es fließt sodann aus ihrem untern Theil eine schleimige, überflüssige Feuchtigkeit, deren Ausgang man durch einen leichten Druck befördert, welcher täglich 2 oder 3 mal wiederholt wird. Um die Austrocknung aufzuhalten, welche langsam geschehen muß, beschmiert man sie zu verschiedenen Zeiten mit Oehl, e) welches sie weich erhält,

e) Mit dem Oehl des Wunderbaums, Oleum ricini vel Palma Christi.

und vor Ungeziefer verwahrt. Man umwickelt sie auch mit Baumwollengarn, um zu verhindern, daß sie nicht aufspringen. Wenn sie hinlänglich getroknet sind, so zieht man sie durch Hände, die mit Oehl beschmiert sind, und legt sie in glasürte Geschirre, um sie frisch zu erhalten.

Dieses ist alles, was man von der Vanille weis, die besonders zur Würzung der Chokolade bestimmt ist, deren Gebrauch die Spanier von den Mexikanern, und von diesen die übrigen Völker gelernt haben; und auch diese Kenntnisse, die ganz neu sind, hat man einem französischen Naturforscher zu danken. Der grossen Gleichgültigkeit ungeachtet, welche die Bewohner dieses Welttheils für die Naturgeschichte bisher bezeugt haben, ist es doch nicht möglich, daß sie nicht genauere Kenntnisse davon haben sollten. Wenn sie selbige nicht bekannt gemacht haben, so geschahe es ohne Zweifel, um sich diesen Artikel ausschließlich vorzubehalten, obschon jährlich davon nicht mehr als 50 Cent. nach Europa kommen, welche daselbst nicht unter 431568 Livr. *) verkauft werden. Die Zeit wird einstens kommen, welche Licht über alles verbreiten wird, alsdann wird die Vanille eben so allgemein bekannt werden, als es gegenwärtig der Indigo ist.

XVII.

Vom Indigobau.

Die Indigopflanze f) ist ein gerades, ziemlich buschiges Gewächs, aus ihrer Wurzel steigt ein

*) 19780 fl.

f) Indigofera tinctoria L.

ein holziger Stengel auf, der hart, 2 Fuß hoch, von unten auf ästig, weiß von innen, und mit einer grauen Rinde bedeckt ist. Ihre Blätter stehen wechselsweise, sind gefiedert, und stehen in 2 Reihen längs an einer gemeinschaftlichen Rippe, an deren Spitze ein einzelnes Blatt sich befindet. Unten ist sie mit 2 kleinen Häutchen versehen, die man Blattansätze nennt. An der Spitze eines jeden Zweigs befinden sich Aehren, von röthlichen Schmetterlingsförmigen, ziemlich kleinen Blumen, die aus vielen Blättchen zusammen gesetzt sind. g) Die Staubfäden, deren 10 sind h) und der Stempfel, der einen einzigen Griffel trägt, sind nach der Art, der meisten Hülsenfrüchtenblüthen gebildet. Der Stempfel verwandelt sich in eine kleine runde Schotte, die ein wenig gebogen, einen Zoll lang und 1 und eine halbe Linie breit ist. Sie ist mit runden, glänzenden und bräunlichen Saamen angefüllt.

Diese Pflanze erfordert einen leichten Boden, der wohl durchgearbeitet ist, und niemals überschwemmt wird. Aus dieser Ursache erwählt man lieber abhängige Oerter, weil diese Lage der Felder dem Regenwasser keinen Aufenthalt verstattet, welches die Indigopflanzer verderben würde, und die Ueberschwemmungen verhindert, welche sie mit einem schädlichen Schlamm bedecken würden. Das niedere und platte Land kann auch zu diesem Anbau gebraucht werden, wenn man Rinnen und Gräben zur Ableitung des Wassers an-

g) Nur aus 4, nemlich der Fahne, (vexillum) den 2 Flügeln (ala) und dem Schiffgen (carina)

h) In 2 Büschel verwachsen.

bringt, und wenn man die Vorsicht gebraucht, erst nach der Regenzeit, welche die Ueberschwemmungen verursacht, die Anpflanzung vorzunehmen. Man legt den Saamen in kleine Graben, welche mit der Haue 2 oder 3 Zoll tief, einen Fuß von einander entfernt und so gerade als möglich gemacht sind. Man muß beständige Vorsicht tragen, das Unkraut auszurotten, welches die Indigopflanze sehr leicht ersticken würde. Ob man sie schon zu jeder Jahrszeit ansäen kan, so zieht man doch gemeiniglich den Frühling vor. Die Feuchtigkeit macht, daß die Pflanze in 3 oder 4 Tagen aufgeht. Sie erlangt in 2 Monaten ihre Größe. Man schneidet sie mit sichelförmigen Messern ab, wenn sie zu blühen anfängt, und dieser Schnitt geschieht von 6 zu 6 Wochen, wenn das Wetter ein wenig regnerisch ist. Sie dauert ungefähr 2 Jahre fort. Nach dieser Zeit artet sie aus. Man rottet sie sodann aus und pflanzt sie frisch an.

Da diese Pflanze das Erdreich bald entkräftet, weil sie nicht Luft und Thau genug durch ihre Blätter anzieht, um die Erde zu befeuchten, so ist es für den Pflanzer vortheilhaft, einen weiten Raum zu besitzen, der mit Bäumen besetzt bleibt, bis man für nöthig findet, sie umzuhauen, um ihren Platz mit dem Indigo zu besetzen, denn man muß sich die Bäume wie Saugröhren vorstellen, durch welche die Erde und die Luft sich wechselsweise ihre Feuchtigkeiten und Nahrungskräfte mittheilen, als Saugröhren, wodurch die Dünste und die Säfte sich wechselsweise anziehen, und in ein Gleichgewicht setzen. Wenn demnach der Baumsaft durch die Wurzeln aus der Erde

bis

bis in die Zweige steigt, so ziehen die Blätter die Luft und Dünste an sich, welche durch die Fasern des Baums umlauffen, und wieder zur Erde kehren, und ihr an Thau wieder geben, was sie an Nahrungskraft verliert. Diesem wechselsseitigen Einfluß zufolge geschieht es, daß in Ermanglung der Bäume, welche die Felder fruchtbar erhalten, um Indigo darein zu säen, man diejenige, die zu dieser Pflanze gebraucht worden, mit Kartoffeln bedeckt, deren kriechende Zweige die Erde frisch erhalten, und deren Fäulniß die Fruchtbarkeit ernährt.

Man unterscheidet verschiedene Sorten von Indigo, aber man pflanzt nur zwey Arten an, den ächten, den wir eben beschrieben haben, und den unächten i), der sich durch einen viel höhern, holzigern und dauerhaftern Stengel unterscheidet; dessen Blättgen länger und schmäler, seine Schoten gekrümmt, und seine Saamen schwärzlich sind. Obwohl der eine in besserm Preis steht, so ist es doch gewöhnlich vortheilhafter, den andern anzubauen, weil man ihn nicht so oft umzubauen nöthig hat, weil er schwerer ist, und weil er mehrere Blätter giebt, deren eine gleiche Menge mit den vorigen gleichwohl weniger Product liefert. Man findet mehr Erdreich, das zur Anbauung der erstern dienlich ist; die zweyte Art kömmt besser in Gegenden fort, die dem Regen ausgesetzt sind. Beyde sind im ersten Wachsthum vielen Zufällen unterworfen, zuweilen verbrennt sie die Sonnenhitze, zuweilen erstickt sie ein diesen Gegenden eigener Wurm, der sie umspinnt; er

i) Indigofera arid. L.

es finden sich auch manche, deren Stiel durch den Stich eines andern sehr gemeinen Wurms vertrocknet und zusammenfällt, oder deren Blätter, die den eigentlichen Werth ausmachen, in vier und zwanzig Stunden durch die Raupen abgefressen werden. Dieser letztere sehr gewöhnliche Zufall hat zu dem Sprichwort Anlaß gegeben, daß die Indigopflanzer reich schlafen gehen, und arm aufstehen.

Dieses Product muß mit Vorsicht gesammelt werden, wegen der Besorgniß, daß bey dem Schütteln das Feine nicht herunter falle, das an den Blättern hängt, und sehr kostbar ist. Man wirft sie in die Weichwanne. Dieses ist ein großes Gefäß mit Wasser gefüllt. Es entsteht darinn eine Gährung, die in Zeit von vier und zwanzig Stunden, oder später den erwünschten Grad erreicht. Man öffnet sodann einen Hahnen, um das Wasser in ein anders Gefäß abzuziehen, das man die Schlangwanne nennt. Man reinigt sogleich die Weichwanne, um neue Pflanzen darein zu thun, und das Geschäft ununterbrochen fortzusetzen.

Das in die Schlagwanne abgelaufene Wasser findet sich mit einem feinen Mehlsaltz geschwängert, der eigentlich die Hefe, oder diejenige blaue Substanz ausmacht, die man sucht, und die man von den unnützen salzigen Theilen der Pflanze absondern muß, weil er die Hefe oben schwimmen macht. Um das zu bewerkstelligen, rührt man das Wasser gewaltig mit durchlöcherten, hölzernen, an einem langen Stiel befestigten Eymern. Diese Verrichtung erfordert die gröste Behutsamkeit. Wenn man zu frühe aufhörte zu

schla-

schlagen, verlöhre man den Theil der Farbe, der noch nicht von dem Salz abgelößt wäre. Wenn man hingegen die Farbe noch nach der vollkommenen Auflösung schlüge, würden sich die Theile wieder vereinigen, und unter ihnen eine neue Verbindung entstehen; das Salz brächte durch sein nochmaliges Wirken auf den Satz eine neue Gährung hervor, das die Farbe verändern und schwarz machen, und das hervorbringen würde, was man verbrannten Indigo nennt. Dieses Unglück wird dadurch verhütet, daß man auf die geringste Veränderung der Farbe Acht hat, und daß der Arbeiter von Zeit zu Zeit ein wenig mit einem reinen Gefäß schöpft. Wenn er merkt, daß die gefärbten Theilchen sich nach und nach vereinigen, und von der übrigen flüßigen Materie trennen, so hält er mit der Bewegung der Eymer inne, um dem blauen Satz Zeit zu lassen, sich in Grund der Wanne zu senken, wo man ihn sich so lange setzen läßt, bis das Wasser ganz wieder klar ist. Alsdann öffnet man von verschiedener Höhe über einander gebohrte Löcher, durch welche sich das unnütze Wasser aus der Wanne nach und nach ergießt.

Wenn die blaue Materie, die im Grund der Schlagwanne geblieben, die Festigkeit eines flüssigen Koths erlangt hat, so öffnet man Hahnen, durch die sie in die Setzwanne läuft. Nachdem in dieser dritten und letzten Wanne noch viel überflüssiges Wasser von ihr abgelaufen ist, so läßt man sie in Säcken auströpfeln; von wo aus sie, wenn kein Wasser durch das Leinen mehr tröpfelt, in Verschläge gethan wird, wo sie vollends alle ihre Feuchtigkeit verliert. Nach drey Monaten kann der Indigo verkauft werden. Die

Die Wäscherinnen gebrauchen ihn, um der Wäsche eine bläuliche Farbe zu geben. Die Mahler brauchen ihn in ihren Farben. Die Färber könnten kein schönes Blau ohne Indigo machen. Die Alten bezogen ihn aus Ostindien. In neuern Zeiten ist er nach Amerika verpflanzt worden. Der Bau desselben, den man nach und nach an verschiedenen Orten versucht hat, scheint Carolina, Georgia, Florida, Louisiana, San-Domingo und Mexiko eigen geworden zu seyn. Der von der letztgenannten Gegend, den man unter dem Namen von Guatimala, als den Ort, wo er herkömmt, kennt, ist der gesuchteste unter allen. Man verschaft sich ihn daselbst auf eine Art, die angemerkt zu werden verdient.

In diesen schönen Gegenden, wo jede Besitzung eine Ausdehnung von 15 oder 20 Meilen hat, wird alle Jahre ein Theil dieses großen Raums zu dem Indigobau genommen. Um diese Absicht zu erreichen, muß man blos die Gesträuche, welche die Felder bedecken, verbrennen, und dann den Boden ein einzigesmal ohne eben viele Anstrengung umackern. Diese Arbeiten geschehen im Monat März, einer Jahrszeit, in der es unter diesem herrlichen Himmelsstrich sehr selten regnet. Ein Mann zu Pferd wirft hierauf den Saamen auf die nemliche Art, wie man das Getraid in Europa säet, aus. Dann beschäftigt sich bis zur Erndte niemand mehr mit dieser so ergiebigen Pflanze.

Daher geschieht es, daß sie an dem einen Ort, aufgeht, an andern aber nicht aufgeht; daß das aufgegangne oft durch das um sich greifende Unkraut erstickt wird, das aber durch fleißiges Ausgäten erhalten worden wäre. Daher erndten die Spa-

nier

nier auf einem Platz von 3 oder 4 Meilen weniger Indigo, als die mitwerbenden Nationen auf einigen wohlbearbeiten Jaucherten. Daher hat ihr Indigo, ob er gleich viel besser ist, als jener der andern, er doch noch nicht alle die Vollkommenheit, zu der er gebracht werden könnte. Europa empfängt davon jährlich 6000 Centner, die es mit 7626960 *) Livres bezählt.

Dieser Wohlstand würde ganz gewiß sich vermehren, wenn der Madriderhof den Landseingebohrnen gestattete, den Indigo für ihre eigne Rechnung zu pflanzen. Dieser eigne Vortheil, der dem eines andern unterstellt wäre, würde sie thätiger machen, ihnen bessere Einsichten verschaffen, und es ist wahrscheinlich, daß der Ueberfluß und die Güte des mexikanischen Indigo mit der Zeit den aller andern Pflanzörter von den Märkten vertreiben würde.

XVIII.

Von der Zucht der Cochenille.

Die Cochenille, welcher wir unsere schöne Purpur und Scharlachfarbe zu danken haben, hat sich bishero nur in Mexiko gefunden. Ich hatte nach den besten Schriftstellern, selbst den spanischen, vorgegeben, daß diese Farbe vor dem Anfang dieses Jahrhunderts unbekannt gewesen sey. Indem ich aber die Quellen durchsuchte, habe ich gefunden, daß Acosta im Jahr 1530, und Herrera 1601 sie eben so gut beschrieben haben, als unsere heutigen Naturforscher. Ich widerrufe also mein Vorgeben, und es ist mir leid, daß

*) Oder 3495690 fl.

daß ich mich nicht öfters in demjenigen betrogen, was ich über die Spanier geschrieben habe. Dank der Unwissenheit der Reisenden, und der Flüchtigkeit, mit welcher sie alle Naturprodukte betrachtet haben, ihre Beschreibungen sind mit falschen Nachrichten angefüllt, welche von einem Werk das andere kommen, und welche Verfasser, die sich nacheinander abschreiben, von einer Zeit zur andern fortbringen. Man untersucht dasjenige nicht leicht, was man richtig zu wissen glaubt; und so geschieht es, daß, wenn die Irrthümer fortgepflanzt werden, diese Zeugnisse die genaue Beobachtung zurückhalten, und jener ihre Dauer verlängern. Ein anders Uebel ist, daß die Weltweisen eine kostbare Zeit verlieren, Systeme zu errichten, die uns so lange blenden, bis die vorgegebene Thatsachen, die ihnen zur Grundlage dienten, widerlegt sind.

Die Cochenille ist ein Insekt *) von der Größe und Gestalt einer Wanze, beyde Geschlechter sind verschieden, wie bey den meisten andern Thieren. Das Weibchen, das fast bey dem Augenblick ihrer Geburt, auf einem Punkt der Pflanze befestiget bleibt, klebt durch eine Art Saugröhre beständig daran und läßt nur das Ansehen, einer halbkugelförmigen Schaale ürig, welche alle andern Theile bedeckt. Diese Hülle ändert sich in 25 Tagen zweymal und ist mit einem weißen, fetten, vom Wasser unauflößlichen Staub bedeckt. In diesem Zeitpunkt, der ihre Mannbarkeit bezeichnet, kömmt das Männchen, das viel kleiner und von Gestalt leichter

*) Cactus cochinillifer, oder Coccus Cacti.

leichter ist, aus einem mehlichen Röhrchen mit Hülfe seiner Flügel hervor. Es flattert über die unbeweglichen Weibchen her, und hält sich auf jeder derselben auf. Das nemliche Weibchen wird also von verschiednen Männchen besucht, welche bald nach der Befruchtung sterben. Ihre Dicke nimmt merklich zu, bis ein Tropfe einer Feuchtigkeit unter ihr hervorkommt, welcher die nahe Ankunft der Eyer, die in großer Anzahl erscheinen, ankündigt. Die Jungen durchbrechen ihre Hülle bey der Geburt, und verbreiten sich bald überall auf der Pflanze, um eine günstige Stelle zu suchen, und sich daselbst festzuklammern. Sie suchen vorzüglich dem Ostwind auszuweichen, auch sehen die Stauden, auf welchen sie leben, von dieser Seite ganz grün aus, während daß sie auf der andern Seite, welche die Insekten vorzüglich besuchen, ganz weiß sind.

Diese Staude, welche unter dem Namen Nopal (Opuntin, indianische Feige) bekannt ist, wird ungefähr 6 Fuß und mehr hoch. Ihr Stengel ist fleischig, breit, platt, wollig, ein wenig rauh, und mit Stachelbüscheln besetzt, die auf der Oberfläche ganz gleich vertheilt sind. Sie treibt von allen Seiten viele Aeste, und wird immer schmäler, so wie auch die Aeste, auf jeder Abtheilung; welches den verschiedenen Theilen der Pflanze, die so zusammen geschnürt sind, die Gestalt eines eyförmigen, dicken und stachlichen Blatts giebt. Diese Pflanze hat keine andre Blätter. Ihre Blüthen, die auf den jungen Zweigen vertheilt sind, bestehen aus einem schuppichen Kelch, welcher viele Blumenblättchen und Staubfäden trägt. Der Stem-

pfel mit einem einzigen Griffel, der unten im Kelch verborgen ist, wird mit ihm zu einer eßbaren Frucht, die einer Feige gleicht, voller Saamen, der in ein röthliches Fleisch eingehüllt ist.

Es gibt verschiedene Arten der indianischen Feige, diejenigen, die einen glatten Stengel, zu häufige Stacheln, und die zu nahe beysammen stehen, haben, sind zur Cochenillezucht nicht dienlich. Sie glückt nur auf derjenigen, die wenige Stacheln und eine wollige Oberfläche hat, die ihr einen sichern Aufenthalt gestattet. Sie scheuet die Winde, die kalten Regen und die zu große Feuchtigkeit. Das Beschneiden der Pflanze ist nicht vortheilhaft. Man gewinnt mehr, wenn man sie alle 6 Jahre frisch anpflanzt, indem man verschiedene Theile in zimlich tiefe Gräben steckt, die rautenförmig, oder viereckig in einer Entfernung von 6 oder 8 Fuß von einander eingetheilt sind. Ein so angepflanztes Land, das unter dem Namen der Nopalpflanzung bekannt ist, enthält gewöhnlich nur 1 oder 2 Morgen, selten 3. Jeder Morgen trägt bis 2 Centner Cochenille, und ein Mann ist zu deren Anbau hinlänglich. Er muß das Unkraut oft, aber mit Vorsichtigkeit ausgäten, um das Inseckt nicht zu stören, welches verloren ist, wenn es aus seiner Stelle gebracht wird. Er muß auch mit Sorgfalt die nachtheiligen Thiere ausrotten, davon das furchtbarste eine Raupe ist, welche sich Gänge in das innre der Pflanze selbst gräbt, und das Inseckt von unten angreift.

Achtzehen Monate nach der Anpflanzung bedeckt man die indianische Feige mit Cochenillen, um sie aber regelmäßiger auf der ganzen Pflanze

zu vertheilen, und zu verhindern, daß sie sich durch zu starke Annäherung nicht schaden, befestiget man an den Stacheln in verschiedenen Entfernungen kleine Nester, die von Kokoswolle gemacht, und von der Seite gegen Westen offen sind, in welche man 12 oder 15 Mutterinsecten, die nahe am Eyerlegen sind, steckt. Die hervorkommenden Jungen hängen sich an die Pflanze, und kommen zu ihrer grösten Vollkommenheit in zwey Monaten, in welchen auch die Dauer ihres Lebens besteht. Man sammelt sie sodann ein, und dieses geschieht alle zwey Monate, vom Weinmonat an bis in den May, neuerdings. Die Einsammlung kann weniger vortheilhaft werden, wenn eine Vermischung einer andern Cochenille von geringerm Werth vorhanden ist, oder wenn zu viele Männchen da sind, die man nicht achtet, weil sie kleiner sind, und vor der Zeit herunter fallen. Diese Einsammlung muß einige Tage vorher geschehen, ehe sie ihre Eyer legen, sowohl um den Verlust der Eyer zu verhüten, die reich an Farbe sind, als auch um die Jungen zu verhindern, sich auf eine schon ausgesogene Pflanze zu verbreiten, die einige Monate Erhohlung nöthig hat. Man macht die Cochenillen nach und nach mit einem Messer los, indem man von unten anfängt, und läßt sie in einen untersetzten Kessel fallen, dessen scharfer Rand genau an die Pflanze anschließt, die man hernach mit dem nemlichen Messer und einem Tuch säubert.

Unmittelbar vor der Regenzeit schneidet man um der Cochenillen gänzlichen Zerstörung, die leicht durch die ungestümme Luft verursacht werden könnte, zuvorzukommen, die Zweige des

mit noch jungen Thierchen besetzten Nopals ab. Man schließt sie in den Wohnungen ein, wo die Blätter frisch bleiben, wie bey allen Pflanzen, die man fett nennt, geschieht. Da wachsen die Cochenillen thierchen während der schlechten Jahrszeit. Sobald diese vorbey ist, setzt man sie auf Bäume in der freyen Luft, wo die belebende erfrischende Kraft derselben bewirkt, daß sie bald Junge hervorbringen.

Die wilde Cochenille, eine von der bisher abgehandelten feinen oder Mesteckcochenille verschiedene, aber doch an den nemlichen Orten und auf der nemlichen Pflanze gezogene Gattung erfordert nicht so große Mühe und Vorsicht. Sie hat kein so zartes Leben, und widersteht den Unfällen der Luft besser. Ihre Einsammlung ist folglich wegen des Ertrags weniger veränderlich und kann das ganze Jahr hindurch geschehen. Sie ist von der andern darinn unterschieden, daß sie kleiner, gefräßiger, und nicht so viel Farbe bey sich hat, daß sie in eine Wolle, die sie ringsum zwey Linien hoch umgiebt, eingehüllt ist. Sie vermehrt sich leichter, verbreitet sich weiter und geschwinder ohne fremde Hülfe, so daß ein Nopalgesträuch damit bald bedeckt ist. Da ihr Ertrag sicherer ist, da ihr Preis zu zwey Dritteln des der Mesteck gleich steht, und da sie sich auf allen Arten des Nopals fortpflanzt, so kann man sie mit Nutzen bauen; allein es muß abgesondert geschehen, weil ihre Nachbarschaft nicht nur machen würde, daß die andre Gattung verhungerte, sondern auch selbige unter ihrer wollichten Hülle ersticken würde. Man trift diese Gattung in Peru auf einem sehr stacheligen Nopal, der sehr häufig ist, an.

Kaum sind die Cochenillen gelesen worden, so taucht man sie in heisses Wasser, um sie zu tödten.

Es

Es giebt verschiedne Arten, sie zu trocknen. Die beste ist, daß man sie verschiedne Tage lang in die Sonne setzt, wo sie eine braunrothe Farbe annehmen, welches die Spanier Renegrida nennen. Nach der zweyten Art legt man sie in Ofen, wo sie eine gräuliche Farbe annehmen, mit Purpur geadert, daher sie Jaspeada genannt wird. Endlich ist die unvollkommenste, und diejenige, welche die Indier am gewöhnlichsten brauchen, daß sie selbige auf Platten mit ihren Mayskuchen legen; da verbrennt sie aber oft. Man heißt sie auch Negra.

Ob die Cochenille gleich zum Thierreich gehört, welches die vergänglichste Gattung ist, so verdirbt sie doch niemals. Ohne weitere Sorgfalt, als daß man sie in eine Büchse gethan hat, ist sie Jahrhunderte aufbewahrt worden, und hat alle ihre Kraft behalten.

Dieses reiche Erzeugniß würde wahrscheinlich in verschiedenen Gegenden von Mexiko wohl fortkommen; allein bis auf unsre Tage ist es beynahe die Provinz Oaxaca allein, die sich ernstlich damit abgiebt. Die Einsammlungen sind auf einem trockenen Boden, auf dem der Nopal gerne wächst, reicher ausgefallen, als auf einem natürlich fruchtbaren Boden; sie erfahren weniger Unfälle in gemäßigten Gegenden, als in denen, wo die Kälte und Wärme stärker gefühlt werden. Die Mexikaner kannten die Cochenille schon vor der Zerstöhrung ihres Reichs. Sie bedienten sich derselben, ihre Häuser anzustreichen, und ihre Baumwolle zu färben. Aus dem Herrera ersieht man, daß seit 1523 das Ministerium dem Cortez die Vermehrung dieser Zucht befahl. Die Eroberer streubten sich gegen diese Arbeit, so wie sie die übrigen verachteten, und sie blieb den Indianern ganz überlassen. Sie

allein legen sich noch itzt darauf; aber nur zu oft mit den von den Spaniern auf mehr oder weniger wucherische Bedingungen vorgeschossenen Kapitalien. Der Ertrag ihres Arbeitsfleißes kömmt ganz in die Hauptstadt der Provinz, die ebenfalls Oaxaca heißt.

Diese Stadt, zu der man auf schönen Straßen gelangt, und wo man eines beständigen Frühlings genießt, erhebt sich mitten auf einer weiten Ebene, die mit artigen Dörferchen bedeckt, und sehr wohl angebaut ist. Ihre Straßen sind breit, schnurgerade, und durch zwar ein wenig niedrige, aber angenehme gebauten Häuser gebildet. Ihre Plätze, ihre Wasserleitung, ihre öffentliche Gebäude sind von ziemlich gutem Geschmack. Sie hat einige Seiden- und Baumwollenmanufacturen. Die asiatischen und europäischen Waaren werden daselbst allgemein gebraucht. Wir haben Gelegenheit gehabt, verschiedene Reisende, welche die Umstände nach Oaxaca geführt haben, zu sprechen. Alle haben uns versichert, daß unter allen von den Spaniern in der neuen Welt angelegten Besitzungen dieses diejenige sey, wo der Geist der Gesellschaft am weitesten fortgeschritten sey. So viele Vorzüge scheinen eine Folge des Cochenillehandels zu seyn.

Außerdem, was Amerika und die Philippinen davon verbrauchen, empfängt Europa alle Jahre 4000 Centner feine Cochenille, 200 Centner Granille, 100 Centner Cochenillestaub, und 300 Cent. wilde Cochenille, die nach ihrer Ankunft in seinen Häfen für 8,610140 Livres *) verkauft werden.

Dieses reiche Erzeugniß ist bisher allein zu Spaniens Vortheil gewachsen. Herr Thiery, ein franzö-

*) Oder 3,946333 fl.

zösischer Gewächskundiger, der sich in mehrere Gefahren gewagt, als man sich vorstellen kann, hat solche zu Oaxaca selbst geholt, und sie nach San Domingo verpflanzt, wo er sie mit einer seiner ersten Herzhaftigkeit würdigen unausgesetzten Standhaftigkeit bauet. Die ersten Erfolge haben seine Erwartung übertroffen, und alles giebt Hoffnung, daß die Folge einem so glücklichen Anfang entsprechen werde. Möchte sich doch diese Pflanzung, möchten sich die andern noch weiter ausbreiten, und noch andere Nationen beschäftigen! Ach sind wir dann nicht alle Brüder? Kinder des nemlichen Vaters, sind wir nicht zu einem gemeinschaftlichen Schicksal berufen? Muß ich den Wohlstand des mir ähnlichen durchkreutzen, weil die Natur zwischen ihm und mir einen Fluß oder Berg gesetzt hat? Berechtigt mich diese Scheidewand, ihn zu hassen, ihn zu verfolgen? O wie viel Unglück hat diese ausschließende Vorliebe für einzelne Gesellschaften die Erdkugel gekostet, wie viel wird es sie noch in der Folge kosten, wenn die gesunde Philosophie nicht endlich noch die zu lange durch partheyische Gesinnungen von einander entfernte Köpfe aufklärt! Meine Stimme ist freylich zu schwach, um diese Verblendung zu vertreiben. Aber sie werden gebohren werden, die Schriftsteller, deren Denkungsart und Beredsamkeit künftige Nationen früher oder spater überreden werden, daß das Menschengeschlecht mehr ist, als das Vaterland, oder vielmehr daß das Wohl des einen mit der Glückseligkeit des andern genau verbunden ist.

Zu den ebenbemerkten grossen Ausfuhren muß man noch hinzufügen, die Versendung, welche Mexiko macht, von 10350 Centner Campescheholz, welche

112428 Livres a) betragen; 310 Centner Brisilholz, dessen Betrag ist 4266 Livres b); 47 Centner Carmin, welche 81000 Livres c) betragen; 6 Centner Schildkrotschaalen, deren Werth 24300 Livr. d) ausmacht; 47 Centner Ruku (eine rothe Farbe), welche 21600 Livres e) kosten; 30 Centner Sassepatil von einem Betrag von 4147 Livres f); 40 Centner Balsam von einem Werth von 45920 Liv. g) 5 Centner Drachenblut von einem Werth von 270 Livres. h); 100 ungegerbte Häute von einem Betrag von 1620 Livres. i)

Allein gleich als wenn die Natur für Spanien dadurch noch nicht genug gethan hätte, daß sie ihm beynahe alle Schätze der Erde, welche die andern Nationen erst durch die härtesten Arbeiten bekommen, umsonst verliehen, hat sie ihm auch noch besonders in Mexiko das Gold und Silber, das Beförderungsmittel, oder das Zeichen aller Erzeugnisse in Menge zugetheilt.

XIX.

Von den Bergwerken.

So groß ist die Herrschaft dieser glänzenden und verderblichen Metalle über uns, daß sie dem Schimpf und der Verwünschung, welche die Verheerer Amerikas verdienten, die Wage gehalten haben. Die Namen Mexiko, Peru und Potosi machen uns nicht schaudern, und wir sind Menschen! Heut zu Tage selbst, da der Geist der Gerechtigkeit und das Gefühl der Menschlichkeit die Seele unsrer Schrif-

---

a) Oder 51529. fl.
b) Oder 1955. fl.
c) — 37125. fl.
d) — 11157. fl.
e) — 9900. fl.
f) — 1901. fl.
g) — 21046. fl.
h) — 124. fl.
i) — 742. fl.

Schriften, die unabänderliche Richtschnur unsrer Urtheile geworden sind, würde ein Seefahrer, der in unsre Hafen mit einem Schiff einlief, das bekanntlich durch eben so unmenschliche Mittel erworbene Reichthümer trüge, nicht von seinem Bord in sein Haus unter dem allgemeinen Zuruf unsers Beyfalls gehen? Was ist dann das für eine Weisheit, auf die unser Jahrhundert so stolz ist? Was ist dann dieses Gold, das uns den Begrif des Verbrechens und den Abscheu vor dem Blut raubt? Ohne Zweifel schaft ein Tauschmittel unter allen Nationen, ein vorstellendes Zeichen aller Arten von werthhabenden Dingen, eine gemeinschaftliche Preißbestimmung aller Arbeiten einigen Vortheil. Aber wäre es nicht besser, daß die Nationen zu Hause abgesondert, unwissend und unwirthlich geblieben wären, als daß sie das Gift der wildesten aller Leidenschaften eingesogen haben?

Den Ursprung der Metalle hat man nicht zu allen Zeiten recht gekannt. Man hat lange geglaubt, sie wären so alt, als die Welt. Heut zu Tage meint man mit mehrerm Grund, daß sie nach und nach sich bilden. Es ist in der That nicht möglich, daran zu zweifeln, daß die Natur nicht in einer immerfort dauernden Bewegung sey, und daß ihr Triebwerk unter ihren Füssen nicht so mächtig seyn sollte, als über unsern Häuptern.

Jedes Metall hat nach der Scheidekünstler Meinung eine Erde zum Urstof, woraus es besteht, und die ihm eigen ist. Es zeigt sich uns bald unter seiner eigentlichen Gestalt, und bald unter verschiednen Gestalten, unter welchen nur geübte Augen es erkennen können. In dem ersten Fall heißt es gediegenes, — im zweyten vererztes Metall.

Die Metalle mögen nun gediegen oder vererzt seyn, so liegen sie bisweilen Stückweise in den horizontalen oder schrägen Lagen der Erde. Das ist nicht der Ort ihrer Entstehung. Sie sind durch die Entzündungen, die Ueberschwemmungen und Erschütterungen, die unsern elenden Planeten unaufhörlich umkehren, dahin geschleppet worden. Gewöhnlich findet man sie bald in zusammenhängenden Adern, bald in abgesonderten Massen, im Innersten der Berge und Felsen, wo sie entstanden sind.

Nach den Muthmassungen der Naturforscher steigen in diesen immer brennenden Werkstätten beständig Ausdünstungen auf. Diese schwefelichen und salzigen Flüssigkeiten wirken auf die metallischen Partikelchen, verdünnen sie, zertheilen sie, und setzen sie in den Stand, in den Höhlungen der Erde sich herum zu bewegen. Da vereinigen sie sich. Wenn sie zu schwer geworden sind, um sich in der Luft zu erhalten, fallen sie, und häufen sich eins aufs andre. Wenn sie in ihren verschiedenen Bewegungen keine andere Körper angetroffen haben, so bilden sie reine Metalle. Wenn sie sich aber mit fremden Materien vereinbart haben, dann verhält sichs anders.

Die Natur, die da schien sie verbergen zu wollen, hat sie der Habsucht des Menschen nicht vorenthalten können. Durch fleißige und häufige Beobachtungen hat man es dahin gebracht, die Orte zu kennen, wo sich Bergwerke befinden. Gemeiniglich sind es Berge, wo die Gewächse schwach fortkommen, und geschwinde gelb werden; wo die Bäume klein und knotig sind; wo die Feuchtigkeit des Thaues, des Regens und selbst des

Schnees

Schnees nicht lange Bestand hat; wo schwefeliche und mineralische Ausdünstungen aufsteigen; wo das Wasser mit Vitriolsalzen geschwängert ist; wo der Sand metallische Theile enthält. Obschon ein jedes dieser Zeichen für sich unsicher ist, so finden sie sich doch selten beysammen, ohne daß das Erdreich irgend ein Bergwerk enthalten sollte.

Aber unter welchen Bedingungen ziehen wir diesen Reichthum oder dieses Gift aus den Abgründen, wohin es die Natur verschlossen hat? Man muß Felsen in einer unermeßlichen Tiefe durchbrechen; unterirdische Wasserleitungen graben, die vor dem Wasser, welches von allen Seiten herzu fließt, und den Untergang droht, schützen können; ganze Waldungen zu Stützen hauen, und in unermeßliche Gänge hinunter schleppen; die Wölbungen dieser Gänge gegen die ungeheure Last der Erde stützen, die immer darnach strebt, sie anzufüllen, und die geitzigen und kühnen Menschen, die sie begraben haben, unter ihrem Einsturz zu verschütten; jene so erstaunliche und so verschiedene Wassermaschinen, und alle die unterschiedlichen Gestalten von Ofen erfinden; Gefahr laufen, durch einen Dunst, der sich beym Schein der Lampen, welche die Arbeit erleuchten, entzündet, ersticket, oder verbrannt zu werden, und endlich an einer Auszehrung zu sterben, die das Leben des Menschen auf die Hälfte seiner gewöhnlichen Dauer herabsetzt. Wenn man untersuchen will, wie viele Beobachtungen und Versuche diese Arbeiten voraussetzen, so wird man den Ursprung der Welt weit über ihr bekanntes Alter hinaus setzen. Uns sagen, daß Gold, Eisen, Kupfer, Zinn und Silber von den ersten Menschen gebraucht ward, das

heißt,

heißt, uns mit einem Mährchen einwiegen, das nur Kindern glaublich scheinen kann.

Wenn die Arbeit der Mineralogie geendigt ist, so geht die Arbeit der Metallurgie an. Ihr Zweck ist, die Metalle von einander zu scheiden, und sie von den fremden Materien, worinn sie enthalten sind, abzusondern.

Um das Gold von den Steinen abzulösen, die es enthalten, ist es genug, sie zu zerstampfen und zu Staube zu schlagen. Man zerreibt nachher die so verpulverte Materie mit Quecksilber, welches sich mit diesem kostbaren Metall, aber nicht mit den Steinen, noch mit dem Sande, oder der Erde, die sich darunter befanden, vereinigt. Vermittelst des Feuers distillirt man nachher das Quecksilber, welches, indem es sich auflöset, das Gold unten in einem Gefäße, in Gestalt eines Pulvers, das man im Schmelztiegel reinigt, zurückläßt. Auch das gediegene Silber verlangt keine weitere Zubereitung.

Aber wenn das Silber mit fremden Theilen oder mit Metallen einer andern Art vereinigt ist, dann gehört eine große Geschicklichkeit und eine vollkommene Erfahrung dazu, um es zu läutern. Alles berechtigt uns zu glauben, daß man diese Geschicklichkeit in der neuen Welt nicht besitzt. Daher wird allgemein dafür gehalten, daß teutsche oder schwedische Bergleute in dem schon verarbeiteten Erze mehr Schätze finden würden, als der Spanier daraus schon bekommen hat. Sie würden ihr Glück aus Bergwerken ziehen, die aus Mangel an Einsicht als unfähig verworfen worden sind, die Unkosten zu bezahlen, die sie erforderten.

Vor der Ankunft der Castilianer hatten die Mexikaner kein anderes Gold, als das die Bäche aus den Gebirgen mit sich führten, sie hatten noch weniger Silber, weil die Zufälle, die solches in ihre

Hän-

Hände bringen konnten, unendlich seltner waren. Diese Metalle waren für sie kein Tauschmittel, sondern dienten blos zu Zierrathen, oder gar nur zur Neugierde. Sie bekümmerten sich wenig darum. Daher verschwendeten sie anfangs das wenige, das sie davon hatten, an eine fremde Nation, die daraus ihren Götzen machte; daher warfen sie es ihren Pferden vor, die ihnen durch ihr Käuen am Gebiß sich davon zu nähren schienen. Allein nachdem die Feindseligkeiten unter den beyden Völkern angefangen hatten, und so wie sie heftiger wurden, wurden auch diese ungetreuen Schätze zum Theil in die Seen und Flüsse geworfen, um derselben einen unversöhnlichen Feind, der nur wegen ihres zu erlangenden Besitzes über so viele Meere hergekommen war, zu berauben. Dieses that man vorzüglich in der Hauptstadt und in derselben Nachbarschaft. Nach ihrer Unterwerfung durchlief der Eroberer das Reich, um seine herrschende Leidenschaft zu sättigen. Die Tempel, die Palläste, die Privathäuser, die geringsten Hütten, alles wurde durchsucht und geplündert. Nach Erschöpfung dieser Quelle mußte man an die Bergwerke kommen.

Diejenigen, welche die gröste Hoffnung geben konnten, fanden sich in den Gegenden, die niemals unter das mexikanische Joch gekommen waren. Nuno des Guzman bekam im Jahr 1530 den Auftrag, sie zu unterjochen. Was auch dieser Anführer einem berühmten Namen schuldig war, so hinderte er ihn doch nicht, an Wildheit alle Abentheurer, die bis daher die Felder der neuen Welt mit Blut überschwemmt hatten, zu übertreffen. Auf Tausenden von Leichnamen gelangte er in weniger, als zwey Jahren zum Zweck, eine sehr aus-

gedehnte Herrschaft zu gründen, von der nachher die Audienza von Guadalaxara errichtet wurde. Dieses war jederzeit von Neuspanien der an Metallen reichste Theil. Diese Reichthümer sind vorzüglich in Neugallicien, Neubiscayen, und noch mehr im Land der Zacatecas häufig. Aus dem Schoos dieser unfruchtbaren Berge kömmt der gröste Theil jener 80,000000 Livres a) welche man in den Münzstädten von Mexiko jährlich verarbeitet. Der inländische Umlauf, Ostindien, die der Nation gehörigen Inseln, und der Schleichhandel verschlingen beynahe die Hälfte dieser Baarschaft. Man führt davon nach dem Hauptland 44,196047 Livres b), zu denen man noch 5634 Centner Kupfer rechnen muß, das in Europa für 453600 Liv. c) verkauft wird.

In den ersten Jahren nach der Eroberung geschahen alle Bezahlungen mit Silberstangen, mit Goldbrocken, deren Gewicht und Werth von der Regierung festgesetzt war. Das Bedürfnis einer ordentlichen Münze fühlte man gar bald, und gegen 1542 wurden diese ersten Metalle in Münzen von verschiedner Größe verwandelt. Man schlug sogar welche von Kupfer, allein die Indianer nahmen sie nicht an. Da sie aber zur Annahme gezwungen wurden, so warfen sie solche aus Verachtung in die Seen und Flüße. In weniger als einem Jahr verschwand davon für mehr als eine Million (Livres); und es wurde Nothwendigkeit, ein Tauschmittel fahren zu lassen, das die untersten Klassen des Pöbels aufbrachte.

Ob

---

a) Oder 38,500000 fl. b) Oder 20,257450 fl.
c) Oder 207900 fl.

Obgleich die Viehzucht, der Feldbau und die Bergwerke Mexiko verblieben sind, so sind doch die Manufacturen so weit von dem Grad entfernt, auf den sie eine thätige Nation zu bringen nicht versäumt hätte, daß sie vielmehr sich in der grösten Unordnung befinden. Die Wollen- und Baumwollenmanufacturen sind zimlich allgemein verbreitet, aber da sie unter den Händen der Indianer, der Mestitzen, der Mulatten sind, und da sie blos Kleider für die nicht reichen Leute liefern, so geht ihre Unvollkommenheit über alles, was man sagen kann. Nur zu Quexetaco haben sich weniger fehlerhafte gebildet, in denen man schöne Tücher verfertigt. Aber besonders in der Provinz Tlaskala finden die Arbeiten Aufmunterung. Ihre Lage zwischen Veracruz und Mexiko, das angenehme Clima, die Schönheit des Landes, die Fruchtbarkeit der Ländereyen haben den grösten Theil der Handwerksleute, die aus der alten nach der neuen Welt giengen, an sich gezogen. Man hat dort nach und nach Seidenzeuge, Bande, Borten, Spitze, Hüte verfertigt, welche diejenigen Mestitzen und Spanier, welche nicht vermögend sind, die aus Europa zugeführten Waaren zu bezahlen, verbrauchen. Los Angeles, eine große reiche und bevölkerte Stadt ist der Mittelpunkt dieses Kunstfleißes. Alle Fayence, der gröste Theil der Gläser und Christalle, die im Reich verkauft werden, kömmt aus ihren Werkstätten. Die Regierung selbst läßt daselbst Feuergewehre verfertigen.

XX.

Aus welchen Gründen Mexiko zu keinem grössern Wohlstand sich erhoben hat.

Die Trägheit der Völker, welche Neuspanien bewohnen, muß eine der vorzüglichen Ursachen seyn, die den Wohlstand dieser berühmten Gegend aufgehalten haben, allein sie ist nicht die einzige; auch die Schwierigkeit der Communication muß zu dieser Trägheit vieles beygetragen haben. Der Umlauf wird durch alle die Beschränkungen, die eine ungerechte und strenge Verwaltung hat ersinnen können, aufgehalten Es giebt aufs höchste zwey Flüsse, die schwache Kähne tragen können, und keiner derselben hat diese nützliche Eigenschaft zu allen Jahrszeiten. Man sieht keine Spur von einer Strasse ausser bey großen Städten; sonst muß man überall die Lebensbedürfnisse fahren, oder die Waaren auf Mauleseln mitführen. In den meisten Provinzen bestimmt die Policey, was der Reisende für die Herberge, die Pferde, die Wegweiser, die Leibesnahrung bezahlen muß; und diese Gewohnheit, so barbarisch man sie finden wird, ist doch noch dem vorzuziehen, was an den Orten, wo die Freyheit noch mehr geachtet ist, geschieht.

Diese Hindernisse des allgemeinen Wohlstands sind durch das strenge Joch, unter welchem gebietende Unterdrücker die Indianer durch Aufbürdung aller beschwerlichen Arbeiten hielten, befestigt worden. Das Uebel ist durch die Verminderung der für die europäische Gierigkeit gebrauchten Arme noch größer geworden.

Die

Die ersten Schritte der Castilianer in Mexiko waren blutig. Das Gemetzel verbreitete sich während der merkwürdigen Belagerung von Mexiko; und es wurde bey den vorgenommen Feldzügen, um verzweifelten Völker, die versucht hatten, ihre Fesseln zuzerbrechen, solche wieder anzulegen, über alle Schranken hinaus getrieben. Die mitgebrachten Kinderblattern beförderten die Entvölkerung ebenfalls, die bald nachher noch durch die Seuchen von 1545 und 1576, deren erstere dem Reich 800000 Einwohner, und die andere 2,000000 kostete, wenn man die leichtgläubige Berechnung des übertreibenden Torquemada annehmen will, sich vergrößerte. Es ist sogar bewiesen, daß ohne irgend einen Zufall die Anzahl der Landseingebohrnen unvermerkt auf beynahe nichts zusammengeschmolzen ist. Nach den Verzeichnissen von 1600 waren 500000 Zinßpflichtigen Indianer in dem Sprengel von Mexiko; und 1741 waren nicht mehr, als noch 119611 davon vorhanden. In dem Sprengel von Los Angeles waren es 255000; und davon nicht mehr als 88240 übrig. In dem Sprengel von Oaxaca waren es 150000; und davon nur 44222 mehr übrig. Die Veränderungen in den andern sechs Kirchsprengeln sind uns nicht bekannt, aber es ist wahrscheinlich, daß sie überall in gleichem Verhältniß stehen.

Die ehemalige und noch gegenwärtige Gewohnheit der Spanier, der Mestitzen, der Mulatten, der Neger, öfters indische Weiber zu heyrathen, während daß alle diese Stammarten niemals oder wenigstens äusserst selten daraus sich Männer wählen, hat ohne Zweifel zur Schwächung dieser Nation beygetragen: aber dieses hat nur ein sehr eingeschränkter Einfluß seyn können; und trügen wir uns nicht, so hat eine

fortdauernde Tyranney viel größere Folgen hervorgebracht.

Man wird nicht verkennen können, daß, so wie die Bevölkerung des ursprünglichen Volks abnahm, die der fremden Stammarten sich in einer sehr merkwürdigen Fortschreitung vermehrt hat. Im Jahr 1600 zählte der mexikanische Sprengel nicht mehr, als 7000 dieser Familien; und 1741 stieg ihre Anzahl auf 119511. Der Sprengel von Los Angeles nur 4000; und (1741) 30600. Der Sprengel von Oaxaca nur 1000; und stieg auf 7296. Inzwischen sind die alten Einwohner durch die neuern nicht vollkommen ersetzt. Der Feldbau und die Bergwerke waren die gewöhnliche Geschäfte der Indianer. Die Spanier, die Mestitzen, die Mulatten, selbst die Schwarzen haben diese großen Gegenstände meistens verachtet. Verschiedene leben im Müßiggang. Noch eine größre Anzahl schenken den Künsten und der Handlung einige Augenblicke. Der übrige Theil wird zur Bedienung der reichen Leute gebraucht.

Besonders fällt einem in der Hauptstadt des Reichs dieses Schauspiel gewaltig auf. Mexiko, das einige Zeit zweifeln konnte, ob die Castilianer ein Räuberschwarm, oder aber ein Eroberervolk seyen, wurde durch die grausamen Kriege, zu denen es den Schauplatz abgeben mußte, fast gänzlich zerstöhrt. Cortez baute es aber bald auf eine Art, welche ihre Gestalt vor ihrem Unstern weit übertraf, wieder auf.

Die Stadt erhebt sich aus der Mitte eines großen Sees, dessen Ufer glückliche Anlagen haben, die reitzend seyn würden, wenn die Kunst der Natur ein wenig zu Hülfe käme. Auf dem nem-

nemlichen See erblickt das Auge mit Verwunderung und Vergnügen schwimmende Inseln. Es sind Flösse, die aus Schilfrohr geflochten und stark genug sind, Erdenbette und selbst leichtgebaute Wohnungen zu tragen. Einige Indianer halten sich da auf, und pflanzen auch Gemüß im Ueberfluß. Diese sonderbaren Gärten bleiben nicht immer an dem nemlichen Platz. Sie verändern ihre Lage, so oft ihre Besitzer dieses für gut finden.

Breite und auf Grundpfähle gebaute Dämme führen zur Stadt. Durch fünf oder sechs Kanäle bringt man alle Landeserzeugnisse bis mitten in die Stadt und ihre schönsten Quartiere. Ein gesundes Wasser, das man von einem nur 5 — 600 Klaftern entfernten Berg herleitet, wird in alle Häuser und selbst ihre verschiedene Stockwerke durch sehr große Wasserleitungen ausgetheilt.

Die Luft, die man in dieser Stadt athmet, ist sehr gemäßigt. Man kann das ganze Jahr hindurch wollene Kleider tragen. Die geringsten Vorkehrungen sind hinreichend, um von der Wärme gar keine Beschwerniß zu empfinden. Carl V. fragte einen Spanier, der aus Mexiko gekommen war, wie viel da Zeit zwischen Sommer und Winter wäre. So viel, antwortete der Spanier mit Wahrheit und mit Witz, als dazu gehört, um von der Sonne in den Schatten zu gehen.

Der Vorzug dieser Stadt, der Hauptort von Neuspanien zu seyn, hat ihre Volksmenge nach und nach vermehrt. Im Jahr 1777 stieg die Anzahl der Geburten auf 5915, und die der Verstorbnen auf 5011, woraus man den Schluß ziehen kann, daß ihre Bevölkerung nicht viel von 200000 Seelen entfernt ist. Nicht alle Einwohner sind reich:

aber mehrere sind es vielleicht mehr, als an irgend einem Ort der Erdkugel. Diese sehr schnell aufgehäuften Reichthümer hatten bald einen bemerkenswerthen Einfluß. Was an andern Orten aus Eisen und Kupfer gemacht wird, war da grösstentheils von Gold und Silber. Diese glänzenden Metalle wurden, wie auch die Perlen und Edelgesteine zum Schmuck der Bedienten, der Pferde, der allergemeinsten und zum schlechtesten Gebrauch bestimmten Geräthschaften verwandt. Die Sitten, die immer dem Lauf der Ueppigkeit folgten, stimmten sich nach dem Ton dieser romanhaften Pracht. Die Frauenzimmer wurden in ihren Pallästen durch Sklaven zu tausenden bedient, und zeigten sich öffentlich nicht anders, als unter einer Begleitung, die bey uns der Majestät des Throns allein zukömmt. Die Mannspersonen vermehrten diese Verschwendungen durch noch grössere Verschwendungen für die Negerinnen, die sie öffentlich zu ihren Buhlerinnen erhoben. Diese bey den gewöhnlichen Vorfällen im menschlichen Leben so rasend ausgelassene Pracht überstieg bey dem geringsten Festtag alle Schranken. Der allgemeine Stolz war alsdann in Bewegung gesetzt, und ein jeder verschwendete Millionen, um den seinigen zu rechtfertigen. Die Verbrechen, die nothwendig wurden, um diese Rasereyen auszuhalten, waren im voraus getilgt: der Aberglauben erklärte jeden, der den Kirchen viel schenken würde, für heilig, für gerecht.

Alles nahm das Gepräge einer bis dahin auf beyden Halbkugeln unbekannten Prahlerey an. Die Bürger begnügten sich nicht mehr mit einer ordentlichen Wohnung auf breiten, und nach der Schnur an-

angelegten Straßen. Grösstentheils mußte man Pallaste haben, die wohlgeräumig, aber weder bequem, noch schön waren. Man vermehrte die öffentlichen Gebäude, ohne daß eines ein Denkmal der schönen Tage der Baukunst, oder nur des guten gothischen Zeitalters geworden wäre. Die Hauptplätze hatten alle die nemliche Gestalt, die nemliche Regelmäßigkeit, einen ähnlichen Springbrunnen mit Zierrathen im üblen Geschmack. Uebelgewählte Bäume von einem schlechten Laubwerk benehmen den Spatziergängen die Annehmlichkeiten, die wohl vertheilte Alleen und springende Wasser ihnen verschaft hätten. Unter den 55 Klöstern, die eine erbarmungswürdige Leichtgläubigkeit gestiftet hatte, sieht man sehr wenig, die nicht durch ihre Baufehler mißfielen. Den unzähligen Tempeln, in denen die Schätze der ganzen Erdkugel aufgehäuft waren, fehlte überhaupt das Majestätische, und sie flößten denen, die sie besuchten, keine des daselbst zu verehrenden höchsten Wesens würdige Begriffe und Gefühle ein. Unter dieser unübersehlichen Menge von Gebäuden waren nur zwey Denkmäler würdig, die Aufmerksamkeit eines Reisenden auf sich zu ziehen. Das eine ist der Pallast des Vicekönigs, in dem sich auch die Staatskollegien versammeln, in dem man münzet, und der die Niederlage des Queckſilbers ist. Ein Volk, das der Hunger zur Verzweiflung brachte, verbrannte ihn 1692. Man hat ihn aber nach einem bessern Entwurf wieder aufgebaut. Es ist ein Viereck, das vier Thürne, eine Länge von 750, und eine Breite von 690 Schuh hat. Die 1573 zu bauen angefangene, und 1667 vollendete Domkirche würde auch den besten Künstlern Ehre machen. Ihre Länge ist 400, und ihre Breite 195 Schuhe, ge-

kostet hat sie 9,460800 Livres *). Unglücklicherweise haben diese Gebäude keine solche Festigkeit, als man wünschen sollte.

Man hat schon vorher gesehen, daß Mexiko in einem ansehnlichen See liegt, den eine sehr schmale Erdzunge in zwey Theile absondert, davon der eine mit süßem Wasser, der andere aber mit salzigem Wasser angefüllt ist. Diese Wasser scheinen auf gleiche Art aus einem hohen nicht weit von der Stadt gelegenen Berg jedoch mit dem Unterschied zu entspringen, daß die letztern über Mineralien, die ihnen ihre Eigenschaft mittheilen, laufen müssen. Allein außer diesen ordentlichen Quellen sind in einer etwas größern Entfernung vier kleine Seen, die zur Zeit der Gewitter sich bisweilen mit einer zerstöhrenden Heftigkeit in den großen See ergießen.

Die alten Bewohner waren immer Ueberschwemmungen ausgesetzt, wegen der sie die Vortheile, die ihnen der zum Mittelpunkt ihrer Macht gewählte Platz verschafte, sehr theuer bezahlen mußten. Zu diesen von nur gar zu häufigen Ueberschwemmungen unzertrennlichen Unfällen kam für den Ueberwinder noch der Verdruß hinzu, daß er sehen mußte, wie die von ihm zwar auf Grundpfähle gegründete aber schwerere Gebäude in weniger Zeit 4, 5, 6 Schuhe in einem Boden, der nicht Festigkeit genug hatte, sie zu tragen, versanken.

Man wiederholte den Versuch, so schröcklichen Wasserergiessungen einen Abfluß zu verschaffen: allein die Direktoren dieser großen Arbeiten hatten keine hinlängliche Kenntnisse, um es auf die wirksamste Art anzugreifen, noch die untergeordneten Be-

*) 4,336200 fl.

Bedienten Eifer genug, durch ihre Bemühung das, was bey der Unfähigkeit ihrer Vorgesetzten abgieng, zu ersetzen.

Der Ingenieur Martinez hatte 1607 einen großen Kanal ausgedacht, der vor allen bis dahin versuchten Mitteln allgemein den Vorzug zu haben schien. Um die Kosten zu bestreiten, forderte man den hundertsten Theil von dem Werth der Häuser, der Felder, der Waaren; ein in der neuen Welt unbekannte Auflage. 471154 Indianer wurden sechs Monate lang zu dieser Arbeit gebraucht, allein diese Unternehmung wurde für unthunlich gehalten.

Der durch die verschiedene Meinungen und dabey verursachten Unruhen ermüdete Hof beschloß daher im Jahr 1631, daß Mexiko verlassen und anderswo eine neue Hauptstadt erbaut werden sollte. Der Geitz, der nichts aufopfern wollte; die Wollust, die befürchtete, in ihren Vergnügung gestöhrt zu werden; die Trägheit, die alle Mühe scheute; kurz alle Leidenschaften vereinigten sich, um bey dem Ministerium eine Aenderung seines Entschlußes zu bewirken; und ihre Hoffnung ward nicht getäuscht.

Hundert Jahre und mehr giengen dahin, ohne daß sich die Regierung mit der Pflicht, Unglücksfällen, unter denen die Unterthanen unaufhörlich hatten seufzen müssen, vorzubauen, abgegeben hätte. Endlich wachten die Köpfe auf. Man entschloß sich 1763, einen Berg abzutragen, in den man bis dahin sich begnügt hatte, blos einige Aushöhlungen zu machen, und seitdem haben die Gewässer all den Ablauf bekommen, den die öffentliche Sicherheit verlangen konnte. Die Handlung

hat diese große Unternehmung für 4320000 Livres *) übernommen. Sie hat auch alles, was diese Unternehmung mehr kosten würde, selbst tragen, und wenn hingegen etwas erspart werden würde, der Schatzkammer diesen Vortheil überlassen wollen. Dieses großmüthige Anerbieten war auch keine blose Prahlerey. Es hat die Kaufleute, um ihrem Vaterland zu dienen, 1,890000 Liv. **) gekostet.

Man denkt auch auf andere Arbeiten. Der Entwurf, den großen See, der Mexiko umgiebt, auszutrocknen, scheint beschlossen zu seyn, und Kunstverständige verlangen 8,100000 Livres ***) um den neuen Entwurf glücklich auszuführen. Es ist viel. Allein was ist das Geld, wenn es um die Gesundheit der Luft, die Erhaltung der Menschen, die Vervielfältigung der Lebensbedürfnisse zu thun ist. Welches Gute werden Herren der Welt stiften, wie werden sie verehrt werden, wenn das Gold, das sie an einen übergroßen Pracht, an geitzige Günstlinge, an thörichte Einfälle verschwenden, zur Verbesserung ihres Reichs gewiedmet werden wird! Ein gesundes Spital, das mit Verstand erbaut ist, und gut verwaltet wird, die Aufhebung des Bettels, oder die Bestimmung der Armuth zur Arbeit; die Tilgung der Staatsschulden; eine mäßige und billig ausgetheilte Auflage; die Verbesserung der Gesetze, durch Verfertigung eines geraden und klaren Gesetzbuchs: solche Einrichtungen würden ihren Ruhm mehr erheben, als prächtige Palläste; als die Eroberung einer Provinz nach gewonnenen Schlachten; als alles Erz, aller Marmor, alle Aufschriften der Schmeicheley.

Wenn

*) Oder 1,980000 fl. **) 960625 fl. ***) 3,712000 fl.

Wenn der Hof von Madrid, der dieses besonders hoffen darf, für Mexiko das thut, was er sich vorgesetzt hat, so wird er bald sehen, daß diese berühmte Stadt der Sitz der Regierung, die Münzstadt, der Auffenthalt der grösten Eigenthümer, der Mittelpunkt aller wichtigen Geschäfte seyn wird; wird sehen, daß sie eine noch größre Schwungkraft erhalten, den von ihr abhängenden Provinzen den empfangenen Antrieb mittheilen, Thätigkeit dem Kunstfleiß und dem Geldumlauf innern Verkehr verschaffen, und durch eine nothwendige Folge den Verkehr mit auswärtigen ausdehnen oder vervielfältigen wird.

XXI.

Mexikos Verkehr mit den Philippinen.

Unter den Verbindungen, welche Mexiko durch das Südmeer unterhält, ist die mit den philippinischen Inseln getroffene die bekannteste.

Als der Hof von Madrid, dessen Ehrgeitz immer mehr und mehr durch sein Glück ausgebreitet ward, den Entwurf zu einem großen Pflanzort in Asien gemacht hatte, beschäftigte er sich ernstlich mit den Mitteln, denselben glücklich auszuführen. Dieses Vorhaben mußte große Schwierigkeiten finden. Die Reichthümer von Amerika rissen die Spanier, welche Lust hatten, ihr Vaterland zu verlassen, so gewaltig hin, daß es nicht möglich schien, sie dahin zu bringen, daß sie nach den Philippinen zögen, wenn man ihnen nicht gestattete, an jenen Schätzen Theil zu haben. Man entschloß sich zu diesem Opfer. Die entstehende Colonie ward berechtigt, alle Jahre

indische Waaren nach Amerika zu schicken, um selche allda gegen Metalle umzutauschen.

Diese unbegränzte Freyheit war von so beträchtlichen Folgen, daß sie den Neid des Hauptlandes erregte. Endlich beruhigte man die Gemüther dadurch in etwas, daß man einen Handel, den man für unermeßlich hielt, und der es auch in der That war, einschränkte. Was in der Folge noch erlaubt seyn sollte, wurde in 12000 gleich grosse Actien vertheilt. Jeder Hausvater bekam eine davon; die Personen aber, die in Aemtern standen, eine bestimmte Anzahl nach Verhältniß ihres Rangs. Die Klöster wurden, nach Verhältniß der Größe ihres Ansehens und der Meynung, die man von ihrer Nützlichkeit hatte, in dieser Einrichtung mit begriffen.

Die Schiffe, die anfangs von der Insel Cebu, und hernach von Lüeon absegelten, giengen in den ersten Zeiten nach Peru. Man entdeckte aber Passatwinde, die einen um die Hälfte kürzern Weg nach Mexiko zeigten; und dieser Handlungszweig wandte sich nach den Küsten hin, wo er auch beständig geblieben ist.

Man versendet alle Jahre aus dem Hafen von Manilla ein Schiff von ungefähr 2000 Tonnen. Nach den wirklichen Gesetzen, die aber oft abgeändert werden, sollte dieses Schiff nicht mehr als 4000 Ballen Waaren führen, und doch befrachtet man es wenigstens mit der doppelten Ladung. Die Bau- Ausrüstungs-, Seefahrtskosten, die immer unendlich beträchtlicher sind, als es seyn sollte, werden von der Regierung getragen, die statt aller Entschädigung nicht mehr als 75000 Piaster oder 405000 Livres *) für jedes Schiff empfängt.

Die

*) 185625 fl.

Die Abreise ist auf den Monat Julius festgesetzt. Nachdem sich die Gallione durch eine Menge immer hinderlicher, bisweilen gefährlicher Inseln und Klippen durchgearbeitet hat, nimmt sie ihren Weg gegen Norden bis gegen den dreyßigsten Grad der Breite hin. Da fangen Passatwinde zu herrschen an, die sie nach dem Ort ihrer Bestimmung hinbringen. Man glaubt fast allgemein, daß wenn sie noch weiter hinauf segelte, würde sie noch stärkere und regelmäßigere Winde antreffen, die ihren Lauf sehr beschleunigen würden; allein es ist ihren Anführern bey den schwersten Strafen verbotten, sich von der ihnen vorgezeichneten Linie zu entfernen.

Dieses ist ohne Zweifel die Ursache, welche seit zwey Jahrhunderten die Spanier verhindert hat, in einem Meer, das aufgeklärtern oder weniger bedächtlichen Nationen so viele Gegenstände der Belehrung und des Nutzens dargebotten hätte, nicht die mindeste Entdeckung zu machen. Die Reise dauert sechs Monate, weil das Schiff mit Equipage und Waaren überladen ist, und weil seine Führer furchtsame Seefahrer sind, welche des Nachts sehr selten die Segel ausspannen, und oft ohne alle Noth gar einziehen.

Der Hafen von Acapulco, wo das Schiff anlangt, hat zwey Mündungen, die durch eine kleine Insel von einander getrennt sind. Man läuft des Tages mit einem Seewinde hinein, so wie man des Nachts mit einem Landwinde herausläuft. Ein schlechtes Castell, 50 Soldaten, 42 Kanonen und 32 Artilleristen machen seine Vertheidigung aus. Er ist so groß, als sicher und bequem. Das Becken, das diesen schönen Hafen bildet, ist von hohen und so dürren Bergen umgeben, daß sogar kein Wasser

an denselben zu finden ist. Man athmet da eine brennende, schwere, ungesunde Luft, an welche sich niemand gewöhnen kann, als 400 Familien Chineser, Mulatten und Neger, welche drey Compagnien Militz ausmachen. Diese wenigen und unglücklichen Einwohner werden, wenn die Gallione von Mexiko ankömmt, zahlreicher; denn diese bringt Handelsleute aus allen Provinzen mit, die ihr Silber und Cochenillen gegen die Gewürze, die Nesseltücher, das Porcellan, die gemahlte Leinwand, die seidnen Zeuge, die Spezereyen und die Goldschmiedsarbeiten von Asien vertauschen.

Auf diesem Markt wird der in der alten Welt verwegenerweise angefangene Schleichhandel in der neuen Welt eben so keck vollbracht. Die Gesetze haben den Verkauf auf 2,700000 Livres *) eingeschränkt, der aber 10,800000 Livres **) übersteigt. Alles aus diesem Umsatz herrührende Silber sollte der Regierung zehen fürs hundert bezahlen; aber die falschen Angaben entziehen ihr drey Viertel von den Einkünften, die ihr die Zollhäuser einbringen sollten.

Nach einem Aufenthalt von ungefähr drey Monaten geht die Gallione mit einigen zur Ergänzung der Besatzung von Manilla bestimmten Infanteriekompagnien wieder nach den Philippinen. Auf ihrer Ueberfahrt wurde sie von den Engländern dreymal aufgefangen. Cavendish bemächtigte sich ihrer im Jahr 1587, Rogers 1709 und Anson 1742. Von ihren Reichthümern bleibt der wenigste Theil in der Colonie. Der Ueberrest wird unter die Nationen, welche zu ihrer Ladung beygetragen haben, vertheilt.

Der

*) 1,237500 fl. **) 4,950000 fl.

Der unermeßliche Raum, den die Gallionen zu durchlaufen haben, machte das Verlangen nach einem Hafen rege, wo sie ausgebessert werden, und Erfrischungen bekommen könnten. Man fand auch einen auf dem Weg von Acapulco nach den Philippinen in dem unter dem Namen der marianischen Inseln bekannten Archipelagus.

XXII.

Beschreibung der marianischen Inseln. Die daselbst gefundenen Sonderheiten.

Diese Inseln bilden eine Kette, die sich vom dreyzehnten bis zum zwey und zwanzigsten Grad erstreckt. Verschiedene sind bloße Klippen; aber neun zählt man, die einige Größe haben. Da zeigt die reiche und schöne Natur ein ewiges Grün, Blumen von einem ausgesuchten Geruch, Crystallwasser, die Wasserfälle vorstellen, Bäume mit Blüthen und Früchten zu gleicher Zeit, mahlerische Gegenden, welche die Kunst niemals wird nachahmen können.

In diesem im heißen Erdgürtel gelegenen Inselmeer ist die Luft rein, der Himmel heiter, und das Clima ziemlich gemäßigt.

Man traf ehemals zahlreiche Nationen darauf an. Keine Anzeige aber ist vorhanden, woher sie gekommen sind. Ohne Zweifel wurden sie durch Ungewitter auf diese Küsten geworfen, aber das schon vor so langer Zeit, daß sie ihren Ursprung vergessen, und sich daher für die einzigen Bewohner der Welt gehalten haben.

Einige Gebräuche, die größtentheils denen der andern Wilden der Südsee gleichen, galten bey ihnen

men statt des Gottesdiensts, der Gesetze und der Regierung. Sie brachten ihre Tage in einer beständigen Trägheit dahin; und dieses Unglück oder diesen Vortheil haben sie den Bananen, den Cocosnüssen, vorzüglich aber dem Rima zu verdanken.

Der Rima, a) den einige Reisende unter dem Namen des Brodbaums angerühmt haben, ist den Kräuterkennern noch nicht vollkommen bekannt. b) Er ist ein Baum, dessen hoher und gerader Stamm sich an dem Gipfel in verschiedene Zweige theilt. Seine Blätter sind groß, stark und dick, stehen wechselsweise und tief im Rande an den Seiten. Die jüngsten Blätter sind von ihrer Entwicklung in eine Hülle eingeschlossen, welche abtrocknet, und bey ihrem Abfallen einen Ring um den Stamm zurückläßt. Sie geben, wie die übrigen Theile des Baums, einen sehr zähen, milchigen Saft. Aus dem Winkel der obern Blätter entspringt ein schwammiger Körper, welcher 6 Zoll lang, und ganz mit männlichen Blumen, die sehr dichte stehen, besetzt ist. Weiter unten findet man andere weibliche Blumenbüschel, deren Stempfel zu einer länglichen Beere wird, die einen Kern enthält. Diese Beere, die an einem gemeinschaftlichen Stengel stehen, sind sonahe beysammen, daß sie sich verwirren, und durch ihre Verbindung, eine sehr große und und 10 Zoll lange Frucht bilden, die auf ihrer O-

ber-

---

a) Artocarpus. L.

b) Itzt, da die Herren Forster, Thunberg und Rademacher eine genaue Beschreibung von selbigem geliefert haben, hinlänglich. Man sehe D. Panzers Beschreibung des ostindischen Brodbaums, welche auch in dem 10 Th. des linneischen Pflanzensystems, das Raspe in Nürnberg verlegt, eingerückt ist.

berfläche, dicke, kurze und stumpfe Knoten in Menge hat. Es scheint, daß es zwey Arten, oder Abänderungen des Brodbaums giebt. c) Der eine hat eine, innen markige Frucht, die voller guten, eßbaren Mandeln ist, welche die Gestalt und den Geschmack der Kastanien haben. Die Frucht der andern ist kleiner; sie enthält keine Mandeln, weil sie bey der vollkommenen Zeitigung der Frucht, unbefruchtet bleiben. Ihr Fleisch ist weich, süßlich und ungesund, nimmt man sie aber ein wenig vor der Zeitigung ab, so hat sie den Geschmack der Artischocken, und man kann sie wie Brod essen, welches ihr auch den Namen der Brodfrucht zu wege gebracht hat. Diejenigen, welche sie ein oder mehrere Jahre aufbehalten wollen, schneiden sie in Scheiben und troknen sie im Ofen, oder an der Sonne.

In der Geschichte der Marianen findet man drey Dinge, die bemerkenswerth seyn können.

Der Gebrauch des Feuers war ihnen gänzlich unbekannt. Keiner von den schröcklichen Vulkanen, deren zerstöhrende Spuren auf der Oberfläche des Erdballs unauslöschlich eingegraben sind; keine von den Lufterscheinungen, die oft unter allen Himmelsstrichen unvermuthet verzehrende Flammen erregen; keiner von den glücklichen Zufällen, die durch Reiben oder Zusammenstossen aus so vielen Körpern glänzende Funken hervorbringen; nichts von dem

als

---

c) Man kennt drey Arten des Brodbaums, nemlich Artocarpus incisa, den Brodbaum mit eingeschnittenen Blättern. Art. integrifolia, den mit ungetheilten Blättern, und Art. rotunda, den mit runder Frucht.

allem hatte den friedfertigen Bewohnern der Marianen den geringsten Begriff von einem andern Nationen so bekannten Element gegeben. Um sie damit bekannt zu machen, muste die Rache der an diesen wilden Küsten angelangten Spanier einige hundert Hütten verbrennen.

Dieser Gebrauch des Feuers aber war doch noch nicht hinlänglich, ihnen davon einen vortheilhaften Begriff beyzubringen, in ihnen das Verlangen nach desselben Wiederhervorbringung rege zu machen. Nun sahen sie es für ein Thier an, das sich ans Holz hängte, und sich davon nährte. Die, welche die Unbekanntschaft mit dieser Sache verleitet hatte, sich ihr zu nähern, brannten sich, und ihr Geschrey jagte den andern Schröcken ein, und sie wagten es nicht, solches anders als in der Ferne anzusehen. Sie fürchteten den Biß dieser wilden Bestie, die sie fähig hielten, sie blos durch die Heftigkeit ihrer Ausdünstung zu verwunden. Endlich erholsie sich stufenweise von ihrer Bestürzung; ihr Irrthum vergieng nach und nach; und sie gewöhnten sich endlich an eine kostbare Wohlthat, in deren unfürdenklichem Besitz alle andern bekannten Völker waren.

Ein andrer merkwürdiger Auftritt war die Uebermacht, welche das feinste Geschlecht über das stärkste auf den Marianen genommen hatte. Dieses gieng so weit, daß die Weiber in ihrem Haus eine unumschränkte Gewalt ausübten; daß man ohne ihre Einwilligung über nichts Anordnung treffen konnte, und daß hingegen sie freye Hände über alles hatten; daß man in keinem Fall, selbst dem einer öffentlich bekannten Untreue nicht bemächtigt war, die ihnen schuldige Hochachtung zu entziehen; daß

wenn

wenn sie hingegen selbst nur irgend urtheilten, ein Mann habe nicht genug Sanftmuth, Gefälligkeit und Unterwürfigkeit, ihnen erlaubt war, einen andern zu wählen; daß wenn sie sich für verrathen hielten, sie die Hütte des Treulosen plündern, seine Bäume umhauen, oder auch durch ihre Verwandten oder Gespielinnen diese Verheerungen verrichten lassen konnten.

Wie haben sich aber doch so seltsame Gewohnheiten einschleichen und einwurzeln können? Wenn man alten oder neuen Berichten Glauben zustellt, so waren in diesem Inselmeer die Männer schwarz, garstig, übelgestaltet; meistens hatten sie eine scheußliche Hautkrankheit, ungeachtet sie sich täglich badeten. Die Weiber hingegen hatten eine zimlich helle Farbe, regelmäßige Züge, ein gefälliges Aussehen, einige Annehmlichkeiten, Geschmack an Gesang und Tanzen. Ist es nun auffallend, daß sie mit so vielen Mitteln zu gefallen eine unumschränkte und unerschütterliche Gewalt erlangt haben? Was aber in der That was ausserordentliches ist, sind die Gegenden, und besonders wilde Gegenden, wo man unter beyden Geschlechtern einen so merkwürdigen Unterschied gefunden hat. Wird aber die Uebereinstimmung der Geschichtschreiber jemals die Zweifel ersticken, welche gegen so wenig wahrscheinliche Erzählung entstehen müssen?

Die vereinigten Zeugnisse so vieler Schriftsteller, als man will, können nicht mehr gelten, als ein so wohl bekanntes, allgemeines und beständiges Gesetz der Natur. Denn überall, die Marianen ausgenommen, hat man und muß man auch das Weib dem Mann unterwürfig angetroffen haben. Wenn man verlangt, daß ich diese Ausnahme zugebe, so muß

man

man sie durch eine andere unterstützen. Das ist, daß in dieser Gegend die Weiber den Vorzug vor den Männern nicht allein in Ansehung des Verstands, sondern auch in Ansehung der Stärke des Leibs gehabt haben. Wenn man mir nicht eine dieser Thatsachen versichert, so leugne ich die andere; wenigstens immer so lange, als nicht eine abergläubische Religionsmeynung ihre Personen geheiligt hat. Denn es giebt nichts, das nicht der Aberglauben entstellt, kein so abscheulicher Gebrauch, den er nicht aufstellt, keine Schandthat, zu der er nicht bewegt, kein Opfer, das er nicht erhält. Wenn er zum Menschen sagt, Gott will, du sollst dich verstümmeln, so wird er sich verstümmeln. Wenn er ihm sagt, Gott will, daß du deinen Sohn ermordest, so wird er ihn ermorden. Wenn er ihm auf den marianischen Inseln gesagt hat, Gott will, daß du vor deinem Weib kriechest, so wird er vor seinem Weib kriechen. Die Schönheit, die Fähigkeiten und die Geisteskräfte werden in allen wilden oder gesitteten Gegenden der Welt den Mann zu den Füßen eines Weibes hinwerffen; aber diese einigen Weibern eigene Vorzüge werden keineswegs eine allgemeine Tyranney des schwachen Geschlechts über das starke Geschlecht einführen. Der Mann befiehlt dem Weib, selbst in den Ländern, in denen das Weib der Nation befiehlt. Die Erscheinung auf den marianischen Inseln würde in der Geisterwelt das seyn, was das Gleichgewicht zwey ungleicher Gewichte, die an gleiche Arme des Hebels gehängt wären, in der Körperwelt seyn würde. Keine Art eines Ansehens kann uns dahin bringen, eine solche Abgeschmacktheit zu glauben. Aber, wird man sagen, wenn die Weiber diese Gewalt durch einige wichtige Dienste, deren Andenken sich verloren hat,

verdient haben? Gut, der Mann, der solche den ersten Tag mit Dank erkennt hat, wird den zweyten undankbar gewesen seyn.

Die dritte auf den Marianen merkwürdige Sache war ein Proß oder Kahn, dessen besondere Einrichtung jederzeit die Aufmerksamkeit der aufgeklärtesten Seefahrer auf sich gezogen hat.

Diese Völker bewohnten Inseln, die in beträchtlicher Weite von einander getrennt waren. Ob sie gleich weder Mittel noch Neigung zum Tauschen hatten, so wollten sie doch Verkehr mit einander haben. Sie erreichten ihren Endzweck durch Hülfe eines obgleich sehr kleinen aber ganz sichern Fahrzeugs; das ungeachtet seiner ganz einfachen Bauart zu allen Fahrten tauglich, und so leicht zu regieren war, daß drey Mann alle Arbeiten versehen konnten; das den Wind auf der Seite fängt, welches ein in diesen Gewässern nothwendiges Verdienst ist; das den in seiner Art einzigen Vorzug, hin und wieder herzufahren, ohne jemals das Schiff zu drehen, und nur durch Veränderung des Segels hat; von einem solchen schnellen Lauf ist, daß es in weniger als einer Stunde 12 oder 15 Meilen machte, und daß es bisweilen schneller gieng, als der Wind. Nach dem Geständnis aller Kenner ist dieses wegen seiner Leichtigkeit das fliegende genannte Proß das vollkommenste Fahrzeug, das jemals ausgedacht worden ist, und dessen Erfindung den Bewohnern der Marianen nicht bestritten werden kann, weil man desselben Gestalt auf keinem Meer der Welt gefunden hat.

Wenn es angienge, über das Genie einer Nation wegen einer einzelnen Kunst den Ausspruch zu thun, so müßte man von diesen Wilden, die mit groben

Werkzeugen und ohne die Hülfe des Feuers auf dem Meer Sachen durchgesetzt haben, welche vervielfältigte Mittel den aufgeklärtesten Nationen nicht haben verschaffen können, die gröste Meinuug hegen. Allein um ein gründliches Urtheil zu fällen, müßte man andere Beweise als blos ein Talent, das der Zufall ihnen verschaft haben kann, vor sich haben; und diese Proben sind in keiner Geschichte aufgezeichnet.

Die marianischen Inseln wurden 1521 durch Magellan entdeckt. Dieser berühmte Seefahrer nannte sie die larronischen (Diebs) Inseln, weil ihre wilden Bewohner, die von dem im Stand der Natur ganz unbekannten Eigenthumsrecht nicht den mindesten Begrif hatten, auf seinen Schiffen einige Kleinigkeiten, die ihre Neugierde in Versuchung setzten, wegnahmen. Lange Zeit versäumte man es, in diesem Inselmeer, wo es freylich keine von den reichen Bergwerken gabe, die damals die Spanier so sehr anfeuerten, Besitzungen anzulegen. Erst im Jahr 1688 setzten die Schiffe, welche daselbst auf ihrem Weg von Mexiko nach Ostindien zu ihrer Erfrischung einliefen, einige Bekehrer daselbst aus. Zehen Jahre nachher urtheilte der Hof von Madrid, daß der Weg der Ueberredung ihm nicht genug Unterthanen verschafte, und er unterstützte durch Soldaten die Predigten seiner Apostel.

Einsamlebende Wilde, die ein roher Naturtrieb leitete; denen selbst der Bogen und Pfeil unbekannt waren; die zu ihrer ganzen Vertheidignng nichts als grosse Prügel hatten; diese Wilden konnten den europäischen Waffen und Truppen keinen Widerstand thun. Inzwischen liessen sie sich meistentheils viel eher umbringen, als daß sie sich unterwarfen. Eine

große

große Anzahl wurde das Opfer der schändlichen Krankheiten, welche ihre unmenschlichen Ueberwinder ihnen mitgebracht haben. Die, welche auch allen diesen Unfällen entgiengen, faßten den verzweiflungsvollen Entschluß, ihren Weibern die Leibesfrucht abzutreiben, um ihre Kinder nicht als Sklaven hinter sich zu lassen. Die Volksmenge nahm im ganzen Inselmeer dergestalt ab, daß man vor 20 oder 30 Jahren den schwachen Ueberrest derselben in der einigen Insel Guam sammeln mußte.

Diese hat einen Umfang von 40 Meilen. Ihr Hafen, der auf der westlichen Seite gelegen ist, und den eine Schanze von 8 Kanonen vertheidigt, wird auf einer Seite durch eine auf zwey Meilen ins Meer ragende Erdzunge, und auf der andern Seite durch eine Klippe vom nemlichen Umfang die ihn fast ringsum umgiebt, gebildet. Vier Schiffe können daselbst Anker werfen, und sind gegen alle Winde, den Westwind ausgenommen, der aber in diesen Gewässern niemals heftig bläßt, gesichert.

Vier Meilen von der Rhede an den Ufern des Meers in einer glücklichen Lage erhebt sich der angenehme Flecken Agana. In diesem Hauptort der Colonie und in 21 kleinen Dörfern, die auf der Insel herum zerstreut liegen, leben 1500 Einwohner, die unglücklichen Ueberbleibsel eines ehemals zahlreichen Volks vertheilt.

Das innere Land von Guam dient den Ziegen, Schweinen, Ochsen und Geflügel, welche zur Zeit der Eroberung die Spanier dahin brachten, und die seitdem wild geworden sind, zum Auffenthalt. Diese Thiere, die man schiessen oder in Schlingen fangen muß, machten die Hauptnahrung der Indianer und

ihrer Unterdrücker aus, als sich die Gestalt der Dinge auf einmal änderte.

Ein thätiger, menschenfreundlicher aufgeklärter Mann hat endlich eingesehen, daß die Bevölkerung nicht eher zunehmen, ja sogar noch abnehmen würde, bis es ihm gelänge, auf seiner Insel den Ackerbau einzuführen. Diese erhabene Vorstellung hat ihn selbst zum Ackersmann gemacht. Nach seinem Beyspiel haben die Landseingebohrnen die Erde, deren Eigenthum er ihnen zugesichert hatte, aufgerissen. Ihre Felder sind mit Reis, Cacao, Mais, Zucker, Indigo, Baumwolle, Baumfrüchten, Gemüßen bedeckt, über deren Nutzen man sie ein oder zwey Jahrhunderte hindurch in der Unwissenheit ließ. Durch den glücklichen Erfolg hat ihre Gelehrigkeit zugenommen. Diese Kinder einer rohen Natur, in der die Tyranney und der Aberglaube den Menschen aufs äusserste erniedrigt, haben in Werkstätten sich auf einige Künste von der ersten Nothwendigkeit gelegt, und die zu ihrem Unterricht eröfneten Schulen ohne zu großes Widerstreben besucht. Ihr Genuß hat sich mit ihren Arbeiten vermehrt; und sie sind endlich in einem der besten Länder von der Welt glücklich gewesen. So wahr ist also, daß nichts ist, bey dem man nicht mit Sanftmuth und durch Wohlwollen zum Zweck käme, da diese Tugenden die Gefühl der Rache selbst in der Seele des Wilden unterdrücken können.

Diese unverhofte Veränderung war das Werk des Herrn Tobias gewesen, der noch im Jahr 1772 die Marianen regierte. Möchte dieser tugendhafte und hochachtungswürdige Spanier noch einst das, was seine Glückseligkeit vollkommen machen würde, nemlich den Trost erlangen, daß der starke Hang seiner lie-

ben Kinder für den Cocoswein vermindert und ihr Geschmack an der Arbeit vermehrt würde.

Wenn von Anfang her die Spanier so vernünftig zu Werk gegangen wären, als der weise Tobias, so würden die Marianen schon gesittet und angebaut seyn. Dieser doppelte Vortheil würde diesem Inselmeer eine Sicherheit verschaft haben, die es sich von einer auf Guam zusammen gezogenen Besatzung von 150 Mann nicht versprechen kann.

Die Eroberer würden wegen ihrer Besitzungen haben ruhig seyn, und sich dem Entdeckungsgeschäft, das damals das herrschende Lieblingsgeschäft der Nation war, überlassen können. Durch die Geschicklichkeit ihrer neuen Unterthanen in der Schifahrt unterstützt würde ihre Thätigkeit die nützlichen Künste und den gesellschaftlichen Geist auf den zahlreichen Inseln, die das stille Meere bedecken, und auch noch weiter emporgebracht und befördert haben. Die Welt wäre so zu reden, durch so rühmliche Arbeiten vergrößert worden. Ohne Zweifel hätten alle handelnden Nationen mit der Zeit einigen Nutzen aus dem mit diesen bis dahin unbekannten Gegenden eröffneten Verkehr gezogen, da es unmöglich ist, daß ein Volk sich bereichere, ohne daß die andern an seinem Wohlstand Theil nehmen: der Hof von Madrid aber würde die Erzeugnisse seiner neuen Besitzungen viel eher und unverrückter genossen haben. Wenn wir uns nicht trügen, würde dieses für Spanien besser seyn, als eine Einrichtung, welche die Marianen nöthigt, den Gallionen, welche von Mexiko nach den Philippinen zurückgehen, Erfrischungen zu liefern, so wie es Californien denen, welche von den Philippinen nach Mexiko gehen, thut.

XXIII.

Californiens ehemaliger und gegenwärtiger Zustand.

Californien ist eigentlich eine lange Erdspitze, die aus den mitternächtlichen Theilen von Amerika hervorspringt, und zwischen Osten und Süden bis an die brennende Zone hervorragt. An beyden Seiten wird sie von dem stillen Meer begränzt. Der bekannte Theil dieser Halbinsel hält 300 Meilen in der Länge, gegen 10, 20, 30 auch 40 in der Breite.

Unmöglich kann in einer so großen Strecke die Beschaffenheit des Bodens und der Luft überall einerley seyn. Man kann inzwischen doch sagen, daß überhaupt genommen das Klima daselbst übermäßig trocken und heiß, der Boden nackend, steinig, bergig, sandig und folglich unfruchtbar, und zum Ackerbau und der Viehzucht untauglich ist. Unter der geringen Anzahl von Bäumen, die man da findet, ist der nützlichste der Pita haya, dessen Früchte die Hauptnahrung der Californier ausmachen.

Sie ist eine Art Fackeldistel d), welche, wie die andern ohne Blätter ist. Ihre Stengel sind gerade, haben Rinnen, und sind an den Seiten mit Stacheln besetzt, es entspringen aus ihnen unmittelbar weiße Blumen, die denjenigen gleich sind, die aus der Opuntie kommen, auf welcher die Cochenille lebt, sie sind aber viel länger. Die Früchte, welche auf diese Blumen folgen, haben auf ihrer Oberfläche Erhabenheiten, welche durch die Schuppen des bleibenden

d) Cactus pitajaya. L.

benden Kelchs entstehen. Sie sind von der Größe eines Hünnereyes, von außen roth, und von innen voll eines weißen Marks, das sehr gut zu essen, süßer und angenehmer als dasjenige der gemeinen Feigen ist. Man findet in diesem Mark kleine schwarze und glänzende Saamen.

Das Meer, welches reicher ist, als die Erde, liefert Fische von allen Arten in der größten Menge, und von dem vortrefflichsten Geschmack. Aber was den californischen Meerbusen noch merkwürdiger macht, sind die Perlen *), die zur günstigen Jahrszeit aus verschiedenen Provinzen von Mexiko gierige Leute, denen man auferlegt hat, der Regierung den fünften Theil ihrer Fischerey abzuliefern, herbeyziehen.

Die Californier sind wohl gestaltet und sehr stark. Eine entsetzliche Kleinmüthigkeit, Unbeständigkeit, Faulheit, äußerste Dummheit, und sogar Unempfindlichkeit machen ihre Gemüthsart aus. Es sind Kinder, bey denen die Vernunft noch nicht zur Reife gekommen ist. Sie sind dunkler von Farbe, als die Mexikaner. Dieser Unterschied beweiset, daß das gesittete gesellschaftliche Leben gänzlich die Ordnung und die Gesetze der Natur umstößt oder verändert; da man unter der gemäßigten Zone ein wildes Volk gefunden hat, das schwärzer ist, als die gesitteten Nationen unter der brennenden Zone.

Ehe man zu den Californiern hingekommen war, hatten sie gar keine Religionsgebräuche; und ihre Regierungsform war so, wie man es von ihrer Un-

*) Die Perlenfischerey ist eben nicht so beträchtlich, da das der Krone gehörige Fünftel auf fünf Jahre lang für 800 Piaster oder gegen 2000 fl. verpachtet worden ist.

wissenheit erwarten mußte. Jede Nation war eine gewiße, mehr oder minder große Anzahl zusammen gebauter Hütten, die alle unter sich durch Verwandschaft verbunden waren, aber keinen Anführer hatten. Selbst der kindliche Gehorsam war nicht einmal da bekannt, ob dieses Gefühl gleich im Stand der Natur, wo nicht lebhafter, wenigstens doch reiner ist, als in dem gesellschaftlichen.

Wirklich erwarten die jungen Wilden alle die Hülfe, welche eine ordentlich eingerichtete Policey bey allen Nationen den Einzelnen versichert, allein von ihrem Vater. Er sorgt für ihren Unterhalt, so lange sie Kinder sind; er wacht für ihre Sicherheit. Wie sollten sie nicht sein Wohlwollen sich eigen zu machen suchen? Wie sollten sie nicht alles, was ihnen seine Unterstützung entzöge, sorgfältig zu vermeiden suchen?

Eine unverlangte Hochachtung kann bey Kindern, die eine thierische Gewohnheit noch mehr, als das Bedürfniß immer wieder nach der Hütte zurückführt, in der sie gebohren sind, und von der sie sich niemals weit entfernen, nicht statt haben. Die Trennungen, welche unter uns die Erziehung, der Kunstfleiß, die Handlung so oft veranlassen, und bey welchen die Bande der Verwandschaft von ihrer Festigkeit nachlassen müssen, kennen die Wilden nicht. Sie verbleiben an der Seite dessen, der ihnen das Daseyn gegeben hat, so lange er lebt. Nichts wird ihnen gebieterisch befohlen. Nichts kann freyer seyn, als der kleine Wilde. Sogleich bey seiner Geburt ist er der väterlichen Gewalt entlassen, er geht, kömmt, geht wieder, kömmt wieder, schläft anderswo, ohne daß man ihn fragt, was er gethan hat, was er geworden ist. Niemals würde man sich der Familiengewalt bedienen, um

ihn zurückzubringen, wenn es ihm gefällt, zu verschwinden. Nichts ist in den Städten so gemein, als schlechte Väter. Mitten in den Wäldern aber giebts keine. Je vermögender die Gesellschaften sind, und je größer die Pracht ist, destoweniger wird der Stimme des Geblüts Gehör gegeben. Was soll ich sagen? Die Strenge unsrer Erziehung, ihre Verschiedenheit, ihre Dauer, ihre Ermüdungen entfernen die Zärtlichkeit unsrer Kinder. Nur die Erfahrung söhnt sie mit uns wieder aus. Wir müssen lange Zeit auf die Erkenntlichkeit für unsre Sorgen, und das Vergessen unsrer Verweise warten. Der Wilde hört so was niemals aus dem Mund seiner Eltern. Niemals ist er gezüchtiget worden. Wenn er gelernt hat, das Thier, von dem er sich künftig zu ernähren hat, zu erlegen, so hat er fast nichts weiters zu erlernen. Da seine Leidenschaften natürlich sind, so stillt er solche, ohne das Auge der Seinigen zu scheuen. Tausend Beweggründe nöthigen unsre Eltern, sich den unsrigen zu widersetzen. Glaubt man wohl, daß es unter uns keine Kinder gebe, welche nicht bey dem Verlangen, bald ein großes Vermögen zu besitzen, das Leben ihrer Eltern zu lange finden? Ich wollte, ich könnte mich überreden. Das Herz des Wilden aber, dem sein Vater nichts zu hinterlassen hat, kennt diese Art des Vatermords nicht.

In unsern Häusern schwatzen die alten Eltern nach dem Urtheil ihrer Kinder albern daher. In der Hütte des Wilden geht es nicht so zu. Da redt man wenig, und hat von der Klugheit der Väter eine hohe Meinung. Ihr Unterricht ersetzt die mangelhaften Beobachtungen über die Spuren der Thiere, über die wildpretreichen Wälder, über die gelegenste Jagd-

und

und Fischenszeit. Erzählt der Alte einige besondere Umstände von seinen Kriegen oder seinen Reisen; bringt er die von ihm mitgelieferten Schlachten, die ausgestandenen Gefahren, die vermiedene Fallstricke in Rückerinnerung, erhebt er sich zur Erklärung der gewöhnlichsten Erscheinungen der Natur, zeigt er ihnen am Abend in einer sternvollen Nacht beym Eingang in seine Hütte den Lauf der Gestirne, die über ihren Köpfen glänzen, nach seinen eingeschränkten Kenntnissen, so wird er bewundert. Ueberfällt sie ein Ungewitter, eine Veränderung auf der Erde, in der Luft, im Wasser, eine angenehme oder betrübte Begebenheit, so schreyen alle, unser Vater hat es uns vorausgesagt, und die Unterwerfung unter seine Rathschläge, die Verehrung für seine Person wird dadurch größer. Nähert er sich den letzten Augenblicken seines Lebens, so mahlen sich die Unruhe und der Schmerz auf ihren Gesichtern, die Thränen fließen bey seinem Tod, und ein langes Stillschweigen herrscht um sein Lager. Man legt ihn in die Erde, und seine Grabschrift wird geheiligt! Man hält ihm jährliche Ehrenfeste; und in allen wichtigen oder zweifelhaften Umständen geht man hin, um seine Asche um Rath zu fragen. Ach die Kinder unter uns überlassen sich so vielen Zerstreuungen, über denen die Eltern so schnell vergessen werden! Nicht immer zog ich den Stand der Wildheit dem gesitteten Stand vor. Dieses ist eine von mir schon mehr als einmal geschehene Verwahrung. Aber je mehr ich es überlege, je mehr scheint mir vom Stand der rohesten Natur bis zum gesittesten Staat alles, Laster und Tugenden, physische Wohlthaten und Uebel sich gegen einander aufzuheben. Im Wald, wie in der Gesellschaft kann das Glück eines Einzelnen

grö-

größer oder kleiner seyn, als das eines andern Einzelnen: aber ich nehme an, daß die Natur jedem beträchtlichen Theil des Menschengeschlechts Schranken gesetzt hat, über die hinaus ungefähr eben so viel zu verlieren, als zu gewinnen ist.

Mexiko war nicht sobald bezwungen, und die Ruhe darinn hergestellt, als Cortez das Vorhaben faßte, auch Californien zu erobern. Er selbst nahm diesen Zug im Jahr 1526 über sich, allein er fiel nicht glücklich aus. Die darauf schnell hinter einander während zwey Jahrhunderten erfolgten Züge hatten das nemliche Schicksal, Privatleute mochten die Kosten derselben auf sich genommen haben, oder aber die Regierung selbst; und diese Fortdauer des Unglücks ist unerklärlich.

Die Gewohnheit, die Aussichten, die Plane, die Karten der Oerter, die man durchlief, aufzunehmen, war damals nicht sehr gewöhnlich. Wenn ein Abentheurer, der gescheider und arbeitsamer war, als seine Kameraden, eine Beschreibung seiner Reise niederschrieb, so wurde solche selten in die Staatsarchive niedergelegt. That man es auch, so wurde sie im Staub begraben und vergessen. Drucken würde diesem Fehler abgeholfen haben, allein die Furcht, die Ausländer möchten von dem, was man vor ihnen zu verbergen für wichtig hielt, unterrichtet werden, machte, daß man dieses Verbreitungsmittel verwarf. Auf solche Weise erlangten die Unterthanen keine Erfahrung. Die Abgeschmacktheiten erhielten sich beständig; und die letzten Unternehmer strandeten durch die nemliche Fehler, welche die ersten an einem glücklichen Erfolg verhindert hatten.

Man hatte der Eroberung von Californien gänzlich entsagt, als die Jesuiten im Jahr 1697 verlang

langten, daß ihnen erlaubt seyn möchte, es zu unternehmen. Sobald sie die Einwilligung der Regierung erhalten hatten, fiengen sie an, an der Ausführung eines Gesetzgebungsplans zu arbeiten, den sie nach genauen Kenntnissen der Beschaffenheit des Bodens, der Gemüthsart der Einwohner und des Einflusses des Klimas entworfen hatten. Der Schwärmergeist war dabey nicht ihr Führer. Sie kamen zu den Wilden, die sie gesittet machen wollten, mit Seltenheiten, die zu ihrer Belustigung dienen, mit Getraide, wovon sie sich nähren, und mit Kleidungsstücken, die ihnen gefallen konnten. Der Haß dieser Völker für den spanischen Namen widerstand diesen Zeichen von Wohlwollen nicht. Sie erwiederten solche, so gut ihre wenige Empfindlichkeit und ihre Unbeständigkeit es erlaubte. Diese Fehler wurden durch ihre geistlichen Gesetzgeber, die ihrem Vorhaben mit dem ihrer Gesellschaft eignen Eifer und Hartnäckigkeit nachgiengen, zum Theil gebessert. Sie wurden Zimmerleute, Maurer, Leinweber, Ackersleute, und dadurch brachten sie es so weit, diesen wilden Völkern die Kenntniß, und einigermaßen den Geschmack der ersten Künste beyzubringen. Man hat sie alle nach und nach zusammen gebracht. Im Jahr 1745 machten sie 43 von einander durch den unfruchtbaren Boden und den Mangel an Wasser getrennte Dörfer aus.

Der Unterhalt der Dorfschaften beruht auf dem europäischen Korn und Gemüß, das man bauet, und auf den europäischen Früchten und Hausthieren, die man immer zu vermehren sucht. Die Indier haben all ihr Feld und das Eigenthum von dem, was sie erndten; aber ihr Mangel an Vorsicht ist so groß,

daß

daß sie in einem Tage das verschleuderten, was sie geerndtet hätten, wenn ihr Missionar es nicht über sich nähme, es ihnen zur rechten Zeit auszutheilen. Sie verfertigen schon einige grobe Zeuge. Was ihnen noch mangeln dürfte, wird mit Perlen erkauft, die sie im Meerbusen fischen, mit Wein, der dem Maderawein ziemlich gleich kömmt; sie verkaufen ihn nach Neuspanien und an die Gallionen, und die Erfahrung hat gelehrt, daß es höchst nöthig sey, ihnen den Gebrauch desselben zu untersagen.

Ein Dutzend ganz einfältiger Gesetze sind hinreichend, diesen werdenden Staat zu beherrschen. Der Missionar wählt, um auf ihrer Beobachtung zu halten, den gescheidesten Menschen im Dorf, und dieser kann Stäupen und Gefängnißstrafe auferlegen; welches aber auch die einzigen bekannten Züchtigungen sind.

Zu viele grausame und verheerende Auftritte haben bisher unsern Anblick betrübt, als daß es uns nicht erlaubt seyn sollte, solchen einen Augenblick auf Unternehmungen, welche die Menschlichkeit eingeflößt, und das Wolhwollen geleitet hat, zu lenken. Alle andre Eroberungen sind durch die Waffen gemacht worden. Wir haben nichts gesehen, als Menschen, die Menschen erwürgten, oder die selbige in Fesseln schlugen. Die von uns durchgegangenen Gegenden sind nach und nach eben so viele Schauplätze der Treulosigkeit, der Rohheit, der Verrätherey, des Geitzes und aller Laster geworden, zu welchen man durch die Vereinigung und Heftigkeit zügelloser Leidenschaften verleitet wird. Unsere unaufhörlich in Blut eingetauchte Feder hat nur blutige Linien gezogen. Die Gegend, in die wir jetzt eingetretten sind, ist die einzige, welche die Vernunft erobert hat. Laßt uns

nie-

niedersitzen und verschnaufen! Der Anblick der Unschuld und des Friedens zerstreue die traurigen Vorstellungen, mit denen wir bisher umlagert gewesen sind, und tröste unsre Seele wegen dem schmerzlichen Gefühle, die sie beständig unterdrückt, beschimpft, zerrissen haben. Ach dieses neue Vergnügen, das ich erfahre, wird nicht zu lange dauern, ohne daß es mir mißgönnt wird. Leser, bald werden diese großen Catastrophen, welche diesen Erdball umkehren, und deren Gemählde euch wegen ihrer mächtigen Erschütterungen, die ihr davon empfangt, und wegen der halb angenehmen, halb bittern Thränen, die sie euch aus euern Augen ablocken, die Folge dieser beweinenswürdigen Jahrbücher besudeln. Seyd ihr boßhaft? Seyd ihr gut? Wenn ihr gut seyd, werdet ihr, so scheint es mir, die Erzählung der Unglücksfälle nicht vernehmen wollen; seyd ihr aber boßhaft, so werdet ihr solche hören, ohne zu weinen. Inzwischen weinet ihr. Ihr wollt glücklich seyn, und das ist doch Unglück, von dem man euch unterhalten muß, um euch zu interessiren. Ich glaube davon den Grund zu entdecken. Die Plagen der andern trösten euch wegen der eurigen, und die Achtung gegen euch selbst wächst durch das Mitleiden, das ihr ihnen schenket.

In ganz Californien sind nur zwey Besatzungen, jede von 30 Mann, und ein Soldat bey jedem Missionar. Diese Truppen wurden von den Gesetzgebern gewählt, und standen unter ihren Befehlen, ob sie gleich von der Regierung besoldet wurden. Der Hof von Madrid hatte nicht geglaubt, daß eine Ungelegenheit dabey seyn könnte, diese schwachen Mittel in Händen zu lassen, die sich sein Vertrauen erworben hatten; und man hat ihm

bewie-

bewiesen, daß es das einzige Mittel sey, seine neuen Unterthanen vor dem Druck zu schützen.

So waren die Sachen beschaffen, als im Jahr 1767 der Hof von Madrid die Jesuiten aus Californien jagte, so wie er sie aus seinen andern Provinzen vertrieb. Diese Bekehrer hatten den Plan entworfen, ihre Arbeiten über die beiden Ufer des Meeres bis an die Gebirgskette, welche Californien mit Neuspanien verbindet, zu erstrecken. Sie wollten das Reich in Aufnahme bringen, dessen Unterthanen sie bis auf einen Grad der Macht brachten, der ihnen die Schiffahrt der Russen und die Entdeckung der von den Engländern seit so langer Zeit in Nordwest gesuchten Straße mit ruhigem Blick anzusehen erlaubte. Das spanische Ministerium aber ist so weit entfernt gewesen, diese Entwürfe fahren zu lassen, daß es vielmehr, wie man sagt, denselben eine noch größre Ausdehnung gegeben hat. Beide Welttheile müssen solche bald ausgeführt sehen, wenn anders nicht unvorgesehene Ereignisse unübersteigliche Hindernisse in Weeg gelegt haben.

Unterdessen bis Spanien sich diesen weitläufigen Aussichten überläßt, dient Californien den Schiffen, die von den Philippinen nach Mexiko segeln, zum Ablager. Das Vorgebirge San-Lucas, welches die mittäglichste Spitze der Halbinsel ausmacht, ist der Ort, wo sie ankern. Sie finden da einen guten Hafen, Erfrischungen und Zeichen, die ihnen Nachricht geben, ob sich irgend ein Feind in diesen für sie gefährlichen Gewässern hat sehen lassen. Im Jahr 1734 langte die Gallione da zum erstenmal an. Ihre Befehle und ihre Bedürfnisse haben gemacht, daß sie seitdem immer wieder hingekommen ist.

Das durch alle europäische Regierungen angenommene System, die Kolonien immer in der strengsten Abhängigkeit vom Hauptland zu erhalten, hat vielen spanischen Staatskundigen den Verkehr zwischen Mexiko und Asien sehr verdächtig gemacht. Weit entfert wie sie zu denken, wollte Alberoni dieser Schiffahrt eine unumschränkte Freyheit verschaffen. Es schien ihm sehr weißlich, beide Amerika durch Ostindien kleiden zu lassen. Die Kolonisten, sagte er, würden angenehmer, wohlfeiler, und auf eine der Himmelsluft angemeßnere Art gekleidet seyn. Die europäischen Kriege würden sie nicht in Gefahr setzen, öfters an den Hauptbedürfnissen Mangel zu leiden. Sie wären reicher, ihrem Vaterland ergebener, besser im Stande, sich gegen die Feinde zu vertheidigen, die ihnen jenes zuzieht. Diese Feinde selbst würden nicht so furchtbar mehr seyn, weil sie nach und nach die Kräfte verlören, die sie aus den Lieferungen nach Mexiko und Peru erhalten. Endlich würde Spanien keinen Verlust an seinen Einkünften, wenn es von den indischen Waaren eben die Abgabe erhöbe, die es sich von denjenigen bezahlen läßt, welche ihm seine Mitwerber liefern, leiden. Ja es könnte so gar, wenn es die Noth erforderte, von den Kolonien einen Beystand erhalten, den sie jetzt weder den Willen noch das Vermögen haben ihm zu geben.

Die Absichten dieses kühnen und unternehmenden Ministers erstreckten sich noch weiter. Er wollte, daß selbst das Hauptland mit dem Orient durch den Weg seiner amerikanischen Colonien in unermeßliche Verbindungen käme. Nach seiner Meinung konnten die Philippinen, welche bis dahin der Thätigkeit der europäischen oder asiatischen Nationen, die ihnen

Waa-

Waaren oder Erzeugnisse zuführten, einen so entsetzlichen Tribut bezahlt hatten, solche auf ihren eigenen Schiffen und aus der ersten Hand holen. Wenn die Bewohner dieser Inseln die nemliche Menge Metalle liefern könnten, als ihre Mitwerber, so würden sie besser einkaufen, weil diese gerade zu von Amerika kommenden Metalle weniger Kosten verursacht haben würden, als die, welche man vorher in unsere Gegenden führen muß, ehe man sie nach Ostindien verschickt. Die zu Manilla eingeschifften Waaren würden auf einem ruhigen Meer in einer sehr geraden Linie und mit den nemlichen Winden nach Panama gelangen. Vermittelst eines sehr kurzen, seit langer Zeit von der Handlung nachgesuchten Kanals würden hierauf die Waaren an die Mündung des Chagra leicht gebracht und dort nach Europa geladen werden können.

Alberoni sahe wohl voraus, daß die Mächte, deren Vortheilen und Handelsgeist diese Einrichtung Schaden zufügen würde, solche zu hintertreiben suchen würden: allein er glaubte im Stand zu seyn, ihrem Zorn in den europäischen Gewässern zu trotzen, und bereits hatte er Befehl gegeben, daß man die Küsten und Seehäfen der Südsee in solchen Stand stellen sollte, daß sie von den schon abgematteten Geschwadern, die sie angreifen könnten, nichts zu befürchten hätten.

Diese Entwürfe fanden bey vielen Beyfall. In den Augen der für Alberoni Eifrigen, und deren gab es viele, waren dieses erhabne Bemühungen eines mächtigen Genies zum Besten und zur Ehre der Monarchie, die er aus ihrem Nichts heraus hob. Andre in noch größrer Anzahl sahen in diesen so großen Scheinentwürfen nichts, als Anfälle einer

unregelmäßigen Einbildungskraft, die sich die Hülfsquellen eines ruinirten Staats größer vorstellte, und sich versprach, den Handel der ganzen Welt einer Nation in die Hand zu spielen, die seit zwey Jahrhunderten bis zur Unmöglichkeit, den ihrigen zu betreiben, herunter gebracht war. Die Ungnade dieses ausserordentlichen Mannes stillte die Gährung, welche er in beyden Welttheilen erregt hatte. Die Verbindungen der Philippinen mit Mexiko daurten auf dem alten Fuß fort, so wie jene, welche diese große Provinz mit Peru durch die Südsee unterhielt.

XXIV.

Verkehr von Mexiko mit Peru und Spanien über Guatimala.

Die mexikanischen Küsten sind nicht von der Beschaffenheit, wie die von Peru, wo wegen der Nachbarschaft und Höhe der Cordilleras ein ewiger Frühling, regelmäßige und sanfte Winde herrschen. Sobald man über die Linie auf der Höhe von Panama hinausgekommen ist, und da die Verbindung des östlichen Dunstkreises mit dem westlichen durch diese ungeheure Gebirgskette nicht mehr unterbrochen wird, wird das Clima ganz anders. Wirklich ist die Schiffahrt auf diesen Gewässern von der Mitte des Octobers bis zu Ende des Mays leicht und sicher: allein während der übrigen Jahrszeit machen die Windstillen und die Gewitter das Meer abwechslungsweise verdrüßlich und gefährlich.

Die Küste, welche an diesen Ocean angränzt, ist 600 Meilen lang. Ehemals lief von den blos

von der Natur gebildeten Rheden weder ein Kaufs farthenschiff, noch auch nur ein Fischkahn aus. Diese Unthätigkeit war zum Theil die Folge der Trägheit der Unterthanen: allein noch mehr Schuld hatten die von dem Hof von Madrid getroffenen üs beln Einrichtungen daran.

Der Verkehr zwischen den Reichen der Incas und des Montezumas, nachdem sie spanische Provinzen geworden, war in den ersten Zeiten auf der Seidsee frey. Man schränkte ihn einige Zeit nachher auf zwey Schiffe ein. Im Jahr 1636 war er gänzlich verboten. Dringende und wiederholte Vorstellungen brachten es nach einem halben Jahrhundert dahin, daß er aber unter Beschränkungen, die ihn ganz vereitelten, wieder eröfnet wurde. Erst im Jahr 1774 ist Süd und Nordamerika aller Umsatz, den ihr wechselseitiger Vortheil ertragen könnte, erlaubt worden. Die ververschiednen Gegenden dieser beyden Landschaften werden aus dieser neuen Einrichtung ohne Zweifel grossen Nutzen ziehen. Man kann inzwischen voraussagen, daß dieselbe dem Land Guatimala noch nützlicher seyn wird, als den andern.

Diese Audienza beherrscht über 12 Meilen gegen Westen, 60 gegen Osten, 100 gegen Norden, und 300 gegen Süden, oder 8 Provinzen machen diese große Gerichtsbarkeit aus.

Die Provinz Costa Ricca ist sehr wenig bevölkert, sehr wenig angebaut, und hat fast nichts als Heerden. Ein großer Theil ihrer alten Einwohner hat sich bis jetzt nicht unterworfen.

Von einem sechs Monate langen Regen, der in Güssen fällt, und einer sechsmonatlichen Trocken wird Nicaragua gewöhnlich alle Jahre heimgesucht.

Dieses sind die weichlichsten Leute in ganz Neuspanien, ob sie gleich nicht so reich sind.

Die Castilianer verübten nirgends so viele Grausamkeiten, als in Honduras. Sie machten solches zu einer Wüste. Daher bezieht man auch aus selbigem nichts als ein wenig Cassia und etwas Sassaparil.

Vera Paz war im Besitz, dem alten Mexiko die glänzenden Federn, aus denen man die so lange Zeit gerühmten Gemählde verfertigte, zu liefern. Allein die Provinz hat all ihre Bedeutung verloren, seit dem man diese Art des Kunstfleißes aufgegeben hat.

Soconusco ist wegen nichts, als der vorzüglichen Güte ihres Cacao bekannt. Diese Frucht dient grösstentheils Amerika selbst. Die 200 Centner, die man davon nach Europa führt, gehören der Regierung. Wenn mehr davon verhanden ist, als der Hof verbrauchen kann, so verkauft man ihn dem Publikum um den zweyfachen Preis des carakischen Cacao.

Ob Chiapa gleich mitten im mexikanischen Reich lage, so machte es doch zur Zeit der Ankunft der Spanier eine von diesem Reich unabhängige Provinz aus: allein auch dieser Bezirk unterwarf sich jenen Waffen, die nichts aufhalten konnte. Doch wurde wenig Blut vergossen, und daher sind die Indianer daselbst noch zahlreicher, als anderswo. Da die Provinz blos an Getraid, an Baumfrüchten, an Waiden Ueberfluß hatte, so liessen sich die Eroberer daselbst nicht häufig nieder; und das ist vielleicht der Grund, warum daselbst der Mensch weniger herab gewürdigt, weniger dumm ist, als in den mit Bergwerken angefüllten oder zum Handel

wohl

wohl gelegenen Gegenden. Die ursprünglichen Bewohner zeigten Verstand, hatten eine Geschicklichkeit zu den Künsten, und reden eine Sprache, welche etwas sanftes, selbst eine Art von Zierlichkeit hat. Diese Eigenschaften werden vorzüglich zu Chiapa de los-Indios, einer ziemlich wichtigen Stadt, wohin ihre angesehensten Familien sich geflüchtet haben, die sie allein bewohnen, und wo sie große Vorrechte genieſſen, bemerkt. Auf dem Fluß, der ihre Mauern bespühlt üben sich gewöhnlich die Geschicklichkeit und die Herzhaftigkeit dieser Leute, die weniger unter dem Druck sind, als ihre Nachbarn, mit Fahrzeugen. Sie stellen Schifsheere vor. Sie fechten gegen einander, sie greifen sich an und vertheidigen sich mit einer auffallenden Fertigkeit. Sie bauen hölzerne Schlösser auf, überziehen solche mit gemahlter Leinwand und belagern solche. Eben so geschickt sind sie auch im Stiergefecht, im Klopffechten, im Tanzen, in allen Leibesübungen. Wie sehr muß man daher bedauern, daß die Indianer einem Sieger in die Hände gefallen sind, welcher statt die Bande ihrer Sklaverey aufzulösen, solche noch mehr geschlossen hat!

Die Provinz Guatimala besitzt, wie die andere von ihr abhängigen Provinzen, Heerden, Bergwerke, Getraid, Mais, Zucker, Baumwolle: allein keiner theilt mit ihr den Vortheil des Indigobaus. Auf ihrem Gebiet liegt eine Stadt des nemlichen Namens, in der die Staatsbediente und zur Regierung eines so groſsen Landes erforderlichen Collegien beysammen wohnen.

Diese berühmte Stadt war in einem ungefähr drey Meilen breiten, und durch zwey ziemlich hohe Berge gebildeten Thale wohl oder nicht wohl erbaut.

Aus dem nach Süden hin liegenden Berge fließen Bäche und Quellen, die den am Abhange gelegenen Dörfern eine köstliche frische Luft verschaffen, und auch immer Blumen und Früchte unterhalten. Der Anblick des Berges, der nach Norden hin liegt, ist erschrecklich. Es wächst da niemals das geringste Gras. Man sieht da nichts als lauter Asche und verkalchte Steine. Eine Art von Donnern, welches die Einwohner dem Kochen der in dem Innern der Erde in Fluß gebrachten Metalle zuschreiben, läßt sich da beständig hören. Aus diesen innern Oefen steigen Flammen und Ströme von Schwefel auf, welche die Luft mit einem abscheulichen Gestank erfüllen. Guatimala liegt, nach einem sehr gewöhnlichen Sprüchwort, zwischen dem Himmel und der Hölle.

Die Waaren, welche Peru bestellt, werden aus dieser Hauptstadt über die Südsee versandt. Das für unser festes Land bestimmte Gold, Silber, Indigo wird durch Maulthiere nach dem Flecken St. Thomas, der 60 Meilen von der Stadt mitten in einem sehr tiefen See, der sich in den Meerbusen von Honduras verliert, gelegen ist, getragen. So viele Reichthümer werden in dieser Niederlage gegen die aus Europa im Monat Julius und Augustus angelangten Waaren umgetauscht. Dieser Markt ist gänzlich offen, ob es gleich leicht gewesen wäre, ihn vor allem plötzlichen plötzlichen Angrif sicher zu stellen. Das konnte man um so leichter, als der Eingang desselben durch zwey hohe Felsen, die von beyden Seiten bis auf einen Kanonenschuß hervorragen, verengt wird. Wahrscheinlicher Weise wird Spanien nicht eher andre Maßregeln treffen, bis es für seine Nachläßigkeit gezüchtigt worden ist. Nichts wäre leichte als das.

Die

Die Schiffe, die diesen Zug unternehmen, blieben ganz sicher auf der Rhede liegen. 1000 bis 1200 Mann zu St. Thomas ans Land gesetzte Truppen würden 15 Meilen weit über Berge marschiren müssen, wo sie dann bequeme Wege und Lebensmittel fänden. Der übrige Marsch gieng durch bevölkerte und mit allem versehene Ebenen. So würde man nach Guatimala kommen, wo nicht ein Soldat, noch ein einziges Festungswerk ist. Seine 40000 Seelen, Indier, Neger, Mestizen und Spanier, die niemals einen Degen gesehen haben, wären nicht im Stande, den geringsten Widerstand zu thun. Sie überlieferten dem Feinde, um ihr Leben zu retten, die unermeßlichen Schätze, die sie seit dreyhundert Jahren sammeln, und die Brandschatzung würde wenigstens 30,000000 Livres *) betragen. Mit dieser Beute machten sich die Truppen wieder nach ihren Schiffen, und könnten noch, wenn sie wollten, Geißeln mitnehmen, um ihren Rückzug sicher zu stellen.

Diese Gefahr ist unglücklicherweise nicht mehr vorhanden. Ein abscheuliches Erdbeben hat Guatimala im Jahr 1772 ganz über den Haufen geworfen. Von dieser Stadt, einer der reichsten in Amerika sind nur noch die Ruinen übrig.

Aber bald wird sie in andern Gegenden wieder da hen, denn was vermögen nicht die thätigen und fleißigen Nationen? Durch sie werden Gegenden, die man für unbewohnbar hielt, bevölkert, die unfruchtbarsten Felder fruchtbar gemacht, die Wasser zurückgetrieben, und auf ihrem Schlamm Wachsthum befördert. Die Moräste tragen Häuser.

(*) 11,250000 fl.

Mitten durch durchgegrabne Berge bahnt sich der Mensch einen Weg. Nach seinem Gefallen trennt er Felsen, oder er verbindet sie durch Brücken, die über der dunkeln Tiefe des Abgrunds, in dem der unten laufende Strom über seine Verwegenheit zornig zu murmeln scheint, gleichsam schwebend da hängen. Er setzt dem Meer Dämme entgegen, und schläft ruhig in der Wohnung, die er über seine Wellen hingebaut hat. Er vereinigt einige Bretter, setzt sich darauf, und befiehlt den Winden, ihn an die äussersten Ende des Erdballs zu tragen, und die Winde gehorchen ihm. Mensch, so verzagt und klein du bist, so groß zeigst du dich sowohl in deinen Entwürfen, als in deinen Werken. Mit zwey schwachen fleischernen Hebeln, die durch deinen Verstand unterstützt werden, greifst du die ganze Natur an, und du unterwirfst sie dir. Du trotzest den gegen dich verschwornen Elementen, und du machst sie zu deinen Sklaven. Nichts widersteht, wenn deine Seele gemartert wird, von der Liebe, oder dem Verlangen, ein schönes Weib zu besitzen, das du einstens hassen wirst; von dem Eigennutz oder der Raserey, deine Küsten mit einem Reichthum anzufüllen, der dir Genuß verspricht, den du einst ausschlagen wirst; von dem Ruhm oder Stolz, von deinen Zeitgenossen, die du verachtest, oder von einer Nachkommenschaft, die du nicht voraus schätzen kannst, gelobt zu werden. Wenn du große Dinge aus Leidenschaften ausführest, so thust du es nicht weniger aus langer Weile. Du kanntest zwar nur eine Welt, allein du wähntest, daß es noch eine andere gäbe, du suchtest sie auf, und du fandest sie. Ich folge dir in diese neue Welt Schritt für Schritt. Wenn die Kühnheit deiner Unternehmungen mir

bisweilen die Grausamkeit vergessen macht, so bin ich immer in gleicher Verwirrung, entweder weil deine Schandthaten mich vor Abscheu in Eis verwandeln, oder aber weil deine Tugenden mich vor Bewunderung ausser mich selbst bringen.

So waren jene kecke Spanier, die Amerika eroberteten, beschaffen: aber die Himmelsgegend, eine schlechte Staatsverwaltung, der Ueberfluß an allen Dingen entnervten ihre Abkömmlinge. Alles, was das Gepräge der Schwierigkeit an sich trug, war über ihre verdorbenen Seelen hinaus; und weichliche Arme entzogen sich allen Arbeiten. Seit dieser langen Zeit war es eine Erschlappung, von der man in der Geschichte wenige Beyspiele antrift. Wie sollte also eine von feuerspeyenden Bergen verschlungene Stadt sich aus diesem Schutt wieder erheben können? Allein seit einigen Jahren ist die Nation, wie neugebohren. Bereits hat man den Plan zu einer andern, größern, bequemern, und schönern Stadt, als die ehemalige war, entworfen; und sie wird 8 Meilen von der alten auf einem bessern Grund erbaut werden. Bereits hat der Hof von Madrid seine sonst gewöhnlichen langsamen Maßregeln fahren lassen, und die zu Erbauung der öffentlichen Gebäude erforderlichen Gelder angewiesen. Schon fügen sich die von den Auflagen, welche ihrer Unthätigkeit zum Grund oder zum Vorwand dienen konnten, befreyten Einwohner in die Absichten der Regierung. Ein neues Guatimala wird bald Neuspanien verschönern. Wenn diese Thätigkeit sich erhält, wenn sie sich vermehrt, werden die Engländer wahrscheinlich von den Besitzungen, die sie zwischen dem See von Nicaragua und dem Vorgebirg von Honduras anzulegen angefangen haben, vertrieben werden.

XXV.

Beschreibung von Honduras, Yucatan und Campesche. Was Spanien und England daselbst entzweyt.

Diese Gegend nimmt an den Küsten 180 Meilen ein, und erstreckt sich ins Land hinein bis an sehr hohe, mehr oder weniger vom Ocean entfernte Berge.

Das Clima dieser Gegend ist gesund und zimlich gemäßigt. Ihr Boden ist gewöhnlich von gleicher Beschaffenheit, wohl gewässert, und scheint zu allen zwischen den Wendezirkeln gepflanzten Erzeugnissen tauglich. Daselbst ist man jener häufigen Trockenheit, jenen schröcklichen Orkanen, welche so oft die bestgegründeten Hoffnungen auf den Inseln der neuen Welt zerstören, nicht ausgesetzt.

Das Land wird vorzüglich durch die Mosquiten bewohnt. Diese Indianer waren ehehin sehr zahlreich: allein die Kinderblattern haben ihre Volksmenge sehr vermindert. Man glaubt nicht, daß gegenwärtig ihre verschiedene Stämme mehr als 9 oder 10000 Männer unter die Waffen stellen könnten.

Eine noch kleinere Nation wohnt in den Gegenden um das Vorgebirg Gracias a Dios. Dieses sind die Samboes, die aus einem Schiff von Guinea, das ehemals in diesen Gewässern Schiffbruch litt, hier ans Land gekommen sind. Ihre Farbe, ihre Züge, ihre Haare, ihre Neigungen gestatten beynahe nicht, ihnen einen andern Ursprung zuzuschreiben.

Die Engländer sind die einzigen Europäer, die ihre Begierde bewogen hat, sich in diesen wilden Oertern niederzulassen.

Ihre

Ihre erste Besitzung war gegen 1730. 26 Meilen gegen Osten vom Vorgebirge von Honduras errichtet. Ihre Lage am äussersten Ende der Küste und am Fluß Black, der an seiner Mündung nur 6 Fuß Wasser hat, wird vielleicht ihre weitere Fortschritte aufhalten oder gar verhindern.

Vier und fünfzig Meilen von dieser Pflanzstadt liegt Gracios a Dios, dessen durch einen Arm des Meers gebildete Rhede unermeßlich groß und zimlich sicher ist. Ganz nahe bey diesem berüchtigtem Vorgebirge haben sich die Engländer an einem schiffbaren Fluß, dessen Ufer sehr fruchtbar sind, niedergelassen.

Siebenzig Meilen weiter hat diese unternehmende Nation zu Blewfield große und fruchtbare Ebenen einen zugänglichen Fluß, einen bequemen Hafen und eine Klippe, die man leichtlich unüberwindlich machen konnte.

Die drey Factoreyen beschäftigten 1769 nicht mehr als 206 Weisse, eben so viele Mulatten, und 900 Sklaven. Ohne die Maulesel, und einige andre nach Jamaika geschickten Waaren sandten sie alle Jahre nach Europa 800000 Schuh Mahagoniholz, 200000 Pf. Sasaparill und 100000 Pf. Schildkrotenschaalen. Die Handelszweige sind seitdem vermehrt worden. Man hat Zuckerrohre gepflanzt, deren erster Zucker von einer vorzüglichen Beschaffenheit befunden worden ist. Gute Beobachter bestätigen es, daß ein ruhiger Besitz des Lands der Mosquiten England einst mehr werth seyn würde, als alle Inseln, die es gegenwärtig in Westindien besitzt.

Die Nation scheint wegen ihres Eigenthumrechts keinen Zweifel zu hegen. Niemals, sagen ihre Schriftsteller,

steller, hat Spanien diese Völker unterjocht, und niemals haben sich diese Völker Spanien unterworfen. Sie waren sowohl dem Recht nach, als in der That unabhängig, als im Jahr 1670 ihre Anführer sich von selbst in die Arme von England warfen, und seine Landeshoheit anerkannten. Auf ihr Ansuchen sandte der Hof von London 1741 ein Corps Truppen in ihr Gebiet, und bald folgte eine bürgerliche Staatsverwaltung nach. Wenn man nach dem Frieden von 1763 die Militz und Staatsbedienten daraus zurücknahm, wenn man die zur Sicherheit sowohl der Wilden als ihrer Vertheidiger errichtete Befestigungen schleifte, so geschahe dieses aus Unwissenheit des Ministeriums, das sich bereden ließ, das Land der Mosquitos mache einen Theil der Hondurasbay aus. Nach Aufdeckung dieses Irrthums aber wurde im Anfang des Jahrs 1776 aufs neue eine ordentliche Regierung in diesen Gegenden errichtet.

Man würde gar keinen Anstand nehmen, sich mit der Untersuchung dieser grossen Vortheile abzugeben, wenn die Nationen sich der Vernunft und Gerechtigkeit gemäß betragen würden: allein die Stärke und Convenienz entscheiden unter ihnen alles, aber freylich hat keine derselben es gewagt, solches einzugestehen. Herrscher, was ist das für eine Schande, die euch aufhält? Da die Billigkeit für euch nichts, als ein bloßer Name ist, so erklärt es. Zu was dienen jene Verträge, die keinen Frieden versichern, zu denen der schwächere gezwungen ist beyzutretten; die in dem einen und dem andern contrahirenden Theil nichts, als die Erschöpfung der Mittel zur Fortsetzung des Kriegs andeuten, und die immer wieder gebrochen werden? Unterzeich-

zeichnet lieber blosse Waffenstillstände, und bestimmt derselben Dauer nicht. Wenn ihr euch entschlossen habt, ungerecht zu seyn, so hört aufs wenigste auf, treulos zu seyn. Die Treulosigkeit ist so niederträchtig, so verhaßt, und Herrschern steht dieses Laster gar nicht an. Der Fuchs in der Löwenhaut, der Löw im Fuchsbalg sind zwey gleiche lächerliche Thiere. Aber statt mit Tauben, die man von nichts überzeugen, und durch nichts reitzen kann, zu sprechen, wollen wir etwas von den Bayen von Honduras, Campesche, und der Halbinsel Yucatan, die sie von einander absondert, melden.

Diese Halbinsel ist 100 Meilen lang, und 20 bis 25 breit. Das Land ist durchaus gleich. Man sieht da weder Fluß noch Bach: aber überall ist das Wasser so nahe an der Oberfläche der Erde, überall sind die Muscheln in solcher Menge vorhanden, daß dieser große Raum ehemals hat ein Theil des Meers seyn müssen. Die ersten Spanier, die an diesen Küsten erschienen, fanden da nach Herreras Bericht eine sehr sonderbare Gewohnheit. Die Männer trugen gewöhnlicherweise Spiegel von einem sehr glänzenden Stein bey sich, in denen sie sich unaufhörlich betrachteten, während daß die Weiber sich dieses zur Schönheit so schätzbaren Werzeugs nicht bedienten.

Wenn der bekannte Gebrauch, den die Weiber in unsern Gegenden vom Spiegel machen, nichts anders anzeigt, als das Verlangen, den Männern zu gefallen, und dadurch die von der Natur erhaltenen Reitze durch das, was ihnen die Kunst auffallendes geben kann, zu erhöhen, so würden die Männer in Yucatan den nemlichen Kostenaufwand machen, um den Weibern zu gefallen. Aber dieß ist eine so seltsame Thatsache, daß man sie im Zweifel verwerfen

kann,

kann, ausser man unterstützte selbige durch eine noch seltsamere Thatsache, die darinn besteht, daß die Männer sich dem Müßiggang überlassen, während daß die Weiber zum Arbeiten verdammt sind. Da die jedem eignen Geschäfte unter beyden Geschlechtern umgekehrt werden, so werde ich mich nicht mehr verwundern, an dem einen die Schwachheiten des andern zu finden.

Yukatan, Honduras, Campesche hatten für die Verherrer der neuen Halbkugel nicht jene reichen Metalle, wegen der sie soviele Meere durchwandert waren. Daher vernachläßigten, ja verachteten sie sogar diese Gegenden. Wenige derselben liessen sich daselbst nieder; und die, welche das Schicksal dahin brachte, verfielen bald in die Trägheit der Indianer. Keiner gab sich damit ab, Erzeugnisse, die der Ausfuhr würdig gewesen wären, anzupflanzen. So wie die Völkerschaften, die man zerstöhrt oder unterjocht hatte, lebten auch sie von Cacao, Mais, zu welchem sie noch die leichte und bequeme Nahrungsquelle der aus der alten Welt erhaltenen Heerden hinzufügten. Um ihre Kleidungsstücke, die sie selbst nicht machen wollten oder konnten, und einige andre Waaren von eben nicht hohem Werth, die ihnen Europa lieferte, zu bezahlen, hatten sie eigentlich keine andre Quelle, als ein Farbholz, das auf allen Märkten unter dem Namen des Campescheholzes bekannt ist.

Der Baum e), der es liefert, und sehr hoch ist, f) hat wechselsweise stehende Blätter, die aus acht Seitenblättchen bestehen, herzförmig, und in zwey

Rei-

---

e) Hæmatoxylon campechiarum. L.

f) 16 bis 20 Fuß.

Reihen an eine gemeinschaftliche Rippe der Länge nach angefügt sind. Seine kleine und röthliche Blumen wachsen in traubenförmigen Büscheln an den äußersten Spitzen der Zweige. Sie haben jede einen einblätrigen Kelch g), aus dessen Grund sich fünf Blumenblättchen, und zehen abgesonderte Staubfäden erheben. Der in der Mitte stehende Stempfel wird zu einer eyrunden, platten Hülse, die ihrer Länge nach sich in zwey eyförmige Stücke theilt, welche zwey oder drey Saamen h) enthalten. Der innerste Theil des Holzes, der anfänglich roth ist, wird einige Zeit, nachdem das Holz gefällt worden, schwarz. Nur das Herz, oder Mittlere des Baums färbt schwarz oder violet.

Der Geschmack an diesen Farben, der vor zweyhundert Jahren ausgebreiteter war, als gegenwärtig, verschafte diesem kostbaren Holz einen beträchtlichen Verschluß. Dieser brachte bis zur Niederlassung der Engländer auf Jamaica Spanien allein Vortheil.

Unter der Menge Kaper, die täglich von dieser berühmt gewordenen Insel ausliefen, giengen viele hin und kreuzten in beyden Bayen und an den Küsten der Halbinsel, um die Schiffe, die dahin giengen, aufzufangen. Diese Räuber kannten den Werth ihrer Ladung so wenig, daß, wenn sie damit beladene Fahrzeuge antrafen, sie nur das Eisenwerk davon mitnahmen. Als einer unter ihnen ein großes Fahrzeug, das weiter nichts aufhatte, wegnahm, brachte er es nach der Themse mit dem einzigen Vorsatz, es zum Kaper auszurüsten, und wider sein Erwar-

g) Nach Jacquin einen fünfblättrigen, purpurrothen Kelch, und fünf blaßgelbe Blumenblättchen.
h) eyerförmige.

Erwarten verkaufte er ein Holz, welches er so wenig achtete, daß er auf seiner ganzen Reise immer davon gebrannt hatte, sehr theuer. Seit dieser Entdeckung unterliessen die Kaper, die nicht glücklich zur See waren, niemals nach dem Fluß Champeton zu segeln, wo sie die Haufen Holz, die immer am Ufer fertig lagen, aufluden.

Als der Friede zwischen ihrer Nation und Spanien ihren Gewaltthätigkeiten Schranken gesetzt hatte, legten sich viele auf das Fällen des indischen Holzes. Anfangs lieferte ihnen das Vorgebirg Catoche solches im Ueberfluß. Seit dem sie aber merkten, daß es da abnahm, ließen sie sich zwischen Tabasko und dem Fluß Champeton, um den Trauersee, und auf der nahe dabey gelegenen Ochseninsel nieder. Im Jahr 1675 waren daselbst ihrer zweyhundert sechszig. Ihr anfangs ausserordentlicher Eifer erkaltete gar geschwind. Die Gewohnheit am Müssigang gewann wieder die Oberhand. Da sie meistentheils vortrefliche Schützen waren, ward die Jagd ihre stärkste Leidenschaft, und ihre alte Neigung zum Rauben ward durch die Uebung wieder rege. Bald fiengen sie an, Streifereyen gegen die indischen Dorfschaften vorzunehmen, aus welchen sie die Einwohner wegschleppeten. Die Weibsleute mußten ihnen aufwarten, und die Mannsleute wurden zu Jamaika, oder in andern Inseln verkauft. Der durch diese Unordnungen aus seinem Schlummer aufgeweckte Spanier überfiel diese Räuber mitten in ihren Schwelgereyen, und hub sie meistentheils in ihren Hütten auf. Sie wurden als Gefangene nach Mexiko gebracht, wo sie ihr Leben in den Bergwerken beschlossen.

Diejenigen, die entgegen waren, flüchteten sich in den Meerbusen von Honduras, wo sich Landstreicher aus dem nördlichen Amerika zu ihnen gesellten. Mit der Zeit kamen sie so weit, daß sie ein Corps von 1500 Mann ausmachten. Die Unabhängigkeit, das zügellose Leben, das sie führten, wobey sie alles vollauf hatten, machte ihnen das morastige Land, das sie bewohnten, angenehm. Gute Verschanzungen stellten ihr Leben und ihre Lebensmittel in Sicherheit, und sie begnügten sich mit den Beschäftigungen, die ihre unglücklichen Gefährten zu ihrem großen Leidwesen vernachläßigt hatten. Nur beobachteten sie die Vorsicht, niemals tief ins Land zu gehen, um Holz zu fällen, ohne wohl bewaffnet zu seyn.

Sie erndteten die grösten Vortheile von ihrer Arbeit. Zwar war die Tonne, die bis 900 Livres *) war bezahlt worden, sehr tief herab gesunken, allein man hielt sich durch die Menge für das schadlos, was man an dem Preis verlor. Die Holzhauer lieferten die Frucht ihrer Mühe, theils an die Jamaikaner, die ihnen Maderawein, starke Getränke, Leinwand und Kleider brachten; theils an die englischen Pflanzörter in Nordamerika, die ihnen ihre Lebensmittel verschafften. Dieser immer verbotene Handelsverkehr, der zu so vielem Geschrey Anlaß gegeben hat, ist im Jahr 1763 erlaubt worden. Man hat die Freyheit Großbritannien versichert, Holz da schlagen zu lassen, aber ohne Festungswerke aufführen zu dürfen, ja sogar mit der Verbindlichkeit, die aufgeführten niederzureissen. Der spanische Hof hat selten ein Opfer gethan, das ihn schwerer angekommen wäre, als, das zu leiden, daß eine thätige,

*) Oder 412 fl. 30 kr.

mächtige, ehrgeitzige Nation sich mitten in seinen Besitzungen niederlasse. Daher suchte es gleich nach dem Frieden eine Gestattung, welche traurige Umstände ihm abgenöthigt hatten, unnütze zu machen.

Das Holz, das auf dem trockenen Boden von Campesche wächst, ist weit besser, als das in den Morästen der Hondurasbay gehauene. Inzwischen wurde das letztere häufiger verbraucht, weil der Preis des erstern seit langer Zeit alle Schranken überschritten hatte. Das spanische Ministerium begriff am Ende diese große Wahrheit. Es ließ alle Abgabe, die auf seiner Waare lagen, und selbige zu sehr drückten, nach, hob alle Einschränkungen, die ihrem Verschluß hinderlich waren, auf; und damals bekam sie auf allen Märkten einen großen Abgang. Bald fanden die Engländer keinen Absatz mehr. Ohne sein Versprechen unerfüllt gelassen zu haben, sahe sich der Hof von Madrid von einer Mitwerbung befreyt, die für ihn den Besitz zwey grosser Provinzen unnütze gemacht hatte. Bisweilen zieht Cadix das Holz von dem Ort seiner Entstehung, öfters aber noch wird es nach Veracruz gesandt, da solches der wahre Verbindungspunkt zwischen Mexiko und Spanien ist.

XXVI.

Veracruz ist es vorzüglich, durch das Mexiko mit Spanien Verkehr unterhält. Nach welchen Grundsätzen diese Handlung bisher geleitet worden ist.

Das alte (vieja) Veracruz diente Anfang zur Niederlage. Diese von dem Cortez gerade an dem Ort, wo er zuerst landete, erbaute Stadt liegt an den Ufern

Ufern eines Flußes, der während eines Theils des Jahrs kein Wasser hat, aber der in der regnerischen Jahrszeit die grösten Schiffe tragen kann. Die Gefahr, der sie in einer Stellung ausgesetzt waren, wo sie nichts gegen die Gewalt der in den dortigen Gegenden so gewöhnlichen Winde schützt, machte, daß man einen sichrern Ort für sie suchte, und man fand ihn 18 Meilen weiter hinunter an derselben Küste. Dort ward das neue (nueva) Veracruz erbaut, 72 Meilen von der Hauptstadt des mexikanischen Reichs.

Neu Veracruz liegt unter einem Himmelsstrich, den eine brennende Sonne und unaufhörliches Regnen wechselsweise unangenehm und ungesund machen. Dürre Sandstrecken sind dessen Gränze nach Norden, und stinkende Moräste nach Westen hin. Alle Häuser sind von Holz gebaut. Sie wird von niemand, als einer mäßigen Besatzung, einigen Bedienten der Regierung, den von Europa angelangten Seefahrern, und den zum Empfang und Versendung der Ladungen nöthigen Commissionären bewohnt. Ihr Hafen wird durch die kleine Insel San Juan d'Ulua gebildet.

Er hat die Ungelegenheit, daß er nur 30 bis 35 Fahrzeuge enthalten kann, und die er nicht immer einmal vermag vor der Wuth des Nordwinds sicher zu stellen. Man kömmt nur durch zwey so schmale Canäle hinein, daß nicht mehr als ein Schiff auf einmal durchgehen kann. Der Zugang selbst wird durch eine große Anzahl oben dem Wasser gleich liegender Felsen gefährlich gemacht. Die Steuerleute des Lands glaubten durchaus, daß nur durch eine Erfahrung von mehrern Jahren erlangte Kenntnisse der Ortsumstände einem durch so viele Gefahren durchhelffen könnten. Allein da verwegene Seeräuber 1712 den

Platz überfallen haben, so hat man Thürme am Ufer erbaut, wo aufmerksame Schildwachen beständig auf die allgemeine Sicherheit wachen.

In dieser schlechten Rhede, die aber eigentlich die einzige in diesem Meerbusen ist, langen die für Mexikos Bedürfnisse bestimmten Waaren an, die Schiffe, die sie hinbringen, landen nur nach und nach. Man sendet sie flottenweise alle zwey, drey oder vier Jahre aus Cadix ab, wie es die Noth oder die Umstände erfordern. Gewöhnlich sind es 12-14 große Kauffartheyschiffe, die von zwey, oder wenns die Staatsklugheit verlangt, von mehrern Kriegsschiffen begleitet werden. Um die Gefahr zu vermeiden, die sie wegen der Orkane an den Landungsplätzen ausstehen müßten, gehen sie von Spanien im Monat Februar, oder May oder Junius ab, nehmen im Vorbeygehen Erfrischungen zu Porto Ricco ein, und langen nach einer Fahrt von 70 bis 80 Tagen zu Veracruz an, von wo aus ihre ganze Ladung nach Xalapa auf Mauleseln gebracht wird.

In dieser Stadt, die 12 Meilen vom Hafen liegt, an einem Berg angelehnt und bequem gebaut ist, wird eine Messe gehalten, die nach den Gesetzen nur sechs Wochen dauern soll, die aber manchmal auf Bitten der spanischen oder der mexikanischen Kaufleute verlängert wird. Wenn die Handelsgeschäfte abgethan sind, bringt man die Metalle und andere Artikel, die Mexiko gegen europäische Erzeugnisse und Waaren umgesetzt hat, nach Veracruz, wo sie nach unserer Halbkugel eingeschift werden. Die Jahrzeiten zu ihrer Abreise sind nicht immer gleich günstig. Es würde gefährlich seyn, sie in den Monaten August und September unter Segel gehen zu

las-

lassen, und im October und November wäre es vollends unmöglich.

Die Flotte nimmt ihren Weg nach der Havannah, woselbst die Fahrzeuge, die von Honduras, Carthagena und andern Bestimmungsorten zurückkommen, mit ihr sich vereinigen. Sie hält sich daselbst 10 oder 12 Tage auf, um frische Lebensmittel einzunehmen, und den Schiffen Zeit zu lassen, sich mit Zucker, Taback, und den andern Waaren, welche die Insel Cuba liefert, zu befrachten. Sie fährt hierauf durch den Kanal von Bahama. Dann segelt man bis auf die Höhe von Neuengland; und nachdem sie 40 Grade dieser Breite durchschifft hat, zieht man sich gegen Südosten, um das Vorgebirg San Vincenz zu entdecken und dann Kadix zu erreichen.

In der Zwischenzeit, zwischen der Abreise zwey Flotten, schickt der Hof ein oder zwey Kriegsschiffe, die man Azogen nennt, um das zur Betreibung der Bergwerke nöthige Queckſilber nach Mexiko zu bringen. Im Anfang lieferte es Peru: aber es gieng mit dem Hinschicken so ungewiß, so langsam, und so oft betrüglich her, daß man im Jahr 1734 für besser hielt, es von Europa aus hin zu senden. Anfangs gaben die Bergwerke von Guadalcanal das nöthige dazu her. Nachher hat man diese für die ergiebigen Bergwerke zu Almaden in Estramadura liegen gelassen. Die Azogen nehmen den Preis der Waaren, die seit dem Abgang der Flotte verkauft worden sind, oder das, was aus den auf Credit Verkauften gelößt worden ist, und die Gelder, welche die mexikanischen Handelsleute für ihre Rechnung bey der nächsten Versendung gebrauchen wollen, mit zurück. Die Regierung erlaubt gewöhnlich, daß 3 oder 4 Kauffahrtheyschiffe mit ihren Schiffen segeln

dürfen.

dürfen. Ihre ganze Ladung sollte zwar nur in Obst oder Getränke bestehen: allein es schleichen wichtigere Artikel sich ein. Diese Schiffe kommen immer mit ihrem Ballast zurück, wenn ihnen nicht durch eine ganz besondere Gunst erlaubt wird, etwas Cochenille einzunehmen.

Wenn Convenienz oder politische Gründe die Abfahrt einer neuen Flotte verzögern, so schickt der Hof von der Havannah aus eines seiner Schiffe nach Veracruz. Es nimmt dann alles, was der Krone gehört, und Metalle, welche die Schuldner oder Spekulateur von der neuen nach der alten Halbkugel schicken wollen, ein.

Neu Spanien sandte seinem Mutterland seit 1748 bis 1753 über Verracruz und Honduras 62, 661466 Livres (a) und zwar in Gold 574550, (b) an Silber 43,621497 (c) und an Erzeugniße nach ihrem Preis in Europa 18,465419 (d)

Von diesen Erzeugnissen gehörten der Krone 529200 (e); den Handelsleuten 17,29319. (f)

Der Handel empfieng an Gold und Silber 25, 649040 Livr. (g) die Agenten der Regierung oder Einzelne, die ihr Vermögen nach Europa geschickt haben 7,206700 Livr. (h) und die Krone 6, 480000 Liv. (i)

Der Hof von Madrid muß diese Abgabe bald vermehrt sehen; und diese Muthmassung ist auf folgende Gründe gestützt.

Mexiko war in alten Zeiten ohne Vertheidigung: denn was konnte man von einigen Bürgern, welche jede Stadt unter die Waffen stellen mußte, erwarten,

---

(a Oder 28,719838 fl. b) Oder 263335 fl. c) Oder 19,993185 fl.
(d — 8,463317 fl. e) — 242550 fl. f) — 8,220767 fl.
(g — 11,755828 fl. h) — 5,530898 fl. i) — 2,970000 fl.

ten, wenn eine größere oder geringere Gefahr den Staat bedrohte. Man unterließ nicht, aus dieser zerstreuten Miliz sechs Regimenter zu Fuß und zwey zu Pferd aufstellen, und solche nachher durch aus Europa geschickte Officiere unterrichten zu lassen. Die Zeit erweiterte die Begriffe. Leute, die gewöhnlich mit den Handwerken und der Handlung beschäftigt waren, schienen eine zu schwache Stütze für die höchste Gewalt zu seyn; und daher entschloß sich diese, in dem Land selbst zwey Bataillons zu Fuß, und zwey Dragonerregimenter auszuheben, die keine andere Beschäftigung als das Kriegshandwerk hätten. Nach dem Frieden von 1763 hielt die Regierung dafür, daß Leute, die durch den Müßiggang und das Clima weichlich geworden, zum Kriege nicht taugten; und daher wurden regulirte Truppen aus dem Hauptland nach der Colonie gesandt. Dieses System wird noch befolgt; und es sind in Mexiko immer 3 oder 4 Bataillons von unserm festen Land, die erst nach vier Jahren abgelößt werden.

Mit diesen Erhaltungsmitteln sind noch andre nichts weniger wirksame verknüpft worden. Die Insel San Juan d'Ulua, welche den Hafen von Veracruz bildet, uod die solchen vertheidigen soll, hatte nur wenige und schlechte Festungswerke. Man hat sie geschleift. Auf ihren Trümmern und auf einem lebendigen Felsen sind kürzlich weitläufige, dauerhafte und zum hartnäckigsten Widerstand tauglichen Werke aufgeführt worden. Wenn auch gegen allen Anschein dieser Schlüssel von Mexiko bezwungen würde, so wäre das Land nach diesem Streich doch noch nicht vertheidigungsloß. 24 Meilen vom Meer am Fuß der Berge in einer Ebene, die nichts bestreicht, ist 1770 zu der prächtigen Citadell von

69-245
Volkoff & Von Hohenau
10-30-68

Perote der Grund gelegt worden. Die Zeughäuser, die Casernen, die Vorrathshäuser sind alle gegen die Bomben gesichert.

Nach allem Anschein wird der Hof von Madrid die Anzahl seiner Truppen, die er in Neuspanien unterhält, niemals vermindern: Allein der Theil der Staatseinkünfte, welchen die Festungswerke wegnahmen, muß seine Schätze bald vergrössern, ausser er verwende solch in der Colonie selbst zur Errichtung nützlicher Besitzungen. Schon eröfnen sich an den Ufern des Flußes Alvarado, wo das Bauholz im Ueberfluß vorhanden ist, große Schifswerften. Diese Neuheit ist von einer glücklichen Vorbedeutung. Andere werden ungezweifelt folgen. Vielleicht entspricht Mexiko nach drey Jahrhunderten von Unterdrückung und Todesschlummer den hohen Bestimmungen, zu welchen die Natur es mit so langer Zeit vergebens berufen hatte. In dieser angenehmen Hofnung wollen wir Nordamerika verlassen, und nach Südamerika übergehen, wo wir durch eine niemals veränderliche Ordnung der Vorsehung die nemlichen Wirkungen von den neinlichen Ursachen bewirkt; den nemlichen Haß durch die nemliche Rohheit erregt; die nemlichen Vorsichten durch die nemlichen Beunruhigungen an Hand gegeben; die nemlichen Hindernisse, die nemliche Eifersucht in Weg gelegt; die Räuberey durch die Räuberey erzeugt; das Unglück durch das Unglück gerächt; ein dummes Verharren im Uebel und die Lection der unnützen Erfahrung sehen werden.

Ende des sechsten Buchs.

In einigen Exemplarien ist S. 120 statt Rottin Schilfrohr zu lesen.

E783
R274p
v.3